Lampert

Anstreichungen
5.4.74

König Ludwig II.

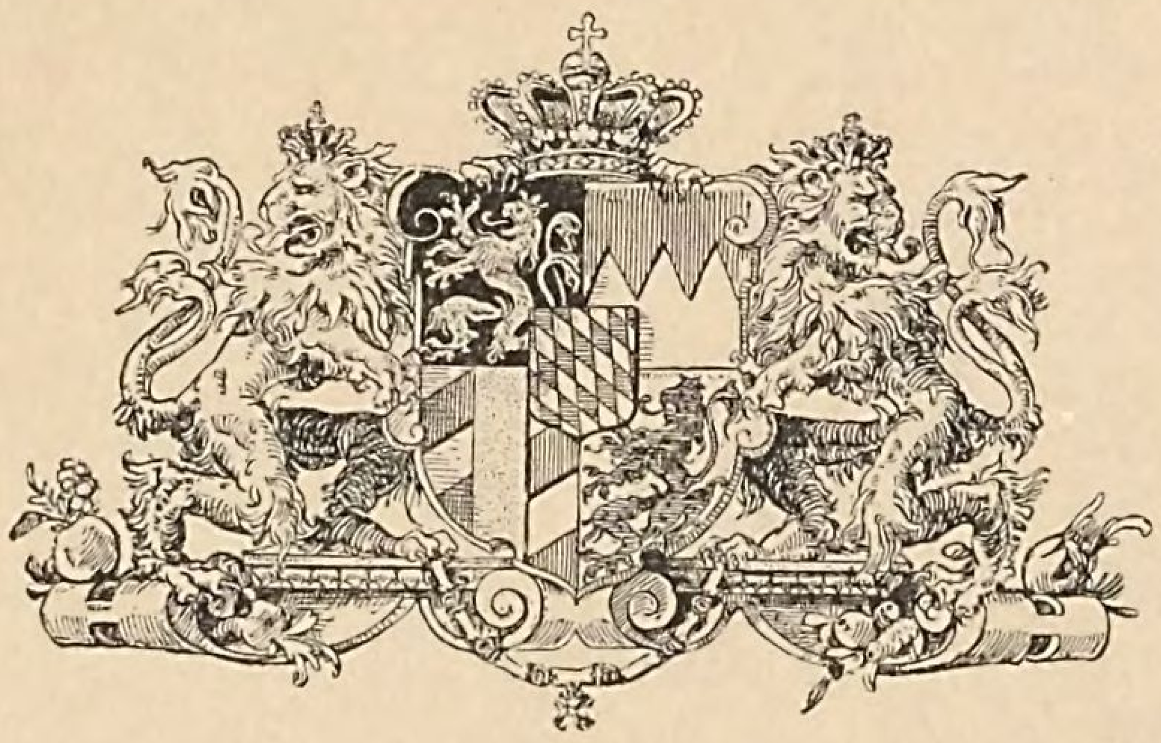


von

Friedrich Lampert.

G. Franz'scher Verlag, Jos. Roth, Hofbuchhändler in München.

Heft 2.



Ludwig II., König von Bayern.

Druck des Literarischen Instituts von Dr. M. Huttler, Konrad Fischer, München.
Papier aus der Papierfabrik von Dr. Haerlin in Gauting.



Ludwig II., König von Bayern.

Nach einem Stiche von W. Hecht aus J. Aumüllers Kunstverlag.

Ludwig II.
König von Bayern.

Ein Lebens-Bild

von

Friedrich Lampert.

Mit vielen Lichtdruck-Beilagen und Text-Illustrationen.

München.
Jos. Roth, königl. und herzogl. bayer. Hofbuchhändler
G. Franz'scher Verlag.
1890.

Vorwort.

Als ich der vom Verleger vorliegenden Werkes an mich ergangenen ehrenvollen Aufforderung, ein „Lebensbild König Ludwigs II." zu entwerfen, Folge leistete, war ich mir der Schwierigkeit dieser Aufgabe wohl bewußt, doch glaubte ich mich ihr nicht entziehen zu dürfen. Mit Ausnahme einiger kleineren und gewiß verdienstvollen Schriften, auf die auch ich Bezug genommen, ist seit der traurigen Katastrophe des 13. Juni 1886 kein größeres Buch erschienen, welches dem Leben des unglücklichen Königs in seinem ganzen Verlaufe, vom hoffnungsvollen Anfang bis zum trostlosen Ende, gebührend Rechnung getragen hätte. Die nachfolgende Darstellung soll diese Lücke ausfüllen und die thatsächlichen Vorgänge streng objektiv erzählen. Ohne im geringsten der geschichtlichen Wahrheit, aber auch ohne der Pietät entgegenzutreten, habe ich Licht und Schatten gerecht zu verteilen gesucht. War doch beider so viel in König Ludwigs Leben. Mit Freuden konnte ich bei dessen ersten Regierungsjahren verweilen, wo er noch klaren Geistes die Geschicke seines Landes leitete; mit Trauer, aber offen und wahr, mußte ich die Zeit schildern, wo finstere Mächte diesen Geist umnachteten, und zeigen, wie es zu dem Ende kommen mußte, zu dem es gekommen ist.

Eines Königs Geschichte ist zugleich die seines Landes. Darum meinte ich auch, in ihrer historischen Aufeinanderfolge und Entwicklung den bedeutsamen Ereignissen nachgehen zu sollen, welche Bayern und Deutschland seit dem Regierungsantritte Ludwigs II. bewegt und unserem engeren Vaterlande zu seiner berechtigten, hervorragenden Stellung im neuen geeinten deutschen Reiche, zumeist noch durch König Ludwigs persönliches Eingreifen, verholfen haben.

Der ideale Sinn, welcher Ludwig II. innewohnte und wie er sich in seiner Hingebung an die Schönheit der Natur und, bei aller Verirrung, auch in seinen Kunstschöpfungen gezeigt hat, kommt in seinen feenhaften Schlössern zum besonderen Ausdruck, und darum ist, gewiß auch zum besseren Verständnis unseres „Lebensbildes", diesem die Wiedergabe der hervorragendsten Teile jener, zumeist in Original-Photographien, eingefügt.

Möge dieses patriotische Buch seinen Zweck nicht verfehlen.

Ippesheim, Pfingsten 1890.

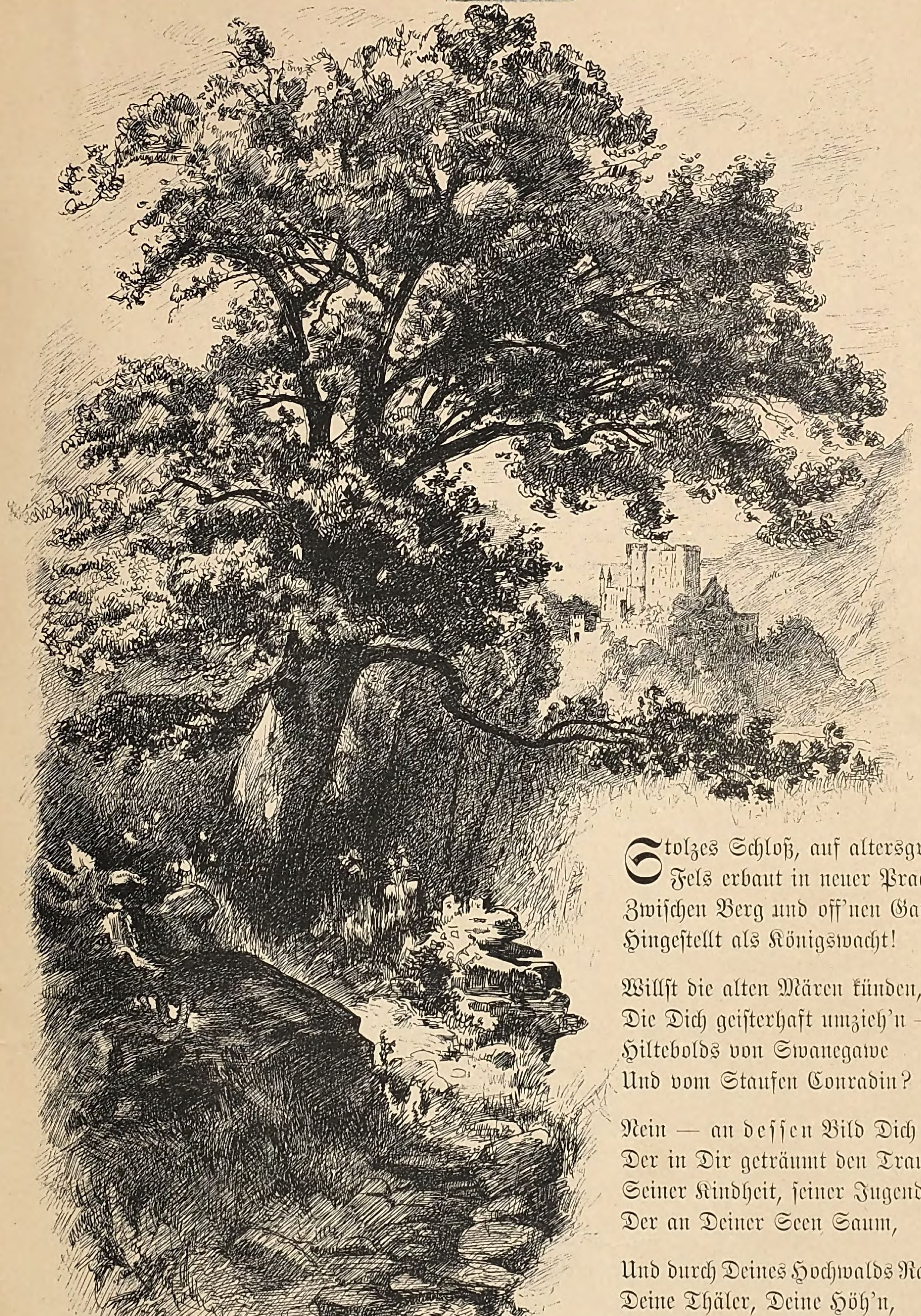
Der Verfasser.

Verzeichnis der Tafeln.

Register.

Berichtigungen.

Seite	4	Zeile	2	von unten	1829 statt 1840.
„	5	„	14	von oben	1830 „ 1840.
„	26	„	26	„ „	1863 „ 1864.
„	67	„	23	„ „	außerösterreichischen statt österreichischen.
„	93	„	4	„ „	psychologische statt physiologische.
„	113	„	12	„ „	gearteten statt geratenen.
„	113	„	27	„ „	um die Zeit, statt: die Zeit.
„	121	„	6	von unten	zum zweitenmal statt zum erstenmal.



Stolzes Schloß, auf altersgrauem
Fels erbaut in neuer Pracht,
Zwischen Berg und off'nen Gauen
Hingestellt als Königswacht!

Willst die alten Mären künden,
Die Dich geisterhaft umzieh'n —
Hiltebolds von Swanegawe
Und vom Staufen Conradin?

Nein — an dessen Bild Dich füge,
Der in Dir geträumt den Traum
Seiner Kindheit, seiner Jugend,
Der an Deiner Seen Saum,

Und durch Deines Hochwalds Rauschen,
Deine Thäler, Deine Höh'n,
Seiner Seele Losung lernte:
„Einsamkeit, wie bist du schön!"

Vor 40—50 Jahren begegnete man in Bayern vielfach einem Bilde, das den König Ludwig I. im Kreise seiner Familie darstellte. Den König selbst an der Seite seiner Gemahlin, der Königin Therese, umgeben von vier Söhnen und vier Töchtern. Ein reicher, blühender Kranz. Daß Menschenleben, wenn sie Blumen gleichen, auch im Verblühen und Verwelken deren Loos aufweisen, ist natürlich. Aber wie sie hinschwinden, fordert oft unsere teilnahmvolle Betrachtung heraus. Und auch jenes königliche Familienbild, das damals nur die Sonne reinsten Glückes der Gegenwart und eine vielversprechende Zukunft widerzuspiegeln schien, müßte uns jetzt im Schattendunkel höchster Tragik erscheinen. König Ludwig I. freiwillig vom Throne, auf dem er im Vollbewußtsein autokratischer Würde, wie nur irgend ein Fürst, 23 Jahre lang gesessen, herabgestiegen; seine Gemahlin das Opfer heimtückischer, städteverwüstender Krankheit; der Kronprinz, des Vaters Krone nur 16 Jahre tragend und dann plötzlich abgerufen, die Hoffnungen seines treuen Volkes unerfüllt mit ins Grab nehmend; Prinz Otto mit dem Diadem des aus tiefster Knechtschaft und in heldenmütigem Kampfe zur Freiheit und Selbstständigkeit erstandenen Griechenvolkes geschmückt und dann von diesem undankbar ins Exil geschickt; Prinz Adalbert auch verhältnißmäßig früh aus dem Leben geschieden. — Nur Einer jener vier Königssöhne mit der Schwester noch geblieben, und in seiner Hand nun, nach Vater, Bruder, Neffen, des Landes Zepter, das der in den Fluten des Sees erkalteten des einen Königs entfallen, das der andere niemals in die seine nehmen kann. Und welche Katastrophen sind dem vorangegangen, bis es, zum Heile Bayerns, so gekommen ist!

Eine dieser Katastrophen und zwar die traurigste, welche das Haus der Wittelsbacher je gesehen, zu schildern, soll die Aufgabe der folgenden Blätter sein. Mit aller Pietät, aber auch mit aller Objektivität historischer Treue, Niemanden zu lieb oder zu leid, wollen wir sie zu lösen suchen. Mag sie, wenn wir auf den Ausgang des unglücklichen Königs Ludwig II. blicken, schwer erscheinen, so wird sie uns wieder erleichtert, weil wir doch auch von einer Zeit aus seinem Leben erzählen dürfen, da dieses noch

licht und hell war, da wir uns der idealen Erscheinung auf dem Königsthron noch in ungetrübter Teilnahme freuen konnten. Und je weiter wir in jenem Leben zurückgehen, um so mehr finden wir, was uns zur Annahme dieser Idealität berechtigt, freilich aber wieder auch, des Kontrastes zwischen Anfang und Ende wegen, zu tiefster Wehmut stimmt.

Wir könnten, wäre es uns nur um den engen Rahmen einer Biographie zu thun, sofort mit dem Tage beginnen, an welchem König Ludwig II. seinen fürstlichen Eltern geboren wurde. Allein weil wir ein Menschenleben viel besser verstehen und gerechter würdigen, wenn wir den Wurzeln nachgehen, aus denen es erwachsen ist, so werden wir auch Licht und Schatten in dem König Ludwigs gleicher verteilen, manches in seinem Charakter uns besser und deutlicher erklären, wenn wir erst ein paar Augenblicke bei den Gestalten seines Vaters und seiner Mutter verweilen.

Namentlich König Maximilians II. Bild muß unbedingt dem seines Sohnes vorangestellt werden, wollen wir die Züge des letzteren klarer enträtseln. Auch der Vater wird, wie der Sohn, seinen wahren Biographen erst in einer spätern Zukunft finden, die beider Persönlichkeit leichter und gegenständlicher aus dem schwankenden Getriebe der Zeitgeschichte, unter dessen Eindruck die Mitlebenden doch mehr oder minder stehen, los lösen kann.

Ob wir mehr der Ähnlichkeiten oder mehr der Verschiedenheiten zwischen Vater und Sohn begegnen?

Warum war des Kronprinzen Ludwigs Erziehung eine so ganz andere, als die des Kronprinzen Maximilian? Was schärfte für die notwendigen Bedingungen einer rechten Lebensvorbildung eines Fürstensohnes König Ludwigs I. Auge besser, als das König Maximilians II.? Auch dieses meinte das Beste ersehen zu haben, mit dem es des Sohnes leibliche und geistige Entwicklung förderlich zu leiten gedachte — es fehlte an Unterweisung und Unterricht nicht, allein über die enge Grenze der Kinder- und Schulstube, und wenn diese auch von der Residenz in die freiere Welt des Hochgebirgs verlegt war, kamen sie nicht hinaus, während Kronprinz Maximilian frühzeitig schon die Luft der Ferne, eines weiteren, erweckenden und anregenden Lebenskreises atmen lernte.

Im Oktober des Jahres 1829 finden wir ihn schon auf seiner ersten Universität, dem damals in hoher Blüte stehenden Göttingen, ein Jahr später auf der zweiten, in Berlin.

In der königlichen Privatbibliothek sind die Hefte verwahrt, welche er bei Heinrich Ritter, Friedrich von Raumer, Karl Ritter und Savigny, Heeren, Dahlmann und dem Nationalökonomen Salfeld nachgeschrieben hat. Diese Männer und namentlich Leopold von Ranke waren damals schon nicht ohne Einwirkung auf seinen Geist. Je mehr er in das reifere männliche Alter trat, desto mehr wuchs in ihm das Gefühl von der Größe seines künftigen Berufes und das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit. Er suchte, was in seiner Bildung noch mangelte, nachzuholen. Gewissenhaftigkeit zeigte sich als Grundzug seines Wesens. Er wollte nicht anders, als wohl vorbereitet den Thron besteigen.

An seinem Geburtstage, 28. November 1840, da er volljährig wurde, erhielt der Kronprinz ein Kabinetschreiben wegen des auf die Verfassung abzulegenden Eides

und ein anderes von dem Minister Grafen Armansperg mit den Glückwünschen des Staatsrates. In seiner Antwort an den Grafen sagte er: „Es war der erste wichtige Akt meines Lebens — ich leistete den Eid aus dem Grunde meines Herzens, ich freue mich, ihn laut vor dem Staatsrate zu wiederholen, in einen Kreis von so würdigen Männern zu treten, denen das Vaterland so viel verdankt; mein Bestreben ist, nicht der unwürdigste unter ihnen zu werden. Ich ersuche Sie, lieber Graf, den Herren meinen innigen Dank für ihren Glückwunsch auszudrücken. Wie glücklich mich die Liebe meines Vaters macht, kann ich nicht ausdrücken; so oft man es versucht hat und wohl noch versuchen wird, dies Verhältnis zu stören, wird es nie gelingen, so auch nicht, mir das Zutrauen zu nehmen zu den von ihm geschätzten Männern."

Schon während der Osterferien hatte der Kronprinz die Hansastädte besucht und zum erstenmale den erhebenden Anblick des Meeres auf sich wirken lassen, mit dieser ersten den Grund zu seinen vielen späteren, so veredelnd und bildend ihn beeinflußenden Reisen legend. Im Oktober 1840 vertauschte er, wie wir schon erwähnt, Göttingen mit Berlin. Am königlichen Hof und bei seiner Tante, der Kronprinzessin Elisabeth, ward er ein willkommener, gern gesehener Gast. Nicht selten erschien er aber auch im Palais des Prinzen Wilhelm und seiner hochgebildeten und tief religiös gesinnten Gemahlin Maria Anna, gebornen Prinzessin von Hessen-Homburg, welch letztere schnell die schönen Anlagen und Geistes- und Herzenskeime ihres jugendlichen Verwandten erkannte und, mit mütterlicher Liebe sich ihm zuwendend, vielleicht damals schon daran dachte, ihm ihr noch im zarten Kindesalter stehendes, aber wegen seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit schon „der Engel" genanntes Töchterlein dereinst als Gattin zuzuführen. Auch Maximilian ging nicht achtlos an dem lieblichen Kinde vorüber und, kindlich mit ihm plaudernd, prägte er auch sein Bild ihr ein. Aber die Fremde ließ ihn auch der Heimat nicht vergessen, in die fleißig Briefe wanderten, die um so interessanter wurden, je mehr Maximilian nun auch seine Reisen ausdehnte und auf ihnen seinen geistigen Horizont erweiterte. Er besuchte Dresden, mit dem Kronprinzen von Preußen das Riesengebirge und Ende Oktober 1831 zum erstenmale Italien, wo er im Frühjahr 1832 in Neapel mit seinem königlichen Vater zusammentraf und dieser mit Freuden noch einmal bestätigen konnte, was er ihm schon früher geschrieben: „mit Dir unterhalte ich mich gern von Kunst, denn Du hast Sinn dafür". Fühlte sich Maximilian schon in Italien vom Hauch der antiken Welt sympathisch umweht, so erschloß sich diese seinem regen, beweglichen Geist ganz und voll, als er ein Jahr später in Nauplia, der damaligen Residenz seines königlichen Bruders, den klassischen Boden Griechenlands betrat. Auch Konstantinopel wurde besucht und überall fand der offene, ritterliche Charakter des bayerischen Thronerben die wärmste Anerkennung.

Die folgenden Jahre brachten kleinere Reisen durch die österreichischen Staaten, am Rhein und in Holland, wie die Teilnahme Maximilians an den Feierlichkeiten bei der Krönung der Königin Viktoria von England, und im Januar 1839 sah er, schon damals die wohlthätige Wirkung seines Klimas auf seine Gesundheit fühlend, sein geliebtes Italien wieder. Auch diesmal erfreute ihn das Zusammensein mit seinem Vater, das gemeinsame Studium der Kunst, der gemeinsame Genuß der Natur.

In Neapel dachte er zurück an sein heimatlich Bergschloß am Schwanensee, in welchem einst der Hohenstaufen-Erbe Konradin von seiner Mutter Abschied genommen, um nach dem trügerischen Süden zu ziehen und seines Hauses Recht zu verfechten, statt der Krone aber den Richtblock für sein jugendschönes Haupt einzutauschen; und in Erinnerung an diesen furchtbaren Ausgang des hehren Kaisergeschlechtes, von welchem das der Wittelsbacher endlich wieder in seine Würde und sein rechtmäßiges Erbe, das Herzogtum Bayern, eingesetzt worden war, beschloß er, dem unglücklichen letzten Hohenstaufen ein Denkmal zu errichten. Mit der Modellierung des Standbildes, das an seinem Fußgestell die Inschrift trägt: „Maximilian, Kronprinz von Bayern, errichtet dieses Denkmal einem Verwandten seines Hauses, dem Könige Konradin, dem letzten der Hohenstaufen", beauftragte er Thorwaldsen, mit der Ausführung in carrarischem Marmor den Münchener Bildhauer Schöpf und im Mai 1847 konnte er selbst der Aufstellung und Enthüllung des Monuments in der Kirche Maria del Carmine beiwohnen.

Kehrte Maximilian in die Heimat zurück, so war es ihm Bedürfnis, das in seinen empfänglichen Geist Aufgenommene sowohl selbständig, als unter weiter fördernder Anleitung und Belehrung in sich zu verarbeiten und zur, sowohl für ihn selbst als durch ihn für Andere segenbringenden Frucht reifen zu lassen.

„In Genialität des Wesens und Umfang der Vorbildung" — urteilt Leopold von Ranke — „ließ sich Maximilian nicht mit Friedrich Wilhelm IV. vergleichen", „aber", setzt er hinzu, „er war ruhig, still nachdenkend und dann sehr fest. Alle seine Bestrebungen waren auf die Erhebung Bayerns zu einem Kulturstaat gerichtet; er liebte die Wissenschaft an sich und in Beziehung auf sein Land." Darum suchte der Kronprinz in jenen Jahren schon der Wissenschaft möglichst in allen ihren Verzweigungen nahe zu treten. Zunächst förderte er das Studium der altdeutschen Literatur und die Erforschung und Herausgabe altdeutscher Schriftwerke durch reichliche Unterstützung, knüpfte mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Verbindung an und führte mit ihnen einen lebhaften anregenden Briefwechsel, wie er ihnen und einzelnen jüngeren Männern auch Ausarbeitungen der mannigfaltigsten Art zu seiner Belehrung übertrug. Dabei pflegte er auch im Stillen, wie ein süßes Geheimnis, die Dichtkunst und wußte seine Gedanken und Gefühle bald in der edelsten Weise und in schöner Form klar darzustellen, und wie diese Dichtungen der treue Spiegel seines tief innigen Gemütes sind, so sprechen sie auch allgemein wieder jegliches empfängliches Gemüt an. Seitdem er aber die Schriften Schellings kennen gelernt hatte, trat ihm fast alles hinter der Philosophie, der Beschäftigung mit den höchsten philosophischen, ethischen und religiösen Problemen zurück. Schelling selbst, mit dem er bald in den innigsten persönlichen Verkehr kam, mußte ihm Privatvorträge halten und das Ergebnis seines Studiums jener Philosophie, in deren Tiefen einzudringen er keine noch so große Mühe scheute, zeigte sich offen in dem Streben nach Wahrheit — nach Erkenntnis seiner selbst und nach der Kenntnis der Vergangenheit und Gegenwart in ihren Erscheinungen in der Menschenwelt und in der Natur. Der Einfluß Schellings auf den Kronprinzen war ein tiefgreifender und nachhaltiger; die Philosophie erhob seinen Geist zu der Höhe, von welcher aus er das Gesammtgebiet der Wissenschaften überschaute und sich vor einseitiger Überschätzung der einzelnen

bewahrte; durch sie ward sein später so glänzend zur Ausführung gebrachter Entschluß geweckt und befestigt, die Pflege der Wissenschaften nicht nur für sein Bayern, sondern für Deutschland, ja für die ganze Menschheit zu fördern.

Nicht minder nahe als Schelling war dem Kronprinzen Ende der dreißiger Jahre der Altmeister bayerischer Gelehrsamkeit, Friedrich Thiersch, getreten. Nach Hohenschwangau eingeladen, führte dieser dort, namentlich Pindar und Thukydides mit ihm lesend, Maximilian in die großen Schriftsteller des Altertums ein, wie er ihm später, um des Kronprinzen Wunsch nach einem Ueberblick über den gesammten Stand der Wissenschaften zu genügen, eine umfangreiche Encyklopädie derselben schrieb. Vor einer Reise nach Italien gab Thiersch seinem fürstlichen Schüler Anleitung, welche römische Autoren er dort an Ort und Stelle lesen solle, um ein tieferes Verständniß ihrer Werke und zugleich des Landes, in dem sie entstanden sind, zu gewinnen. Ebenso nahm der Kronprinz auf seine 1840 ausgeführte Reise nach Griechenland altgriechische Klassiker mit, um sie in ihrer ursprünglichen Heimat desto besser genießen zu können. Darauf bezieht sich auch der schöne Brief, den er noch vor Verlassen des deutschen Bodens von Triest am 21. Dezember 1840 an Thiersch geschrieben.

> „Obwohl schon mit einem Fuße im Schiffe, das mich nach dem schönen, lebensfrischen Hellas bringen soll, kann ich doch nicht mich dem Meere anvertrauen, ohne Ihnen erst noch ein herzliches Lebewohl zu sagen, da wegen Kürze der Zeit ich es in München nicht mehr konnte. Meine lieben Klassiker begleiten mich und die dankbare Erinnerung der mit Ihnen verlebten Stunden; welche Wonne, erstere auf ihrem heimischen Grund und Boden zu lesen, durchzuleben! Oft werde ich in solchen Augenblicken meines fernen Freundes gedenken, und zwar mit Sehnsucht ihn an meiner Seite zu haben, so wie auch er, wie ich hoffe, seines treuen Schülers Maximilian, Kronprinz."

Einen schönen Einblick in jenen Verkehr, jenes gegenseitige Geben und Empfangen in Hohenschwangau, lassen uns auch die Briefe Thierschs an seine Gattin thun, deren einem, vom 17. August 1839, wir dafür folgende Stelle entnehmen:

> „Der Freitag begann mit Regen, hellte sich aber gegen 10 Uhr auf. Der Kronprinz schickte nach mir, und nachdem wir uns über Anordnung und Führung seiner griechischen Studien besprochen, gingen wir, den Pindar in der Tasche, durch den Wald nach einem Felsenvorsprung über dem See, den er hat ebnen und sichern lassen. Der neue Sitz auf der vordersten Kante, auf dem man hoch über der Fläche des See's und wie mitten darüber schwebt, mit der Aussicht darüber hin und in die Gebirge, wurde sofort mit dem Pindar eingeweiht, und in einer Konversation und Erörterung, die gegen drei Stunden dauerte, wurden die beiden ersten olympischen Oden zu Ende gebracht. Alles, was wir lasen und ihm deutlich wurde, machte auf ihn, den Prinzen, den größten Eindruck und mir selbst schien darum Pindar an dieser Stelle und in dieser Umgebung wie neu und verjüngt zu sein. Der Flügelschlag seines mächtigen Genius schwebte offenbar über uns und seinen Gesängen."

Auch um politische Gegenstände und praktische Aufgaben der Gegenwart bewegten sich häufig die Gespräche des Kronprinzen mit dem, schon durch seine einflußreiche Thätigkeit für die griechische Sache, auch auf diesem Gebiet wohl bewanderten und erfahrenen Gelehrten. Den Inhalt solcher Unterredungen zeichnete Thiersch für den Kronprinzen als „politische Aphorismen" auf. Sie beziehen sich auf die Pflichten des Herrschers. „Er soll die Verhältnisse seines Landes allseitig kennen lernen. Hiezu ist praktische Vorbereitung nötig, durch zeitweilige Funktion in den Gerichten, der Provinzialregierung, dem Ministerium und Aufenthalt in den Provinzen; aber zu gleicher Zeit soll durch klassische Studien die ideale Bildung gepflegt und der Geist frisch erhalten werden. Der Regent darf sich nicht einem Lieblingsgegenstande mit Vernachlässigung anderer Zweige widmen, nicht einen Kampf der politischen und religiösen Gegensätze herausfordern, nicht alles einzelne selbst anordnen wollen, sondern muß die rechten Männer zu finden wissen; in der Förderung kirchlicher Dinge soll er auf das Bildende und Bleibende und dem Volk Zuträgliche in der Religion bedacht nehmen. Dem künftigen Oberhaupte Bayerns empfiehlt Thiersch Vereinigung der konstitutionellen Mächte Deutschlands in ein politisches System, Beseitigung des Unbestimmten und Vieldeutigen in der bayerischen Verfassung auf gesetzlichem Wege, Pflege des Unterrichts und zwar Zurückführung des Volksunterrichts, der auch hier an der modernen Vielwisserei gelitten hat, auf seine religiöse Grundlage, Beschränkung und zugleich gründlichere Behandlung seiner Gegenstände; bessere Stellung der Lehrer; Befestigung der klassischen Studien auf den Gymnasien; Zurückführung der Lyceen auf ihre Bestimmung für den geistlichen Stand als bischöfliche Kollegien; reichlichere Dotierung der Universitäten; Gewährung der Studienfreiheit; Hebung der Akademie; Sorge für eine gediegene Bildung der Künstler; endlich Reform der Verwaltung und Justiz in der Art, daß das Ganze vereinfacht und schärfer bestimmt wird, mit Annäherung an die Institutionen der Rheinpfalz." — Fürwahr, ein treffliches Vademecum für einen Fürsten guten Willens, wie Maximilian es war.

Einem aus Wolfgang Menzel, Dahlmann und Schlosser bestehenden Trifolium wurde die große Frage über den Geist der Zeit, seine berechtigten und unberechtigten Anforderungen vorgelegt und dann das Begonnene nach der Absicht des Kronprinzen zu einem umfassenden Unternehmen, ein großes „politisches Handbuch für den Gebrauch eines Fürsten" herzustellen, erweitert. Der erste Entwurf scheint von dem Marquis von Vaublanc zu stammen, Professor Dönniges leitete die Verteilung der Arbeit. Das Ganze besteht aus mehr als zwanzig Manuskripten. Es beginnt mit einer Vorhalle der Politik, mit Arbeiten über die innere Politik Frankreichs, die Verfassung Großbritanniens, die deutsche Reichs- und Landesverfassung; es folgen die Aufzeichnungen von Schlosser über die politischen Verhältnisse Deutschlands, besonders über das Parteiwesen im 19. Jahrhundert und von Wolfgang Menzel „über den Geist der Zeit". Hieran reihen sich die Arbeiten, welche besondere Beziehung auf Bayern haben: Bayerns Staats- und Verfassungsrecht von Professor von der Pfordten; die katholische Kirche in Bayern von Reindl; die protestantische von Harleß; staatswirtschaftliche Gesetzgebung und Verwaltung von Herrmann, Strafprozeß und Privatrecht von v. d. Pfordten;



König Maximilian II. von Bayern.

Wehrsystem von Major Hartmann; über den Adel von Baron Rotenhahn. Hiezu kommen noch historische Arbeiten über die Türkei und Griechenland von Fallmerayer, über österreichische Geschichte u. A.

Mehr und mehr lenkte sich die Aufmerksamkeit und das Vertrauen des Prinzen auf Männer von gediegener historischer Bildung und von unabhängiger Gesinnung, befestigte sich in ihm die Achtung für die Rechte und begründeten Wünsche der Völker und der Sinn für gesetzliche Schirmung der Freiheit, wie das Bewußtsein des Gefahrvollen und Verwerflichen eines entgegengesetzten Strebens. Maximilian war überzeugt, daß ein Regent durch Pflege der Wissenschaft noch wohlthätiger wirkt und sich dauernderen Ruhm erwirbt, als durch Pflege der Kunst. Als König hat er nach diesem Grundsatz gehandelt.

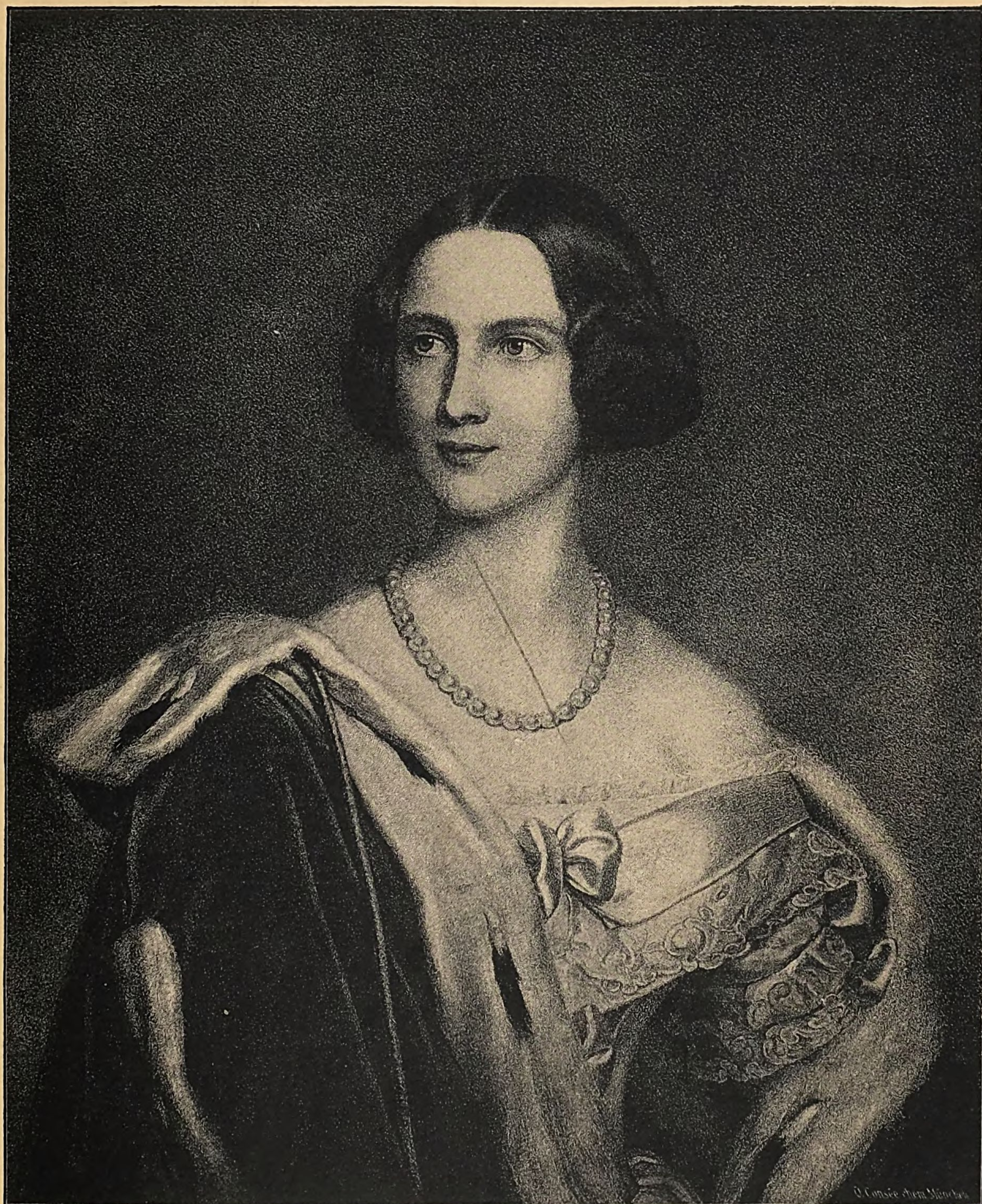
Suchte so der Kronprinz überall nach Nahrung und Befriedigung für seinen strebenden Geist, so trat allmählich auch bei ihm das Herz in seine Rechte. Er wußte, wohin ihn dieses zog. Am 23. Januar 1842 verlobte er sich mit der Prinzessin Marie von Preußen, die schon als Kind auf ihn unbewußten Eindruck gemacht hatte. Die vielversprechende Mädchenknospe hatte sich zur schönsten jungfräulichen Blüte erschlossen. Noch war die fürstliche Braut nicht 17 Jahre alt; in Beisein ihres hohen Verlobten wurde sie erst im August jenes Jahres auf dem idyllisch schön gelegenen Schloß ihrer Eltern, Fischbach in Schlesien, confirmiert. Am 5. Oktober schon erfolgte mit allem Glanz des königlichen Hofes die Trauung in Berlin. Der Bräutigam war nicht selbst zur Stelle; ihn vertrat nach der damals noch häufigeren, jetzt aus dem Hofceremoniell fast überall gestrichenen Sitte, prokuratorisch der Prinz von Preußen, der nachmalige König Wilhelm I. Wer diesem, wie der an seiner Seite knieenden jungen Fürstentochter, in jener Stunde ihr beiderseitiges späteres Geschick hätte voraussagen können: ihm die Kaiserkrone des geeinten Deutschlands, ihr die Märtyrerkrone eines schwer geprüften Mutterherzens!

Nach wenigen Tagen trat die Prinzessin, begleitet von ihren Eltern, die Reise in die neue Heimat an und wurde, sobald sie die bayerische Grenze überschritten hatte, aller Orten mit einem wahren Jubel ob ihrer Schönheit, Anmut und kindlichen Unschuld begrüßt und von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf empfangen und begleitet. Am 10. Oktober kam der Kronprinz seiner Braut bis Landshut entgegen, um aber wieder nach München zurück zu kehren, und jene, nachdem sie am 11. nachmittags am Burgfrieden der Hauptstadt eingetroffen war und die Huldigungen der Gemeindevertretung empfangen hatte, an der Pforte der Residenz ins eig'ne Heim einzuführen. Später durfte ihr noch eine Deputation das von der Stadt München gewidmete Brautgeschenk, ein kostbares Diadem, überreichen. Am folgenden Tage übergaben Abgeordnete der Pfalz dem Kronprinzen die Schenkungsurkunde der Schloßruine Hambach mit 40 Morgen Landes umher und einen großen silbernen Pokal nach Schwanthalers Entwurf und zwei Fuder auserlesenen Rheinweins. In der Mittagsstunde fand die eigentliche Vermählung in der Allerheiligenhofkirche statt und als glückverheißendes Zeichen für den geschlossenen Bund wurde es angesehen, daß im Augenblick des Ringewechsels die Sonne zum erstenmale hellstrahlend aus trüben Wolken trat.

Zu Ehren der Neuvermählten, deren Bilder wir nach den damals aufgenommenen Porträts geben, wurden fünfunddreißig Brautpaare ausgestattet, welche, in die Landestracht ihrer Gaue gekleidet, mit ihren Eltern, Brautführern und Brautjungfern nach München kamen und am 16. Oktober morgens, 24 katholische Paare in der hl. Michaelskirche und 11 protestantische in der Kirche ihres Bekenntnisses am Karlsplatz, getraut wurden. Der Kronprinz schenkte zur Erinnerung des Tages jeder der 35 Bräute einen goldenen Ring mit der Inschrift: „Heil und Segen zum 16. Oktober 1842 wünscht der Kronprinz von Bayern.“ Am 18. Oktober, als dem von König Ludwig I. stets in hohen Ehren gehaltenen Gedächtnistag der Leipziger Befreiungsschlacht, fand in Gegenwart der ganzen königlichen Familie mit großer Feierlichkeit die Eröffnung der Walhalla bei Regensburg und am 19. die Grundsteinlegung zur Befreiungshalle bei Kelheim statt. Am 25. Oktober gab die Bürgerschaft der Residenz dem hohen jungen Paare einen Festball im Odeon und am folgenden Tage führte der Kronprinz seine Gemahlin nach Hohenschwangau, das er seit zehn Jahren aus dem Verfall der Jahrhunderte so neu und doch so getreu im Styl seiner Vergangenheit zu dem Zauberschloß erhoben hatte, als welches es jetzt jeden es Besuchenden gefangen nimmt. Auf die Glückwünsche aber, welche ihm aus allen Gauen Bayerns zugekommen waren, hatte er am 8. November folgendes, durch das Regierungsblatt veröffentlichtes Dankschreiben erlassen:

> „Es ist meinem Herzen ein dringendes Bedürfnis, jetzt nach dem Ende der Festlichkeiten, welche Liebe und Anhänglichkeit Mir und Meiner geliebten Gemahlin seit Ihrem Eintritt in Bayern bereitet haben, für diese, sowie für die Mir dargebrachten Glückwünsche und sinnreichen Geschenke die Gefühle meines innigsten Dankes auszusprechen. Diese Beweise liebevoller Gesinnung, die Herzensergüsse des gesammten bayerischen Volkes, haben Mich und Meine Gemahlin ein Glück empfinden lassen, das für alle Tage meines Lebens in Mir fortdauern wird. Möge der Allmächtige das in vollkommenster Eintracht geschlossene eheliche Band beglücken und, in Seiner unerforschlichen Gnade Segen spendend, verwirklichen die Wünsche der treuen Unterthanen eines Königs, dessen Sohn zu heißen Mich so überaus stolz macht und dessen erster Unterthan ich mit Freuden bin. Bayern empfange mit Meinem Danke für seine Liebe, Treue und Ergebenheit Meine feierliche Versicherung, daß Ich stets bereit bin, zu dessen Glück und Wohlfahrt Alles zu thun und mit echt deutscher Gesinnung für Mein theueres Vaterland Gut, Blut und Leben einzusetzen.“

Es waren frohe Zeiten, die jetzt in den ersten Wochen ihrer Ehe und später, wo sie alljährlich auf längere Zeit in der Schwanenburg Hof hielten, Maximilian und Marie hier inmitten des Hochgebirgs, in den harzduftigen Wäldern, an den blauen Alpenseen verlebten — das Zeichen der aus den Wolken brechenden Sonne des Hochzeitstages schien wirklich ein wahres und heilverkündendes gewesen zu sein. Und wie erst zu Nymphenburg in dem Schlosse, in dem einst der erste König Bayerns, Max „der Vielgeliebte“, sein Leben ausgehaucht hatte, am 25. August 1845 — am Geburtstage seines Großvaters — wieder ein Königssohn, ein Thronerbe, geboren wurde, da schien das Glück des Kronprinzenpaares auf seinem Höhepunkte zu stehen. Lange hatte es



Königin Marie von Bayern

als Kronprinzessin.

auf diese Erfüllung seines und des ganzen Landes Wunsches warten müssen; schon fing man an, bei der schwachen Gesundheit des Kronprinzen zu fürchten, jene würde niemals kommen. Um so lebendigeren Widerhall weckte darum allerwärts die Freudenkunde.

„Auch das ist eine Taufe, eine Taufe mit den Freudenthränen eines Großvaters!“ soll König Ludwig ausgerufen haben, als er den Neugebornen in seine Arme nahm. Ob es wahr ist, was man sich damals erzählte, daß der kleine Prinz schon einige Tage vor dem 25. August geboren, dies jedoch geheim gehalten worden sei, um den königlichen Großvater an seinem eigenen Geburts- und Namensfeste mit der Nachricht von dem freudigen Ereignis zu überraschen, lassen wir dahin gestellt sein. Thatsache ist es, daß das Kind in der Taufe den Namen des Großvaters empfing und dieser an dem jüngsten Sprossen des alten Wittelsbacher Stammes seine helle Freude hatte. Was die kronprinzlichen Eltern an ihrem Kinde besaßen und wie es ihnen Lust, wie Pflicht war, seine Erziehung zu überwachen, das zu schildern ist einem spätern Abschnitt unseres Buches aufbehalten.

Gegen das Ende des Jahres 1846 unternahm Maximilian eine neue Reise über Rom nach Neapel und Palermo, wo er sich nach einem längeren Aufenthalte nach Griechenland einschiffte, um bei seiner Landung in Patras am 14. März 1847 von der Bevölkerung festlich empfangen zu werden und nach morgenländischer Sitte seinen Weg mit Lorbeer- und Oleanderzweigen bestreut zu finden. Am 11. Juli kam er wieder in München an, von wo er sich zu seiner Gemahlin und seinem Sohne nach Bamberg und dann nach Würzburg begab.

Aber nicht dem stillen Familienglück oder seinen wissenschaftlichen Neigungen nur lebte der Kronprinz; er fühlte, daß eine Zeit herauf zog, die auch nach anderer Seite hin sein Auge richten hieß. Er sah Ereignisse kommen, die früher oder später seine Mitthätigkeit anrufen mußten, zu welcher sein Geist durch vielfache Erfahrung und tiefes Studium gereift genug war.

Eine drückende Schwüle, wie sie dem Ausbruch eines Gewitters vorangeht, lag im Jahre 1847 auf den Nationen des europäischen Kontinents. Die vermeintlich konservative Politik der Höfe, wodurch sie sich die Völker entfremdeten, hatte in dem Grade die Oberhand gewonnen, daß selbst Louis Philipp, ganz im Gegensatz mit den Prinzipien, die er anfangs vertrat, den Sonderbund begünstigte und mit Österreich handinhand ging. Friedrich Wilhelm IV., beseelt von dem Wunsche nach einer gedeihlicheren Entwicklung Preußens und ganz Deutschlands, an Bildung und edler Gesinnung der erste unter den Herrschern seiner Zeit, ermangelte der Thatkraft und Entschlossenheit; zaudernd und sparsam bewilligte er Reformen für sein Land — den vereinigten Landtag von 1847 — aus seinen Entwürfen für Deutschlands bessere Gestaltung wurde nichts. Man empfand die Last der Verhältnisse, man ahnte einen kommenden Umsturz, aber man kannte die im Verborgenen getroffenen Vorbereitungen der geheimen Gesellschaften nicht, man wußte nicht, daß dieser Umsturz so rasch und gewaltig eintreten würde, wie er im Januar 1848 in Italien, im Februar in Paris, im März in Deutschland erfolgte.

Bayern war eine Ausnahme unter den deutschen Staaten, denn es erlebte ein Vorbild der Revolution. Abels System that einen plötzlichen Fall, es zeigte sich ein Schimmer liberaler Politik, aber verbunden mit einer Entwürdigung des Königtums, die erst von oben, dann in natürlicher Folge von unten ausging: wir meinen die kurze Herrschaft der Gräfin von Landsfeld und ihren Sturz durch die Volkserhebung vom 11. Februar 1848. So tragisch auch das Schauspiel war, daß eine Regierung, die so glänzend und hoffnungsreich begonnen hatte, diesen ruhmlosen Ausgang nahm und daß der Beherrscher Bayerns, einst der beliebteste Monarch in Europa, einer der ersten unter den Fürsten war, die der Geringachtung anheim fielen, so lag doch in jenen Vorgängen eine glückliche Wendung der Dinge. Mit dem Eingehen König Ludwigs auf die Forderungen des Volkes war die Spannung gelöst und die Zufriedenheit in der Hauptstadt für den Augenblick hergestellt, ehe die Erschütterung der Throne durch die Februar-Revolution hereinbrach. Jene zerstörenden Kräfte, welche anderswo eingeschlossen waren, und darum mit einem Male explodierten, waren in München teilweise durch die Ereignisse des 11. Februar, wie durch ein geöffnetes Ventil entwichen. Wäre hier der Stein des Anstoßes noch nicht beseitigt gewesen, so hätte die Märzerhebung um so eher eine für den König selbst gefährliche Wendung nehmen können.

Sonntag den 27. Februar erfuhr man in München die Abdankung Louis Philipps und bald darauf die Proklamierung der französischen Republik. Wie in allen deutschen Landen wirkte auch hier dies Ereignis als ein zündender Blitz. Die Bewegung ging durch alle Schichten der Bevölkerung; sie nahm nach der Verschiedenheit der Grundsätze und Bildungsstufen einen verschiedenen Charakter an. Auch in München, wie anderwärts, gab es ein zur Zerstörung geneigtes Proletariat. Aber darin unterschied sich die Erhebung in Bayern von den gleichzeitigen und gleichartigen Ereignissen in andern Hauptstädten, daß hier die berechtigten und gemäßigten Forderungen von Bürgern und Studenten einmütig vertreten wurden, daß die Bewilligung zur rechten Zeit kam und der Übergang in das neue System ohne irgend eine Verletzung des öffentlichen Rechts gelang. Anderwärts, in Wien und Berlin, ging es durch blutige Thaten, durch Bruch der Gesetze von unten und von oben. In Bayern nahm die Krisis den raschesten und gesundesten Verlauf. Die Ursachen, denen wir dies zu verdanken hatten, waren: der noch ungestörte Bestand unserer Verfassung, der an ihr festhaltende gesetzliche Sinn der Bevölkerung, die trotz der Versuchungen der letzten Jahre noch nicht entwurzelte Liebe zum Königshause, endlich das Vertrauen auf den Thronfolger, der nun an die Spitze trat.

Am 20. März, abends 10 Uhr, erschien ein Adjutant des Königs auf der Hauptwache des akademischen Freikorps und erklärte in amtlichem Auftrag: König Ludwig habe abgedankt; er habe seit 23 Jahren nach Grundsätzen regiert, die er für die richtigen gehalten, nun sei er gezwungen worden, Einräumungen und Versprechungen zu machen, die er zu halten nicht imstande sei; er sehe sich unter diesen Umständen gezwungen, die Krone niederzulegen. Am andern Morgen um 8 Uhr leistete Maximilian, begleitet von seinen Brüdern Luitpold und Adalbert, im versammelten Staatsrat und vor einer Abordnung der Kammern den in der Verfassung vorgeschriebenen Eid und sprach dann:

„Der König, mein vielgeliebter Vater, hat Mir aus freier Entschließung die Krone des Reichs übergeben. Ich fühle, indem ich dieselbe übernehme, die Größe und die Schwierigkeit Meiner Aufgabe. Um dieselbe lösen zu können, zähle Ich besonders auf die um Mich versammelten Stände des Reichs. Ich hoffe auf die Liebe des Allmächtigen, daß er Mir Licht und Kraft verleihen werde, die übernommene Pflicht treu zu erfüllen. Die Verfassungsurkunde ist die Basis, von welcher alle Verbesserungen ausgehen müssen. Ich werde stets bemüht sein, im Geist derselben zu regieren. Nochmals bitte Ich, gewähren Sie Mir Ihre Unterstützung."

Die Truppen huldigten und in den Straßen von München wurde durch den Reichsherold König Maximilian II. ausgerufen. Öffentliche Anschläge aber verkündeten seine königlichen Worte:

„Bayern!

Mein vielgeliebter Vater und König hat geruht, Mir die Krone zu übertragen. — Tief ergriffen fühle Ich das ganze Gewicht der Verpflichtungen, das Er Mir auferlegt.

In einer Zeit besteige Ich den Thron, die mit ihren großen Anforderungen das In- und Ausland mächtig bewegt. Auf Gottes allmächtigen Schutz vertraue Ich und auf Meinen redlichen Willen, dieser Zeit Gebot zu verstehen und zu vollbringen. Wahrheit will Ich in Allem — recht- und gesetzmäßige Freiheit im Gebiete der Kirche, wie des Staates.

Auf der Bayern Treue hoffe Ich, auf die seit Jahrhunderten bewährte Liebe zu ihrem Fürsten.

Bayern, steht Mir bei in Meinem festen Vorhaben, Euch auf die Stufe zu erheben, zu der Ihr als ein freies Volk berufen seid, ein Achtung gebietender Staat, im einigen deutschen Vaterlande.

München, den 20. März 1848.

Maximilian."

Der Eindruck, den der unerwartete Entschluß des König Ludwigs I. machte, war für das Gemüt der Bayern erschütternd. Der König that diesen Schritt völlig freiwillig; er that ihn nicht blos aus Gründen seiner politischen Überzeugung. Nicht die Märzbewegung allein bestimmte ihn, die Februarereignisse hatten ihn gebrochen, die Nachwehen dessen, was er damals gefehlt und gelitten, bewogen ihn, sich in das Privatleben und in die Verborgenheit zurück zu ziehen. Da erwachten im Herzen des Volkes noch einmal die Erinnerungen an alle seine großen Eigenschaften, an manchen edlen Entschluß, manch unvergängliche Leistung. Die Festigkeit des Willens, selbst wenn sie mit Irrtum des Verstandes verbunden ist, hinterläßt Achtung. Wie die Fehler eines verstorbenen Freundes oder Angehörigen aus dem Andenken verschwinden und sein Bild als ein geläutertes den Hinterbliebenen vorschwebt, ähnlich ist es, wenn ein Fürst vom Throne herabsteigt.

Am 22. März wurde die Ständeversammlung eröffnet. Mit dem herkömmlichen Pomp, der heute noch wie in keinem andern Staate diesen Akt begleitet, fuhr der König

in das Ständehaus, wo die Königin mit den Prinzen und den höchsten und hohen Würdenträgern bereits zugegen war. Der König bestieg den Thron und sprach deutlich, laut und großenteils frei, aber oft mit bewegter Stimme:

„Meine Lieben und Getreuen Stände des Reiches!

Nach dem Willen Meines vielgeliebten Vaters Majestät, eines Fürsten von hohen Regententugenden, besteige ich den Thron. Großes hat derselbe in seiner drei und zwanzigjährigen Regierung vollbracht; nicht blos in Stein und Erz, auch in unsern Herzen wird dankbar Dessen Gedächtniß fortleben.

Die Grundsätze Meiner Regierung habe Ich in Meiner Proklamation von gestern und in der vom 6. März ausgesprochen.

Treu und gewissenhaft werde Ich ihre Verheißungen erfüllen, und Ich bin stolz, Mich einen konstitutionellen König zu nennen.

Damit jede Erinnerung an frühere Verwirrungen schwinde, habe Ich beschlossen, eine Amnestie für alle politischen Verbrechen und Vergehen zu erlassen.

Ich habe Veranstaltung getroffen, daß den Ständen des Reiches ohne Verzug Gesetzvorlagen gemacht werden:

über Verantwortlichkeit der Minister,
über Preßfreiheit,
über die Wahlen zur Kammer der Abgeordneten,
über alsbaldige Vervollständigung der Vertretung der Pfalz,
über Ablösen der Grundlasten und
über die Beratung neuer Gesetzbücher.

Außerdem sollen vorgelegt werden:

die Grundlagen der Gesetzgebung über die Gerichtsorganisation, über das Strafrecht, an welches sich die Abfassung eines Polizei-Strafgesetzbuches anreihen wird,
die in Leipzig beratene allgemeine Wechselordnung und ein Gesetz über die Organisation der obersten Kirchenbehörde der Israeliten.

Spätere Vorlagen behalte ich vor:

die bereits zugesagte Gesetzgebung in der Rechtspflege mit Öffentlichkeit, Mündlichkeit und Schwurgerichten, ferner
ein Gesetz über die in der IX. Verfassungsbeilage angedeutete umfassendere Fürsorge für die Staatsdiener und deren Hinterbliebene, dann deren Ausdehnung auf die übrigen Angestellten des Staates, endlich
ein Gesetz über die Verbesserung der Verhältnisse der Israeliten.

Ich beabsichtige, die Abschaffung des Lotto ins Werk zu setzen, sobald der Stand der Staatseinnahmen im Hinblick auf die Bedürfnisse der bewegten Zeit es gestattet. Jedenfalls wird im nächsten Budget, so weit nötig, die Ersetzung dieser Einnahme durch eine andere eintreten. Auch habe ich zum Zwecke einer zeitgemäßen Volksbewaffnung eine umfassende Umarbeitung der Landwehrordnung anbefohlen.

Lassen Sie uns diese Gesetzesvorlagen mit Ruhe und Gründlichkeit prüfen.

Die Bewegung der Zeit und die großen Interessen des Vaterlandes erheischen eine innigere Vereinigung aller deutschen Stämme. Auch Ich habe für die Vertretung des Volkes am Bunde ungesäumt Einleitungen getroffen.

In einen neuen Abschnitt unseres öffentlichen Lebens sind wir eingetreten. Der Geist, der Europa durchdringt, gebietet es.

Nicht blos Bayern, sondern Deutschland richtet das Auge auf die Beratungen, die bevorstehen. Männlicher Freimut möge sie bezeichnen, aber auch weise Mäßigung und Fernhalten von auflösenden, zerstörenden Tendenzen.

Das Ergebnis dieses Landtages bestimmt Bayerns Stellung in Deutschland.

Lassen Sie uns vorleuchten allen seinen Stämmen! Unser Wahlspruch sei Freiheit und Gesetzmäßigkeit."

Die Wirkung dieser Thronrede war eine tiefgehende. Der König bot mehr, als die kühnste Hoffnung erwartet hatte; man konnte keinen Zweifel über seine Gesinnungen und Absichten mehr haben. Er hatte sich das Herz seines Volkes gewonnen. Eine andere Maßregel, die in diesen Tagen von ihm ausging, sollte den durch das Abel'sche Regiment gestörten Religionsfrieden in Bayern wieder herstellen und die Gemüter versöhnen: der König hob jenen unseligen Befehl vom 14. August 1838 auf, welcher als „Kniebeugungsfrage" so viel Bitterkeit und Zwiespalt veranlaßt hatte, und gab die Thätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins für Bayern frei. Daß auch die soziale Frage ihn beschäftigte, zeigte seine Aussetzung eines Preises von 100 Dukaten für die beste Lösung der von ihm gestellten Aufgabe: „Durch welche Mittel kann der materiellen Not der unteren Volksklassen Deutschlands und insbesondere Bayerns am zweckmäßigsten und nachhaltigsten abgeholfen werden?" und seinen zeitgemäßen Anschauungen über Reform des Heeres gab er in seinem ersten Armeebefehl vom 31. März Ausdruck.

Aber auch über sein Bayern hinaus führten die vorwärtsstürmenden Ereignisse jenes Frühlings, den wir trotz allen Protestes, der sich da und dort gegen diesen Ausdruck erhebt, auch heute noch den Völkerfrühling nennen wollen, des Königs Blick und Sorge. Es war die Geburtsstunde der „deutschen Frage" da. Der Ruf des Vorparlaments in Frankfurt, auf je 50,000 Einwohner einen Abgeordneten zum ersten deutschen Parlament zu senden, von welchem die politische Neugestaltung des gesammten Deutschlands ausgehen sollte, hatte überall freudigen Widerhall gefunden. König Max erließ am 14. April folgende Proklamation:

„Bayern!

An Euch ergeht unter allen deutschen Stämmen zuerst der Ruf, aus Eurer Mitte, aus der des ganzen Volkes, die Abgeordneten zu wählen zur deutschen Nationalvertretung. Seid stolz darauf und erkennt die Größe Eurer Aufgabe!

Einer der ältesten edelsten deutschen Stämme, im Herzen unseres Gesammtvaterlandes gelegen, seid Ihr bestimmt, mitzuwirken zur Gestaltung des großen Nationalwerkes.

Deutschland soll nach Innen und Außen gekräftigt die ihm gebührende, Achtung gebietende Stellung einnehmen unter den Staaten Europas, zum mächtigen Schutze seiner Freunde, zur Abwehr seiner Feinde.

Dieses Ziel zu erreichen, thut Eintracht not; mit Deutschland stehen und fallen wir. Wir sind Alle Kinder einer Mutter, Söhne eines Volkes. — Ihm verdanken wir Sprache, Gesittung, Freiheit und Recht, der Menschheit höchste Güter, doch jeder deutsche Stamm in seiner eigentümlichen, selbständigen Entwicklung trug zu ihrer Erlangung bei, durch Wort und That, durch Gut und Blut.

Darum vergesset auch nicht, daß wir Bayern sind! Über ein Jahrtausend zählt unsere Geschichte. Bayern wollen wir sein und bleiben.

Schreitet nun mit Gott, dem Herrn, an Euer wichtiges Werk; flehet seinen allmächtigen Beistand an, daß er Euch erleuchte und stärke. Wählet nach Pflicht und Gewissen, frei von Leidenschaft und niedrigen Parteizwecken.

Bayern, höret auf die Stimme Eures Königs, er trägt Euch Alle in seinem Herzen; Eure Ehre, Euer Ruhm, Euer Glück sind die seinen! Lasset uns zusammenhalten in guten und bösen Tagen, wie es unsere Vorfahren gethan; sie haben vollendet, wir haben noch zu kämpfen.

Gedenket des Gebers unserer Verfassung, unseres Vaters Max; er blickt segnend auf uns herab; sein Geist umschwebe Euch in der Stunde ernster Beratung über das Werk nationaler Einigung zwischen Deutschlands Fürsten und Völkern. Ringen wir vereint nach innerer herrlicherer Entfaltung des heiligen Vermächtnisses der Vergangenheit in Religion, Recht und Wahrheit.

Kinder und Kindeskinder werden auch auf uns einst stolz und zufrieden zurückblicken, wenn wir unsere Aufgabe gelöst haben, Bayern und Deutsche zu sein."

Unter großer Teilnahme der dazu Berechtigten vollzogen sich auch in Bayern die Wahlen zum Parlament und am 18. Mai 1848 wurde Dieses in der Paulskirche in der alten Kaiserstadt am Main eröffnet. Man liebt es vielfach in unserer Zeit, im Gegensatz zu der dermaligen geordneten Vertretung des deutschen Volkes, jene erste in ihrer Bedeutung herabzudrücken und dem Jahre 48 der Revolution, dem „tollen Jahr", wird eine zu geringe Rolle im Andenken vieler Deutschen eingeräumt. Das „tolle" Jahr war wirklich weder so toll, noch so kindlich, noch so lustig, wie es in der stiefmütterlichen Erinnerung der Nachlebenden eingezeichnet steht. Wer sich die Mühe geben will, zu den Annalen des Frankfurter Parlaments zurückzukehren und die längst vergessenen Einzelheiten jenes Erstlingsversuches sich vorzuführen, wird, indem er von Neuem den tiefen Sinn und die hohe Berechtigung unserer jüngsten Geschickeswendung daraus erfassen lernt, zugleich mit dem innigeren Verständnis der Gegenwart ein andächtiges und liebevolles Urteil davon tragen für die schmerzlichen Mühen, unter denen das ältere Geschlecht vor einem Vierteljahrhundert nach Erhebung aus unwürdigem Zustande, scheinbar erfolglos, aber dennoch, wie wir seitdem erfahren, nicht ganz vergebens gerungen hat. Fälschlich ist von jener Zeit die Vorstellung zurückgeblieben, daß sie die Probleme verkannt habe. Man schlage ihre Gedenkblätter auf, und man wird erstaunt sein, die Nennung keiner der Aufgaben darin zu vermissen, durch deren Lösung das neue deutsche Reich sich begründet hat oder noch sich zu festigen bemüht ist. Übersehen ward damals kein einziges der Probleme, mit deren Schwierigkeiten uns die jüngsten Anstrengungen wieder vertraut gemacht haben. Sie standen dem politischen Denken der

Achtundvierziger ganz deutlich vor der Seele. Nur das „Wie" der Lösung war ihnen dunkel, mußte ihnen dunkel sein, weil es innerhalb der Möglichkeiten jener Epoche nicht gegeben war. Wenn man bedenkt, welches Chaos von Gedanken und Wünschen über den Erwählten des Mai 48 lagerte, so kann man sich nicht genug wundern über die Vollständigkeit, mit der jede einzelne dieser Fragen zum Gegenstand der eingehendsten Erörterung gemacht war. Wie weit Reichsrecht vor Landesrecht zu gehen, wie eine wirksame Exekutive zu beschaffen, wie die geeignete Spitze, ob solche eine im preußischen Regentenhause erbliche, ob der trennende Schnitt zwischen Österreich und dem übrigen Deutschland, ob die Bildung eines Oberhauses geboten sei, die große Frage der Auseinandersetzung mit den peripherischen Nationalitäten, Polen, Dänen und damals auch Italienern: das alles und zahlreiche andere, jetzt wieder zur Schlichtung gekommene Punkte, nicht ausgenommen den der Matrikularumlagen und ihre Unzuverlässigkeit, wurden gründlich und aufregend genug erörtert. Nicht so viel klüger sind wir seit jener Zeit geworden in Austrag aller genannten Streitpunkte; die Ereignisse haben es nur so viel leichter gemacht, klug zu sein, wenn man Thaten Ereignisse nennen will.

Am 24. Juni 1848, als es galt, die provisorische Centralgewalt für Deutschland einzurichten, hatte Heinrich von Gagern nach fünftägiger Debatte im Parlament in letzter Stunde mit seinem vielbesungenen „kühnen Griffe" die monarchische Form als unvermeidlich auch für die provisorische Spitze des Bundesstaates in den Vordergrund gestellt und durchgesetzt und den Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser gemacht. Auch König Maximilian erkannte diesen an. Am 1. August verkündete ein königliches Ausschreiben:

> „Der Reichsverweser unseres deutschen Vaterlandes ist ernannt. Erzherzog Johann von Österreich hat mit Zustimmung aller deutschen Regierungen dem Rufe der Nationalversammlung entsprochen und die Leitung der provisorischen Centralgewalt übernommen. Seine hochwichtige Stellung begrüßen Wir, begrüßt ganz Deutschland mit offenem Vertrauen. Eine neue Zeitrechnung hat begonnen. Das teuere Gesamtvaterland wird nach Innen und Außen kräftig erstarken und durch Einigkeit überall hin Achtung gebieten. So wie Bayern schon vor dreißig Jahren mit Begründung verfassungsmäßiger Freiheit vorangeschritten ist, so wie es Unsere erste Regierungshandlung war, diese Freiheit zeitgemäß zu entwickeln und fortzubilden, so und auf solchem Rechtsboden schließen Wir Uns auch dem Reichsverweser und in ihm dem gesamten deutschen Vaterlande freudig an. Bayern wird, wo es not thut, der großen deutschen Sache bereitwilligst alle seine Kräfte und, da wo es gilt, Gut und Blut zum Opfer bringen."

In den vier Tagen vom 15. bis 19. Januar 1849 wurde in Frankfurt der Streit um die nunmehr definitiv zu begründende oberste Gewalt erneuert. Aber erst am 28. März ward er mit der Uebertragung des Erbkaisertums auf Friedrich Wilhelm IV. von Preußen entschieden. Von den bayerischen Abgeordneten hatten 12 dafür, 50 dagegen gestimmt. Diese Haltung der Majorität entsprach der Gesinnung des Königs und seines Ministeriums. Der „großdeutsche" Standpunkt war fortan für Bayern der maßgebende. Folgte in der innern Gesetzgebung seines Landes Maximilian ganz den freiheitlichen

Strömungen der Zeit und gab Bayern mit einer Reihe der einschneidendsten und mit den bisherigen Verhältnissen gründlich aufräumenden Gesetze, die es wahrhaft zu einem Rechtsstaat machten, allen andern deutschen Staaten ein nachahmungswürdiges Beispiel, so konnte auf der andern Seite sich der König nicht entschließen, der Frankfurter Versammlung die von ihr in Anspruch genommene Souveränität zuzugestehen und die von ihr geschaffene Reichsverfassung anzuerkennen. Hatte dieses doch auch der König von Preußen nicht gethan, und die ihm angetragene Kaiserkrone zurückgewiesen. Die von Berlin ausgehenden Bestrebungen, mit der „Union" den doch auch von den Regierungen als berechtigt anerkannten Einheitsbestrebungen der Nation Genüge zu thun, und die in München ihren Mittelpunkt findende Triasidee, welche am 11. Oktober durch das sogenannte Bregenzer Bündnis zwischen Österreich, Bayern und Württemberg ihren Ausdruck fand, standen einander nun gegenüber. Die Frankfurter Träume gingen zu Ende, der alte Bundestag zog wieder in die Eschenheimer Gasse ein, Schleswig-Holstein, für dessen gutes Recht Maximilian von Anfang an eingetreten war und für welches er seine Truppen mit Freuden entsendet hatte, kämpfte, vom Bunde auf- und der Rache seines Drängers preisgegeben, den Todeskampf der Verzweiflung; Bayern mußte sich zur traurigen Rolle der Bundesexekution gegen Kurhessen hergeben und sollte noch mehr in den Strudel der allenthalben in Deutschland wieder hoch aufgährenden Reaktion hineingezogen werden. Ringsum hatten die Regierungen das Meiste von dem, was in den letzten Jahren auf vollkommen gesetzlichem Wege zustande gebracht war, einseitig wieder aufgehoben und die alten autokratischen Zustände zurückgeführt. Bayerns König allein hielt, seinem gegebenen Worte treu, ohngeachtet der ihm nahe gelegten Versuchungen, fest an dem, was er gewährt hatte und suchte mit Mithilfe der Volksvertretung den innern Bau des Staates fortwährend zu befestigen und zu verbessern und manche damals vereinbarte Gesetze, wie das die Versammlungen und Vereine, die Presse betreffend u. A., übertrafen an Freisinnigkeit alles, was damals und noch später anderwärts gewährt wurde. Und auch für die pfälzische Erhebung das Frühjahrs 1849 ward vollkommene Amnestie gewährt.

Daß Deutschland nicht in ein Groß- und Kleindeutschland zerfallen war, erschien dem Könige als ein schwacher Lichtpunkt in dem Dunkel, in das bei seinem nationalen Sinne auch ihm die damalige Zeitlage gehüllt schien. Der durch Österreichs Druck wiederhergestellte Bund, träumte Maximilian, würde sich doch noch den unabweisbaren dringenden Anforderungen des gesammten deutschen Volkes und den Bedürfnissen der Zeit gemäß gestalten. Und namentlich das Geschick Schleswig-Holsteins trug er fort und fort auf seinem teilnahmvollen Herzen. Wie die Kammer der Abgeordneten bei jeder Gelegenheit offen ihr moralisches Gewicht für das gute Recht des Bruderstammes im Norden, bei Deutschland zu bleiben, in die Wagschale gelegt hatte, so erkannte auch der König dieses Recht fortwährend an. Er verlieh den aus den Herzogtümern vertriebenen evangelischen Geistlichen das bayerische Indigenat und stellte sie namentlich im Dienste der vereinigten protestantischen Kirche der Pfalz an. Und als die Großmächte sich nicht scheuten, auch die vom König von Dänemark oktroierte Erbfolgeordnung anzuerkennen und die Erhaltung der dänischen Gesamtmonarchie zu verbürgen, ver-



König Maximilian II. und Königin Marie von Bayern

mit den königlichen Prinzen Ludwig und Otto im Schloßgarten zu Hohenschwangau.

weigerte Maximilian ohngeachtet wiederholten Ansinnens jenem Vertrage seine Zustimmung, und hielt am Recht des Herzogs Friedrich von Augustenburg fest.

Unter diesen politischen Stürmen fand der König immer wieder Ruhe und Erholung, deren er aber mehr für seine immer schwankende Gesundheit, als für seinen lebhaften regen Geist bedurfte, im Schoße seiner Familie. Unsere Illustration versetzt uns in diese. König Max legt seine Hand auf des ältesten Sohnes Haupt, während Königin Marie den jüngsten auf dem Schoße hält. Denn drei Jahre nach der Geburt des Kronprinzen Ludwig, am 27. April 1848, hatte ein zweiter Sohn, Otto, das Licht der Welt erblickt, des jetzigen Königs Majestät, aber unter weniger glückverheißenden Umständen, denn die königliche Mutter wurde infolge eines heftigen Schreckens bei den Unruhen jener Tage in München zu früh entbunden, so daß die Ärzte sofort für das Leben des Neugebornen fürchteten. Vielleicht können wir hier schon den Keim des unglückseligen Leidens finden, das jetzt den beklagenswerten Monarchen umnachtet hält.

Die Geschichte erzählt von der Klage Alexanders des Großen, daß ihm sein Vater wenig zu thun mehr übrig gelassen. In gewisser Beziehung konnte sie Maximilian wiederholen. König Ludwigs I. inspirierende Egeria war die Kunst gewesen. Ihr hatte er in seiner Hauptstadt und auch sonst im Lande die würdigsten und prächtigsten Altäre gebaut; München war auf dem Wege, eine Wanderung zu den klassischen Kunststätten jenseits der Alpen zu ersetzen. Auf diesem Gebiet konnte und wollte Maximilian seinen Vater nicht nachschaffen. Zu seinem Arbeitsfelde, auf dem er edlen Samen ausstreuen und lohnende Frucht ernten wollte, hatte er sich die Wissenschaften erwählt. Die Pläne und Unternehmungen des Kronprinzen nahmen jetzt mit den erweiterten Mitteln des Königs umfassendere Gestalt an. „Der König wußte", wie Pözl in der Rede am Stiftungstage der Ludwigs-Maximilians-Universität sagte, „daß das Streben nach Wissenschaft die geistige Kraft eines Volkes stärkt, seine Sittlichkeit hebt und dasselbe fähig macht zum Genusse politischer Freiheit." Und Döllinger rühmt mit Recht in seiner Gedächtnisrede auf Maximilian, daß kein Fürst seit der Ptolomäer Zeiten eine so reiche und hingebende Wirksamkeit für die Wissenschaft geübt. Was verdanken ihm allein die Naturwissenschaften durch Erweiterung ihrer Institute, durch die Berufung von Männern, wie Jolly, Liebig, Bischoff, Siebold u. A., durch die Errichtung der naturwissenschaftlichen Kommission und durch Unterstützung der Reisen und Forschungen von Moritz Wagner, Johannes Roth und ihrer Genossen! Welche Förderung hat die deutsche Geschichtsforschung durch die Schaffung der heute noch thätigen und durch die Munifizenz der Regierungsnachfolger Maximilians fort erhaltene „historische Kommission" erhalten!

Die gleich zu Beginn seiner Regierung vom König erlassenen Satzungen für die Universitäten hoben den Studienzwang auf und proklamierten an dessen Stelle den Grundsatz der akademischen Freiheit und beseitigten die Hindernisse, die sich der freien Entfaltung der geistigen und sittlichen Kräfte entgegengestellt hatten. Er ehrte und schützte die philosophische Forschung und die Lehrfreiheit gegen ihre Widersacher und wollte insbesondere die Hochschule München so erheben, daß sie ein glänzender Mittelpunkt der gesamten deutschen Gelehrtenrepublik wurde, und für sie nicht blos gute Lehrer, sondern schöpferische Meister der Wissenschaft gewinnen. Darum griff er, was

freilich ein beschränkter konfessioneller und partikularistischer Standpunkt nicht fassen konnte und darum dem vorurteilsfreien Monarchen fast zum Verbrechen anrechnete, über die Grenzen Bayerns hinaus und berief die Männer seines Vertrauens, seine Mithelfer an der geistigen Hebung seines Landes, wo, in welchem Lande, bei welcher Konfession er sie fand. Aber nicht nur Gelehrte zum Lehren an der Universität wurden des königlichen Rufes und Vertrauens gewürdigt, sondern auch Andere, insbesondere Dichter, deren Namen schon unter den besten Deutschlands genannt wurden, und er gewährte ihnen lebenslänglichen oder zeitweisen Gehalt aus seiner Kabinetskasse, damit sie der Sorge entledigt, der Muse leben und mit neuen Schöpfungen ihn erfreuen sollten. Er stiftete den Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst, dessen Ordenskapitel seine Mitglieder selbst wählen durfte, und er bestätigte die Gewählten, obwohl die politischen Ansichten und Bestrebungen mancher nicht die seinigen waren. Aber auch persönlich sollten dem Könige die Ritter des Geistes nahe kommen, er selbst wollte empfangend und lernend mit ihnen verkehren. Wie ein schönes Märchen fast erklingt die Kunde von der neuen Artus-Tafelrunde, von jenen Versammlungen in der Münchener Residenz, die Maximilian sein Symposion nannte. Zwei bis drei mal in der Woche wurden sie vom Anfange der fünfziger Jahre an gehalten. Wenn die eingeladenen Dichter und Gelehrten beisammen waren, meldete ein Adjutant das Kommen des Königs. Er begrüßte die Einzelnen, dann ließ er sie an einem geräumigen Tische Platz nehmen, Liebig oder Thiersch zu seiner Rechten; ihm gegenüber saß derjenige, welcher es für den Abend übernommen hatte, ein neuentstandenes Gedicht mitzuteilen, oder in freier Rede einen wissenschaftlichen Vortrag zu halten. Die Poeten Geibel, Bodenstedt, Heyse ließen sich hören. Der König suchte die Lücken seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse auszufüllen, er forderte zur Diskussion auf, nahm selbst daran teil und freute sich freimütigen Widerspruchs. Einmal wählte er die Reformationsgeschichte zur Besprechung; Döllinger, Lassaulx, Sybel und Bluntschli wurden hiezu gebeten. Die geistige Beschäftigung mit Wissenschaft, Philosophie, Geschichte und Poesie war eben Maximilians einzige Erquickung — war ihm doch auch schon durch sein chronisches Kopfweh und die Schwäche seiner ganzen Konstitution Vermeidung aller materiellen Genüsse auferlegt — und er beklagte es, daß ihm oft für länger anhaltendes Denken die Kräfte versagten.

Aber auch sein Symposion wurde dem edlen Fürsten, dessen Horizont weiter war, als der der zünftigen Generalpächter der Hofluft und des Spießbürgertums, verkümmert. Die Aristokratie nahm Anstoß an dem intimen Verkehr mit der ihr unbequemen bürgerlichen Intelligenz und die lieben Münchener machten es dem Vater, wie sie es später, als Richard Wagner sein Bühnenfestspiel ihnen schenken wollte, seinem Sohne machten. Der erste Bürgermeister mußte dem Könige vorstellen, daß auch die Bewohner seiner getreuen Hauptstadt an jenen Zusammenkünften ein Ärgerniß fänden: man fürchte, der König werde noch Protestant.

Das wäre wohl nun Maximilian nicht geworden, aber mit tiefem, geschichtlich gereiftem Scharfblick stand er dem Streit der Konfessionen gegenüber und das suum cuique war in seinem Verhältnis zu jeder derselben die Devise seines gerechten und unparteiischen Urteils.

Wurde nun auch der Verkehr des Königs mit den Männern der Wissenschaft und Poesie in jener besonderen und bestimmteren Form etwas geändert, so hörte er um so weniger mit den einzelnen auf. Namentlich Leopold Ranke war es, der Maximilian besonders nahe trat. Schon während der in Berlin 1830—31 verlebten Universitätsjahre des damaligen Kronprinzen wurde zwischen ihm und dem berühmten Historiker das Verhältnis angebahnt, das, ein volles Menschenalter umspannend, zu einer der schönsten und freiesten Verbindungen wurde, die zwischen einsichtigen Fürsten und hervorragenden Geistern in Deutschland jemals vorgekommen. Ein literarisches Zeugnis dieser Beziehungen ist uns erst vor noch nicht langer Zeit durch die Herausgabe der „Vorträge über die Epochen der neueren Geschichte" zu teil geworden, welche Ranke im Herbste des Jahres 1854 vor dem Könige in Berchtesgaden gehalten.

In der denkbar kürzesten Fassung geben diese Vorträge die Hauptsumme der Lieblingsideen des großen Geschichtschreibers, seine Ansicht vom Zusammenhange der wesentlichsten Weltbegebenheiten im Wechsel von einander abweichender Epochen, von denen doch eine jede die folgende bedingt. Von der lang ausgesponnenen „Mär der Weltgeschichte" erzählen sie in kurzen Worten gleichsam die bloße Handlung, deren tiefen Sinn sie zugleich in eindringender Betrachtung erwägen und schätzen lehren. Es ist wie eine Rhapsodie der Weltgeschichte aus dem Munde ihres besten Freundes, die im Augenblick improvisierte Darlegung einer Jahrzehnte lang gereiften, wissenschaftlichen Weltansicht. Von großem Interesse sind die hier und da zwischen den einzelnen Vorträgen eingestreuten Gespräche zwischen Lehrer und Schüler. König Maximilian stellt sich in seinen Fragen von der besten Seite dar; er legt in ihnen politischen Verstand, nationales Gefühl, moralische Gesinnung an den Tag. Und Ranke spricht zu ihm mit voller Unbefangenheit und rückhaltlosem Freimut, die namentlich in der Beurteilung des Papsttums, der Darstellung der Reformationsgeschichte und der Würdigung der Stellung Bayerns im 30jährigen Kriege auf einer bewunderungswürdigen Höhe historischer Objektivität stehen.

In seinen von jenem Berchtesgadener Aufenthalt aus an seine Gattin geschriebenen Briefen erzählt Ranke, wie er neben dem Könige auf einem kleinen norwegischen Gebirgspferde in unaufhörlicher Unterhaltung dahin reitet, wie jener ihm den eigenen Mantel umhängt, damit er sich nicht erkälte, die Königin ihm einen Lindenzweig bricht, um seinen Hut durch eine Hofdame damit schmücken zu lassen.

Maximilian bewies seinen Dank für jene Vorträge durch ein wertvolles Geschenk, das er dem heimgekehrten Gelehrten übersandte. Noch deutlicher aber spricht ein eigenhändiges Schreiben aus Hohenschwangau vom 1. Dezember 1856, worin es heißt: „Ihr Brief erneuerte die Erinnerung an die schönen mit Ihnen verlebten Tage, in jenen trauten Bergen, die Zeugen so mancher mir lieben, so unvergeßlichen Unterredung mit Ihnen, mein verehrter Lehrer! In der Stille des hiesigen Aufenthalts beschäftige ich mich täglich und aufmerksamst mit dem Studium Ihrer trefflichen Vorträge, die nun seit Wochen in Reinschrift vor mir liegen; dasselbe zu vollenden, verlängerte ich meinen hiesigen Aufenthalt um einige Tage. Diese wertvolle Arbeit muß in succum et sanguinem übergehen, so ganz zu meinem bleibenden Eigentum werden. Ich trage

mich schon mit der Hoffnung, einmal auch die alte Geschichte auf gleiche Weise vortragen zu hören, und zwar je eher, je lieber, vielleicht wieder in trauten Bergen. In früher Morgenstunde bei Licht schrieb ich diese Zeilen; schließen muß ich, mein Tagewerk zu beginnen."

Zu jenem vom König gewünschten zweiten Kursus zwischen Ranke und ihm „in trauten Bergen" ist es nicht mehr gekommen, und doch sagt Dove, der Herausgeber jener Vorträge, mit Recht: „wie manches von dem besten Denken und Wissen Rankes mag damals in den Bergen gesprochen und verklungen sein, ohne einen andern Widerhall zu finden als in dem Herzen König Maximilians!" Es ist leider ein müßiger Gedanke, darüber nachzusinnen, wie der große Historiker seinem erlauchten Zuhörer die „Mär" der neuesten Geschichte, von Königgrätz bis Sedan, von der Zertrümmerung des alten deutschen Bundes bis zur Wiedergeburt des neuen Reichs, erzählt haben würde. Dem greisen Lehrer wäre es noch vergönnt gewesen, dies zu thun; sein königlicher Schüler hat nicht einmal mehr das Morgendämmern der neuen Zeit sehen dürfen. Aber bis zum Tode seinen idealen Zielen getreu, hat er auch bis zum Ende die Berechtigung Rankes zu den Schlußworten seiner Vorträge erwiesen: „Und so will ich schließen mit den Worten, mit denen Machiavelli seinen „Fürsten" eröffnet: „„Was ich in langer Zeit gelernt habe, biete ich Dir in wenigen kurzen Sätzen dar."" Mein Ziel ist das entgegengesetzte. Während von Machiavelli der Fürst zur Ruchlosigkeit aufgefordert wird, ist mein Streben vielmehr, Ew. Majestät in Ihren Tugenden zu befördern."

Und diese Tugenden weiser Regentenpflicht erwies Maximilian nach den verschiedensten Seiten. Haben wir im Vorhergehenden seine Fürsorge für die höheren Wissenschaften und deren Pflegestätten rühmen müssen, so wollen wir auch seiner nicht minder thatkräftigen Teilnahme gedenken, welche er auch dem Volksunterricht als der Grundlage zur geistigen Entwicklung schenkte. Diese Schulen zu vermehren und zu verbessern war ihm eine wichtige Angelegenheit. Als ihm eine Abordnung der Schullehrer von Schwaben und Neuburg eine Dankadresse für eine ihrer Wittwen- und Waisenkasse gnädigst zugewandte namhafte Unterstützung überbrachte, antwortete ihr der König:

> „Ich danke Ihnen, meine Herren! und freue mich, wenn Sie aus dem, was ich gethan habe, erkennen, daß ich ein Freund der Schullehrer bin, daß ich den Lehrerstand achte und schätze. Allein ich achte und schätze ihn nicht nur, sondern ich liebe ihn. Ich erkenne es, Sie haben einen harten und schweren Beruf und Sie haben zur Erfüllung Ihrer Pflicht himmlische Geduld notwendig, darum dürfen Sie immer auf mich zählen. Lassen Sie sich nur die Bildung des Volkes angelegen sein, denn sie ist größtenteils in Ihre Hände gelegt; verbreiten Sie allseitig nützliche Kenntnisse — doch vor Allem empfehle ich Ihnen eine sorgfältige Erziehung an, sie ist die Hauptsache. Denn nur durch sie läßt sich ein sittlich gutes getreues Volk heranbilden. Sagen Sie Ihren Standesgenossen, ich liebe Sie und" — indem er die Hand auf die Brust legte — „Ihr König gibt Ihnen das Wort, ich werde Alles für Sie thun, was ich thun kann."

Alles, was zur Erforschung des eigenen Landes, der Erschließung seiner materiellen Schätze, der Kenntnis seiner Geschichte, der Förderung der Volkskunde nach ihren verschiedenen Verzweigungen dienen konnte, lag dem Könige am Herzen. „Meinem Volke zu Ehr und Vorbild" ist die Aufschrift des Nationalmuseums, des stolzen Gebäudes in der Maximilianstraße in München, das er errichten ließ, um in ihm eine Sammlung zu vereinigen, für die es auf dem Kontinent nichts gleichartiges gibt. Die Kunst- und Kulturgeschichte unseres Vaterlandes von den frühesten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung an, ja selbst aus der vorchristlichen und der Römerzeit, steht in klarer, stufenweiser Entwicklung vor dem Besucher. Jahrhundert um Jahrhundert zeigt seine Gerätschaften zu Schutz und Trutz, Waffen und häusliche Einrichtung, Behältnisse zum Bewahren der Kostbarkeiten — Schränke und Kästen, Gefäße aller Art, Kirchliches und Weltliches, Altäre und Madonnenbilder in Stein und Holz, Gemälde, Wappen und Siegel, Handschriften und Miniaturen, Teppiche und Tapetenwirkerei. Der Handwerker findet hier mannigfaltige schöne Vorbilder, der Künstler und Kunstfreund einen Reichtum von Werken der Bildnerei und Malerei, die ihm für Anordnung, Gewandung und Ausführung die vielseitigste Belehrung geben; der Geschichtsforscher stößt bei jedem Schritt auf Werke, namentlich Grabmäler und Denksteine, welche ihm Fingerzeige sind zur Erkenntnis der Geschichte Bayerns und seiner Fürsten.

Der Entwurf und die Ausführung des Nationalmuseums entstammt dem vom König dazu beauftragten Hofbauinspektor Eduard Riedel. Das 100 Fuß lange Gebäude besteht aus einem großartigen Mittelbau mit einem offenen Portikus, an welchen sich rechts und links die Seitenflügel anschließen. Ueber dem Giebel des Mittelbaues thront oberhalb des bayerischen Wappens die Bavaria mit dem Löwen, in Zink gegossen nach Kirchmeyers Modell. Auf den Giebeln der Seitenflügel sind die Provinzen Bayern und Pfalz, Franken und Schwaben in allegorischen Figuren dargestellt. Die ganze lange Vorderseite ist mit zehn Karyatiden und acht Statuen geschmückt. Diese bezeichnen die Haupttugenden des bayerischen Volkes in den Bildnissen berühmter Männer.

Mit der Erbauung des Nationalmuseums und des diesem gegenüber liegenden, nach Bürkleins Plane aufgeführten Regierungsgebäudes, diesen beiden Hauptzierden der Maximilianstraße, und der Schöpfung dieser selbst trat nun König Maximilian doch gewissermaßen in eine unmittelbare Nachfolge König Ludwigs I. ein. Lag aber allen den großen Bauten, mit denen dieser sein München verschönert und zu der Berechtigung des Namens „Isarathen" erhoben hatte, ein zielbewußtes, wahrhaftiges, vom Geist der Antike und der sich an diese anschließenden, historisch berechtigten Kunstformen durchdrungenes Kunststreben zu Grunde, so kann das von seines Sohnes und dessen technischen Beratern baulichen Schöpfungen nicht gesagt werden. Gerade der deutsch-nationale Sinn Maximilians war es, der ihn hier nach einseitigen und darum unrichtigen Ideen und Plänen greifen ließ. Er strebte, die naturgemäßen Gesetze und Bedingungen organischer Entwicklung außer Acht lassend, nach einem neuen deutschen Baustyl, welcher dem bürgerlichen und staatlichen, sowie dem religiösen Leben und Klima Deutschlands entsprechen sollte. Das öffentliche Ausschreiben zur Bewerbung um den Preis für die Anfertigung eines Bauplanes für eine höhere Bildungs- und

Unterrichtsanstalt konnte als Ausdruck seiner Ideen gelten, aber die Ausführung dieser, wie sie sich im Maximilianeum auf der Höhe des Gasteigberges, sowie in den sämtlichen Bauten der Maximilianstraße darstellt, zeigt das Verfehlte dieser neuen, originell sein sollenden Richtung. Ganz anders verhält es sich mit dem, was der König jenseits der Isar, über welche am Ende der neuen Straße die beiden großen Brücken, zu denen er am 26. September 1858 den Grundstein legte, führen, schuf — den jetzt sogenannten Gasteig-Anlagen, seinem eigentlichen monumentum aere perennius. Hier brachte sein Gedanke und Wille in der Umwandlung der kahlen, zerrissenen Uferhöhen in die schönsten von Laubschmuck überzogenen Gehänge und reizendsten, mannigfachsten Parkhaine geradezu Wunderbares zu Wege. Wer von hier aus auf den rauschenden Strom, die jenseits desselben ausgebreitete Königsstadt, und über sie hinaus auf die fernher blauende Alpenkette schaut oder flußab- oder aufwärts in den sich an den Gasteig anschließenden Isarauen wandert, wird bezeugen müssen, daß keine europäische Hauptstadt Gleiches an landschaftlicher, romantischer Schönheit bietet. Hier hatte des Königs klares, poesievolles Auge das Richtige gefunden.

Auch die bildende Kunst sollte nach seinem Willen unter seiner Regierung sich nicht umsonst nach der Blütezeit zurück sehnen, deren sie unter seinem Vater genoß. Hatte dieser, wie Maximilian meinte, die historische Malerei zu ausschließlich der Darstellung klassischer Gegenstände in Fresken sich zuwenden lassen und die Ölmalerei fast etwas vernachlässigt, so dachte er nun diese zu fördern und ihr die Ausschmückung namentlich des Maximilianeums zu übertragen. Dazu bestimmte er die Darstellung der Hauptereignisse der Weltgeschichte, an welcher die ausgezeichnetsten Künstler Deutschlands, ja Europas, mitwirken sollten und in der That auch mitgewirkt haben. Beides, Auffassung und Ausführung, sollte einen ernsten strengen Styl bekunden und den historischen Gedanken so wahr als möglich zum Ausdruck bringen, nach Idee und Ausführung aber ein deutsches Werk und die deutsche Geschichte der Mittelpunkt aller Bilder werden. Glücklicherweise ist hier den Gedanken des Königs besser Rechnung getragen worden, als bei seinen architektonischen Plänen.

Mit König Maximilians Andenken verknüpft sich auch ein Unternehmen, das, damals das erste seiner Art in Deutschland, das zweite erst in Europa überhaupt, seitdem der Nachfolger viele und großartigere gefunden hat, in der Erinnerung Aller aber, die Zeugen desselben gewesen, in seinem eigenartigen Reize fortlebt — die erste allgemeine deutsche Kunst- und Industrie-Ausstellung in dem für sie erbauten Glaspalast in München.

Am 15. Juli 1854 wurde sie feierlichst durch das Königspaar eröffnet. Der Minister Freiherr v. d. Pfordten begrüßte dasselbe mit den Worten: „So ist dieses wahrhaft nationale Unternehmen unter den Auspizien Ew. Majestät glücklich zu Stande gebracht. Es ist das Werk der vereinten Kräfte der deutschen Nation in den Schöpfungen des Friedens und wird nicht blos auf dem Gebiete der Industrie die Thatkraft zum Selbstbewußtsein bringen, anspornen und nachhaltig beleben, sondern auch dazu beitragen, daß für alle Richtungen des Völkerlebens das Gefühl des Zusammengehörens wachse und die Überzeugung immer lebendiger werde, wie Großes und Herrliches die vereinten Kräfte Deutschlands vermögen.“

Der König erwiderte: „wie er sich freue, das Ausstellungswerk in so schöner Weise vollendet zu sehen; wie er hoffe, daß die deutsche Vereinigung, welche im Glaspalast ihren Ausdruck gefunden, nicht nur vorübergehend, sondern bleibend und darum auch dauernd in ihren guten und gemeinnützigen Folgen sein werde, wozu Gott seinen Segen geben wolle."

Aber nicht nur an die Hauptstadt und die in ihr sich vollziehenden Geschehnisse bannte sich Maximilians Interesse, sondern das ganze Land hatte für dasselbe gleichmäßige Bedeutung. Deshalb besuchte er dieses nach allen Seiten so oft als möglich, verweilte er kürzere oder längere Zeit in allen seinen Hauptstädten. Fast immer begleiteten ihn die Königin und die Prinzen, welch' letztere das eingefügte Bild in ihrem 10. und 7. Jahre zeigt. Auf der alten Zollernburg in Nürnberg brachten ihrer hohen Burgherrschaft nach altem fränkischen Gebrauche die Gewerke in feierlichem Aufzuge kostbare Hausgeschenke dar; in Erlangen begrüßte er als Rector Magnificentissimus die Universität; in den prächtigen Schlössern von Würzburg und Bamberg, wie in der poetischen Schöpfung der Schwester Friedrich des Großen, der Eremitage bei Bayreuth, wurde Hoflager gehalten. Und überall ist kein König mit allen Schichten der Bevölkerung in so freundlichem Verkehr gestanden, wie König Maximilian. Der Bürger in den Städten, der Bauer auf dem Dorfe, der Jäger in den Bergen wüßte davon zu erzählen.

Hat ein Biograph König Maximilians ihn einen christlichen Philosophen auf dem Thron genannt, so ist diese Bezeichnung keine unrichtige. Seine durch Schelling genährte philosophische Richtung entfremdete ihn dennoch nicht seinen Pflichten gegen seine Kirche, die er ehrte und liebte, deren Vorschriften in Kultus und Sitte er gewissenhaft nachkam, deren Übergriffe aber auf das selbständige Gebiet des Staates er deswegen doch nicht duldete. Der Verfassungsgrundsatz, daß die im Königreiche bestehenden christlichen Bekenntnisse volle Parität und Rechtsgleichheit genießen sollen, galt ihm für unverletzlich. Die Ausnahmsbestimmungen, welche in den verschiedenen Landesteilen bezüglich der Israeliten zu den Christen in Ansehung des bürgerlichen Rechtes bestanden hatten, wurden sämtlich aufgehoben. „Ich will nicht, daß einer meiner Unterthanen gedrückt werde; sie sind mir alle gleich", hatte der König dem ihm im Namen seiner Gemeinde dankenden Münchner Rabbiner Dr. Aub geantwortet. Der Sekte der aus England nach Deutschland verbreiteten Irvingianer erteilte er als einer Privatkirchengesellschaft die Erlaubnis, den Gottesdienst nach ihrer Weise zu feiern; ja er hatte sogar die Absicht, der Freimaurerloge in Bayern eine offizielle Stellung einzuräumen und sich selbst als Protektor an deren Spitze zu stellen, und nur der Widerspruch des Ministers Pfordten hinderte ihn, die Sache weiter zu verfolgen.

Die Verantwortung seines königlichen Berufes stand ihm alltäglich vor Augen. Im obersten Stock des Königsbaues der Münchner Residenz hatte er sich ein eigenes „Sanktuarium", ein für niemand außer ihm betretbares Gemach, eingerichtet, in das er sich, besonders wenn es galt, einen wichtigen Beschluß zu fassen, zurückzog. Eine verborgene Thüre führte aus seinem gewöhnlichen Arbeitszimmer dahin. An der Wand hing ein Gemälde Kaulbachs: die Verklärung eines guten Fürsten, in der Ecke zwischen den Fenstern stand ein Betschemel vor einem Kruzifix, die Friese des Saales waren

mit sieben Bildern, die Regententugenden in Gestalten bayerischer Fürsten darstellend, die Wände mit den Bronzebüsten der ausgezeichnetsten Könige und Männer alter und neuer Zeit geschmückt. Neben jeder Büste lag die Lebensbeschreibung des Betreffenden, wie auch Sprüche aus den Schriften desselben oder Anderer und aus der heiligen Schrift in die Augen fielen, gleichsam als Ruf aus der Geisterwelt zur Nacheiferung und Nachfolge.

So suchte Maximilian sich wenigstens im Innern eine Welt des Friedens aufzubauen, während die äußere ihn umgebende sich gegen das Ende der fünfziger Jahre zu wieder immer unfriedlicher gestaltete. Die damals überall sich geltend machende rückläufige Bewegung hatte doch auch Bayern mitergriffen, zwischen dem reaktionären Ministerium Pfordten-Reigersberg und der Abgeordnetenkammer waren heftige Kämpfe entbrannt, aber der gesunde, konstitutionelle Sinn des Königs gab den richtigen Entscheid, das Ministerium wurde gewechselt und das Wort Maximilians: „Ich will Friede haben mit Meinem Volke und mit den Kammern", war eines der herrlichsten Königsworte, die je von einem Thron herab gesprochen worden sind.

In der allgemeinen Weltlage hatte der französisch-italienisch-österreichische Krieg die großen Schäden offen gelegt, an denen Deutschland und insbesondere der Kaiserstaat an der Donau litt. Noch hielt Maximilian an diesem und dem Traum, durch ihn die Neugestaltung Deutschlands bewirkt zu sehen, fest. Deshalb beteiligte er sich auch mit größtem Eifer an dem im August 1863 von Franz Josef nach Frankfurt einberufenen Fürstentag und meinte bei dem festlichen Empfang auf seiner Rückkehr in Bamberg: „seine Schuld sei es nicht, wenn keine Einstimmigkeit erzielt worden; doch sei immerhin viel gewonnen und mit des Himmels Segen würden die guten Früchte nicht ausbleiben." Aber sie sollten noch nicht reifen, wenigstens sollte Maximilian sich ihrer nicht mehr freuen.

Am 1. Oktober 1864 kehrte der König mit der königlichen Familie von Berchtesgaden nach München zurück, um dem Oktoberfeste anzuwohnen und dann am 5. die ihm durch den abermals besorgniserregenden Stand seiner Gesundheit notwendig gewordene Reise nach dem Süden anzutreten. Sie ging durch Frankreich und war vom Wetter nicht begünstigt. Als er in Marseille das Dampfboot bestieg, ging die See schon hoch. Die Seekrankheit ergriff den König in solchem Grade, daß man für sein Leben fürchtete, und um dasselbe nicht der äußersten Gefahr auszusetzen, legte das Schiff an der Rhede von St. Stefano an, damit Rom vollends zu Lande erreicht werden konnte.

Unter dem günstigen Einfluß des milderen Klimas schien sich der König wirklich zu erholen und zu stärken, als jenseits der Alpen ein Ereignis eintrat, das ihn notwendig aus seiner Ruhe aufscheuchen und ihn in Mitleidenschaft ziehen mußte. Am 15. November war der König Friedrich VI. von Dänemark, der Dränger Schleswig-Holsteins, gestorben, nachdem er noch kurz vor seinem Tode ein Staatsgrundgesetz veröffentlicht hatte, durch welches die Herzogtümer ganz der dänischen Monarchie einverleibt werden sollten. Aber gerade jetzt schien für diese der Augenblick gekommen, wenn es überhaupt noch möglich war, ihre Selbständigkeit zu erringen. Das Londoner

Protokoll war ohne Zustimmung der Volksvertretungen und der erbberechtigten Agnaten zustande gekommen und vom deutschen Bunde nicht anerkannt; der neue König Christian IX. war demnach nur der Erbe Dänemarks, nicht auch Schleswig-Holsteins. Dieses fiel, kraft unbezweifelten Rechtes, an den Herzog Friedrich VIII. aus der Augustenburger Linie. Doch Christian unterlag, wenn er je ernstlichen Widerstand hatte versuchen wollen, dem Fanatismus der ultradänischen Partei, so daß er für jenes Todesurteil der Herzogtümer ganz und voll sich verpflichtete. Mit neuer, unwiderstehlicher Gewalt flammte die Begeisterung für das gute Recht der letzteren in ganz Deutschland wieder auf. Ganz der Wahrheit entsprechend war es, was der englische Gesandte in Stuttgart seiner Regierung berichtete: „Die schleswig-holsteinische Frage ist der einzige Gegenstand, in betreff dessen die deutsche Einheit eine Wirklichkeit ist. Sie ist der feste Punkt, auf welchen alle deutschen Völker und alle deutschen Staatsmänner zielen. Sie ist eine Nationalfrage im strengsten Sinne des Wortes und wird gehegt und gepflegt mit dem unbefangensten Enthusiasmus."

Aber die beiden deutschen Großmächte betrachteten mißtrauisch die immer mehr wachsende Bewegung und schienen nicht vom Londoner Vertrage lassen zu wollen. Da richteten sich Aller Augen und Wünsche auf den Mann, der stets sein Wort für die deutsche Nordmark eingesetzt hatte, auf König Maximilian, und erhofften und begehrten von ihm auch jetzt die rettende That. Diesem allgemeinen, von ganz Deutschland geteilten Verlangen gab München Ausdruck und richtete am 1. Dezember 1863 an den in Rom weilenden König die Bitte, heimzukehren und „die in Schleswig-Holstein verpfändete Ehre Deutschlands einzulösen". Bereits am 3. Dezember wurde die Antwort des Königs bekannt: „Ich kehre unverweilt in Meine treue Hauptstadt zurück, obwohl Meine Gesundheit das Gegenteil wünschenswert machte, eingedenk Meiner Regentenpflichten, die Ich stets über alles stellte." Am 15. Dezember war Maximilian, mit stürmischem Jubel empfangen, in München eingetroffen und schon nach wenigen Tagen wurden Bayern und Deutschland durch den Erlaß vom 19. Dezember überrascht, womit der König dem Staatsminister Freiherrn von Schrenk erklärte, daß Er die Erbansprüche der herzoglich Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburgischen Linie für rechtlich begründet erachte und bereit sei, mit allen Kräften für die Rechte der Herzogtümer und Deutschlands einzustehen und bei dem Bunde und durch den Bund das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Aber eben das „bei dem Bunde" und „durch den Bund" dieses Erlasses war der utopische Gedanke, der nicht mehr Wirklichkeit werden konnte. Österreich und Preußen handelten in der Besetzung der Herzogtümer durch ihre Heere wieder auf eigene Hand. Sollte Maximilian dem ihm nahe gelegten Drängen Mancher nachgeben und sich an die Spitze der deutschen Mittelstaaten stellen, einen neuen, wahren deutschen Bund gründen und den Kampf für Schleswig-Holstein beginnen? Nichts hätte mehr dem Wesen des Königs widerstrebt; eben seine Liebe zu dem gesamten Deutschland ließ ihn den Bruderkrieg scheuen, der, für den einen Stamm eintretend, über alle andern namenloses Unglück hätte herbeiführen müssen. Vielleicht konnten doch die Wirren sich noch glücklich lösen. Das Danewirk war im Sturm genommen worden,

das erste deutsche Blut in furchtbarem Kampf geflossen, ohne daß man wußte, zu welchem Zweck und für welches Ziel es geopfert war. Gerade jetzt schien der allgemeine Krieg zu drohen: in Italien regten sich die zurückgedrängten Gelüste nach dem Besitz Venedigs, der Vollherstellung der italienischen Einheit, und Napoleon beobachtete schweigend und immer gerüstet das Vorschreiten Österreichs und Preußens in Schleswig.

So lagen die Dinge, als am 5. März der Schwager Maximilians, der Gemahl seiner Schwester, der Prinzessin Hildegard von Bayern, Erzherzog Albrecht von Österreich, in München ankam und sich mit dieser Ankunft das Gerücht verbreitete, sein Besuch sei weniger aus familiären Rücksichten, als vielmehr in der Absicht erfolgt, den König in der schleswig-holsteinischen Sache umzustimmen und für die Anschauungen der beiden deutschen Großmächte zu gewinnen. Es kam auch zu mehrmaligen Unterredungen zwischen den beiden Fürstlichkeiten, aber den König kosteten sie schon einige Anstrengung und Überwindung. Er fühlte sich unwohl. Schon am 6. März hatte sich auf der linken Brust ein anfänglich leichter Schmerz eingestellt, der aber auch dann noch nicht erheblich sich steigerte, als sich eine allerdings immer mehr sich ausbreitende Geschwulst bildete. In einem eigentümlichen Zusammentreffen empfing der König gerade in diesen Tagen ein ihm lang versprochenes Schreiben des Abtes Haneberg, den er, vor dessen Abreise nach Jerusalem, nach einer längeren Unterredung über die christliche Lehre vom Jenseits um eine schriftliche Aufzeichnung dieses Gespräches und nähere Erörterung einiger ihm dunkel gebliebenen Punkte gebeten hatte. Die Lektüre dieses Briefes stimmte ihn heiterer und so nahm er auch, am 7. mit dem Freiherrn von Moy noch einen Spaziergang im englischen Garten machend, sein Übelbefinden nicht von der schlimmen Seite. Aber am Abend des folgenden Tages hatte das Rotlauf auch schon die rechte Brustseite ergriffen. Die Angelegenheit, um deren willen der Erzherzog gekommen, beschäftigte ihn beunruhigend und aufregend. Die Königin hatte, da er am 9. im Bette blieb, die Vermittlung zwischen ihrem Gemahl und ihrem Schwager übernommen, aber auch die beiden selbst hatten im Laufe des Nachmittags eine Unterredung, nach welcher der König durch seinen Kabinetssekretär dem Minister von Schrenk sagen ließ, er möge eine vermittelnde Antwort für den Erzherzog suchen, um diesen nicht ganz ohne Aussicht auf Verständigung zurückkehren zu lassen. Pfistermeister brachte alsbald dem Monarchen die Mitteilung, Österreich habe sich nach einer eben eingegangenen Depesche entschlossen, auf die Vorschläge einzugehen, die es noch vor wenigen Tagen abgewiesen hatte. Darauf erwiderte der König sichtlich erleichtert: „Gott Lob, daß ich diese Sache erledigt habe. Für heut genug. Morgen mehr.“ Noch an demselben Tage erging an den Bundestagsgesandten von der Pfordten die Weisung, den Antrag auf Einberufung der holsteinischen Stände an den Bundestag zu bringen. Mit schwacher Hand setzte der König seinen Namen unter das Aktenstück, es war seine letzte Unterschrift.

Die eintretende Königin erschrack bei seinem Anblick, eine solche Veränderung war auf einmal mit dem Kranken vorgegangen. Der Leibarzt Dr. v. Gietl und die von ihm mitberufenen Ärzte erkannten die schon eingetretene Todesgefahr. Mit zündender Schnelle verbreitete sich die Schreckenskunde in der ganzen Stadt, in Bestürzung und Angst vor dem für nicht möglich Gehaltenen und doch so furchtbar Drohenden drängte

Hoch und Nieder zur Residenz, begierig jeder Kunde harrend, die aus dieser herauskommen könnte. Allein es kam keine tröstliche. Allerdings schien nach Mitternacht ein kleiner Hoffnungsschimmer aufzuflackern; dann verlosch er für immer. Um 4 Uhr Morgens des 10. März deutete der Leibarzt dem Kranken an, wie es um ihn stehe und zugleich, daß der Domdechant von Reindl, sein Beichtvater, zugegen sei. „Ist's so weit?" antwortete der König, der weniger starke Schmerzen, als eine große Schwäche fühlte, „nun, unser Herr Gott wird's schon recht machen mit mir. Ich habe immer das Beste gewollt." Darauf legte er gläubig und innig seine Beichte ab und empfing die Sterbsakramente. Aber auch seiner irdischen Angelegenheiten dachte er klaren Bewußtseins. Wie seine Gemahlin ihn während der ganzen Nacht nicht verlassen hatte, stand nun auch der achtzehnjährige Kronprinz am Sterbebett des Vaters. Lange Zeit blieben die beiden allein. Was in diesen Augenblicken aus der zur Heimfahrt bereiten Seele des Königs in die des Jünglings hinübergeflossen sein mag, welcher Schatz von Lehren, Ermahnungen, Tröstungen, Ermunterungen! Das Geheimnis jener Abschiedsstunde wird ungelöst bleiben. „Und nun, mein Sohn, wünsche ich Dir auch einst ein so ruhiges Ende, wie ich es habe", sollen die letzten Worte des Sterbenden an den in Thränen aufgelösten Kronprinzen gewesen sein — ein Wunsch, so liebevoll berechtigt und doch durch ein grausig Geschick in das Gegenteil der Erfüllung verkehrt! Gut, daß auch das brechende Auge die Zukunft nicht entschleiern kann: das Maximilians hätte sich nicht so ruhig geschlossen. Während der Erzbischof noch Worte des Trostes und der Erhebung zu ihm sprach, entschlummerte der König kampf- und schmerzlos 13 Minuten vor der Mittagsstunde des 10. März. Auf dem Antlitze des Toten spiegelte sich noch der Friede, der in der Seele des Lebenden gewohnt hatte.

Als der Erzbischof mit thränendem Auge in das von Teilnehmenden und Sorglichen dicht gefüllte Vorzimmer trat und die halblaute Frage an ihn gerichtet wurde: „Lebt der König?" antwortete er: „Ja, er lebt im Himmel. Der Herr hat uns einen guten König genommen. Gepriesen sei sein Name! Laßt uns beten, daß er uns wieder einen gleich guten gebe." Da beugten sich alle Kniee und Schluchzen und Weinen erfüllte den Saal. Die Residenzstadt, das ganze Land stand unter dem vernichtenden Eindruck des so plötzlich hereingebrochenen Unglücks, des schmerzlichsten Verlustes. Mit all dem der abgeschiedenen Majestät gebührenden Trauerprunke wurde die königliche Leiche in der Fürstengruft der Hofkirche zu St. Kajetan provisorisch beigesetzt. Der König hatte nämlich bei seinen Lebzeiten angeordnet, daß seine sterbliche Hülle in einem marmornen Sarkophage ruhen möge. Dieser sollte nach weiterer Bestimmung in der vierten Altarnische rechts vom Haupteingange der Theatinerkirche aus aufgestellt werden. König Ludwig II. gab im Sinne dieser Disposition unter dem 8. April 1864 den Befehl zur Erwerbung des nötigen Platzes in der Kirche und beauftragte am 22. Juli den Hofbauinspektor Riedl, nach dessen Plan auf dem erworbenen Platze im Style der Kirche eine Grabkapelle zu erbauen. Zu diesem Zwecke mußte aber zuvor der St. Theresienaltar, welcher sich auf diesem Platze befand, an einen andern Ort versetzt werden. Auch war es ein Herzensbedürfnis Maximilians gewesen, daß seinerzeit der Sarkophag seiner Gemahlin neben dem seinigen zu stehen kommen möge. Königin

Marie hegte ebenfalls diesen Wunsch. Da sie aber damals noch der protestantischen Kirche zugehörte und deßhalb nach den katholischen Satzungen ihre Beisetzung in der Kirche selbst nicht hätte stattfinden können, so verfügte der königliche Gemahl den allerdings nicht mehr unter ihm zur Ausführung gekommenen Anbau einer gesonderten Grabkapelle, in welcher der Sarkophag der Königin durch Ausbrechen eines Teils der trennenden Kirchenwand seinem eigenen möglichst nahe gerückt wäre. Anderthalb Jahre nach dem Tode König Maximilians, am 6. Dezember 1865, wurde seine Leiche in der fertigen Kapelle definitiv zur zeitlichen Ruhe gebracht und dieselbe wird nach Verlauf kurzer Zeit, sobald der ihr bestimmte Sarkophag aufgestellt sein wird, nun auch seine Gemahlin nach des Gatten Wunsch an seiner Seite genießen.

Königin Marie hat den ihr so plötzlich entrissenen Gemahl um 25 Jahre überlebt. Am 17. Mai des Jahres 1889, ist auch sie zum ewigen Frieden eingegangen. Auch ihr Name und ihr Leben gehören nun der Geschichte an, und unbefangener kann das Urteil dieser über die Abgeschiedene als über die Lebende gegeben werden. Als dem schmerzlich beweinten Vater der jugendliche Sohn auf den Thron gefolgt war, ehrte er die Mutter und seinen kindlichen Sinn, indem er jener nicht den herben Beigeschmack des üblichen Titels: „Königin Witwe" kosten ließ, sondern ihr den der „Königin Mutter" verlieh. Welcher Reichtum eines stolzen Mutterherzens konnte sich in diesem Namen zusammenfassen — die Mutter zweier Söhne, ausgestattet mit leiblicher Schöne und geistiger Frische! Aber aus der glücklichsten Mutter wurde die unglücklichste, der das Bitterste nicht erspart wurde, was ein Mutterherz treffen kann. Sie selbst fühlte sich als Schmerzensmutter, als mater dolorosa. Schloß Berg und Schloß Fürstenried, das, von dem der eine Sohn den selbsterwählten Todesweg ging, das, in welchem der andere ein trostloses Scheinleben lebt, waren die Hauptstationen auf dem Leidenswege, den sie zurück legen mußte. Auf ihm brach ihre Kraft zusammen. Ein kurzer Aufenthalt im Süden konnte nicht mehr Rettung bringen. Sie verlangte aus ihm heim, nach dem friedlichen Elbigenalp, dem geliebten Zufluchtsort ihrer letzten Jahre. Aber nicht mehr weiter als bis Hohenschwangau gelangte sie, dem Schlosse, in welchem sie an der Seite des Gemahls die Maienzeit ihres ehelichen, ihres Mutterglückes verlebt hatte, in dem sie nun auch, die Erinnerungen ihrer Jugend mit denen ihres königlichen Berufes zusammenfassend, ihr letztes Wort sprach: „Gott segne Bayern, Gott segne Preußen", und ihren letzten Seufzer aushauchte.

Drei Jahre war Ludwig II. alt, als die Abdankung König Ludwigs I. seinen Vater zum König, ihn zum Kronprinzen machte. Nach dem, wie wir König Maximilian als den geistig hochstrebenden, in der Liebe zur Wissenschaft fast aufgehenden Mann kennen lernten, müssen wir annehmen, daß er vor allem darauf bedacht war, die Erziehung seines Sohnes in gleiche Bahnen zu lenken. Gethan hat er es auch, allein die von ihm ergriffenen Mittel waren die falschen. Entsprach es seiner eigenen, oft von starker Melancholie beeinflußten Gemütsrichtung, den Sohn von allzu früher Berührung mit der Außenwelt abzuhalten, bangte ihm bei der Reinheit seines Wesens vor unlauterer Einwirkung jener auf den empfänglichen Knaben, fürchtete er für dessen von den Ärzten für schwach befundene Gesundheit? Wir wissen es nicht. Die Thatsache aber bleibt stehen, daß der Kronprinz einsam, abgeschlossen von der Welt, nicht in Genossenschaft gleichalteriger, anregender Jünglinge, nur an die Arbeit, wenig an berechtigte Erholung gewiesen, und vielfach unter einer Leitung, die für den in dem künftigen König treibenden phantasievollen Geist kein Verständnis hatte, erzogen wurde. Was Wunder, wenn was im Knaben nicht verstanden oder gewaltsam zurückgehalten worden war, im Jüngling, als dieser, noch nicht 19 Jahre alt, gewissermaßen aus der Kinderstube auf den Thron geschleudert wurde, in krankhafter Fülle hervorbrach? Wenn eine Kraft und Fülle der Phantasie, wie sie so überwuchernd in einem jungen Gemüt selten gefunden werden wird, als die Macht dazu getreten war, alle ihre Wünsche, Träume und Einbildungen auch verwirklichen zu können, sich ins Maßlose steigerte und entwickelte? Es ist richtig, den Gefahren, welche für junge Fürstensöhne eine freiere Bewegung, der Umgang mit Anderen, die frühzeitige Bekanntschaft und Vertrautheit mit den Genüssen des Lebens bringen kann, blieb bei der über ihn verhängten fast mönchischen Klausur der Kronprinz fern. Aber in ihr lag eine andere, nicht minder große Gefahr: der Hang zur Einsamkeit und Abgeschlossenheit, die sich im nachmaligen König so bald und so verderblich ausbildete, das Sichversenken in eine abstrakte Welt, welche ihm zwar überreichen Ersatz für die entwöhnten Lebensfreuden gewährte, die aber dennoch der Natur spottete und für einen Charakter gefährlich war, auf dessen Vitalität und Energie einst das Schicksal eines ganzen Volkes beruhen sollte.

Unter solchen Verhältnissen kann man kaum von einer „schönen“ Jugendzeit, deren oft das gewöhnlichste Leben sich erfreut, beim König sprechen, und wenn später

sich entwickelnde Eigentümlichkeiten desselben richtig beurteilt werden sollen, so muß man neben den gewiß schon frühzeitig keimenden Störungen seines Seelenlebens immer wieder auch seine Erziehung im Auge behalten und auf sie zurückkommen.

Keinesfalls hatten Vater und Mutter bei aller ihrer Sorge und Zärtlichkeit das richtige Auge für die Charaktereigentümlichkeiten ihres Sohnes, auf deren Grund und Wurzel wir nur aus ihnen selbst zurückschließen können, und die sich eher durch Milde und Entgegenkommen als durch Strenge hätten beeinflussen lassen. Aufbrausender Jähzorn, Starrsinn, stark ausgeprägter Eigenwille, ein Erbteil des Großvaters, zeigten sich früh beim Kronprinzen. Schaufert, in seinem Büchlein: „König Ludwig II.", erzählt uns zwei Belege dafür. Eines Tages — es war im Winter 1859 — hatte Prinz Otto in der Königinstraße am englischen Garten sich einen Schneeballen gemacht und rief seinem Bruder freudig zu: „Siehst Du, Ludwig, ich habe einen Schneeballen, der ist größer wie Dein Kopf." Der Kronprinz riß ihm denselben sofort aus der Hand, was dem kleinen Otto bittere Thränen entlockte. Der die Prinzen begleitende Erzieher, aufmerksam geworden, fragte, was es gäbe.

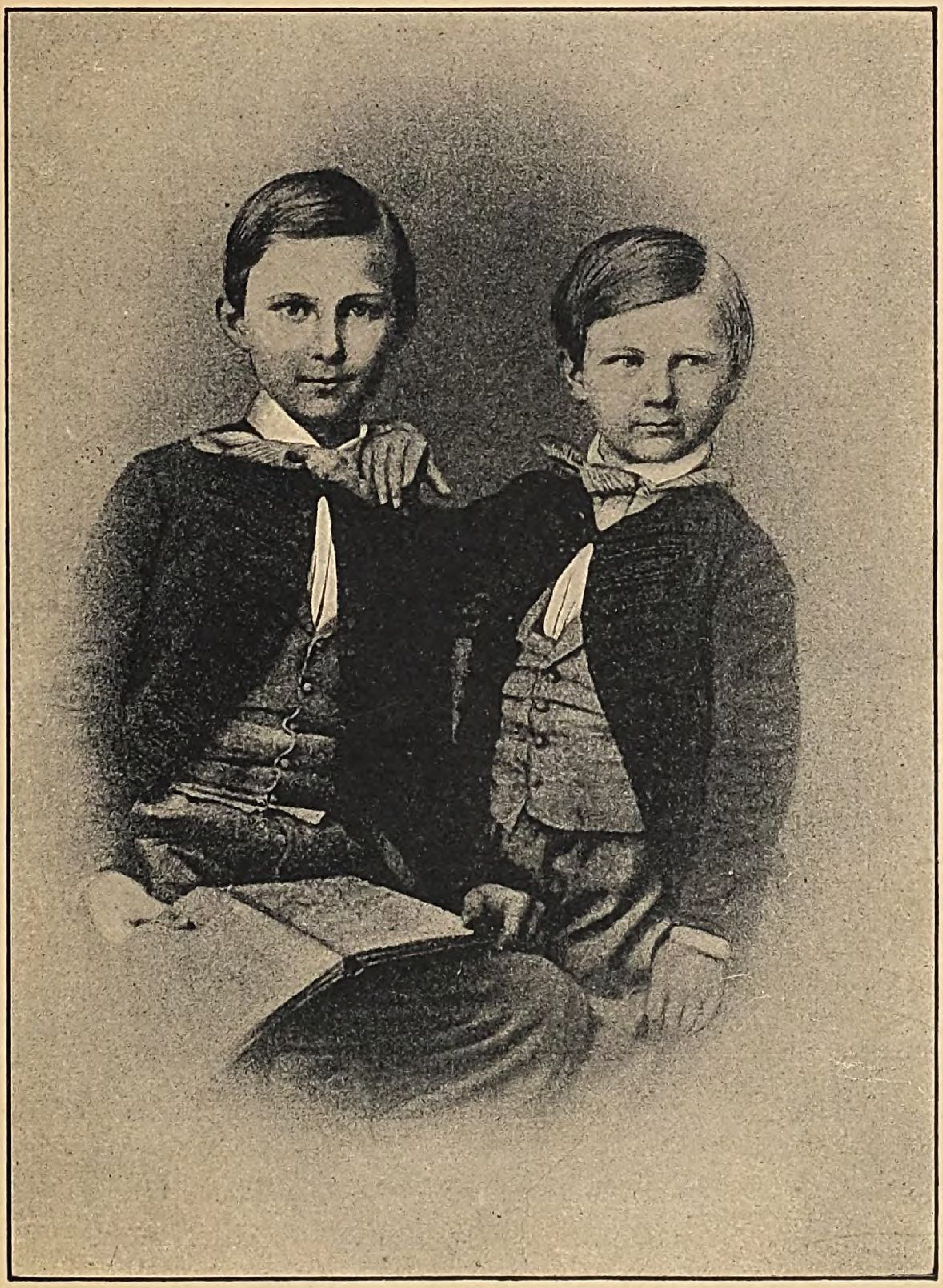
„Ludwig hat mir meinen Schneeballen genommen!" rief Otto.

„Königliche Hoheit", wandte sich der Erzieher an den Kronprinzen, „das geht nicht; wenn Prinz Otto sich einen Schneeballen gemacht hat, so gehört er ihm und Sie dürfen ihm denselben nicht nehmen."

„Wie?" rief Ludwig mit blitzenden Augen, „ich dürfte den Schneeballen nicht haben, wozu bin ich denn Kronprinz?"

Wohl oder übel mußte er, von dem Erzieher belehrt, daß auch für einen Kronprinzen Gerechtigkeit die Richtschnur des Handelns sein müsse, den Schneeballen seinem Bruder Otto wieder geben, was denselben sichtlich freute, aber nicht verhinderte, ihn, nach wenigen Schritten schon, wieder wegzuwerfen.

Ein anderer Vorgang, der sich schon zwei Jahre vor der eben geschilderten Scene abspielte, zeigt noch mehr und noch bedenklicher, wie das „Sichfühlen" in dem kleinen zwölfjährigen Kronprinzen schon sich merkbar zu machen begann. Es war im Sommer 1857 während des Aufenthaltes des Hofes in Berchtesgaden. Die beiden prinzlichen Brüder befanden sich ohne Aufsicht im Park der so reizend gelegenen königlichen Villa. Als ein Hofbeamter zufällig des Weges kam, bot sich ihm folgendes Schauspiel: Prinz Otto lag an Händen und Füßen gebunden auf dem Rasen, ein Knebel steckte ihm im Munde und um den Hals war ihm ein Taschentuch geschlungen, an dem der Kronprinz heftig zerrte. Der Hofbeamte eilte erschrocken hinzu, um den schwächlichen Otto zu befreien, doch Ludwig widersetzte sich ihm, indem er zornig rief: „Er ist mein Vasall und wagt es, ungehorsam zu sein — ich muß ihn hinrichten." Der Beamte mußte Gewalt anwenden, um Prinz Otto aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. König Max über das Vorgefallene ebenso erschrocken wie aufgebracht, erkannte dem Kronprinzen eine empfindliche Strafe zu, welche wieder auf diesen so erbitternd gewirkt hat, daß er für alle Zeit eine heftige Abneigung gegen Berchtesgaden faßte und dasselbe in seinem Leben nie wieder betrat. Zu der Zeit, als sich dieses zutrug, sprach man von einem wilden Knabenstreich, als aber fast dreißig Jahre später von



Kronprinz Ludwig und Prinz Otto von Bayern
im Alter von 10 und 7 Jahren.

dem kranken König gleich grausame, wenn auch nicht vollzogene Befehle ausgingen, dämmerte doch die Erinnerung an diesen Knabenstreich wieder auf und man hatte wieder einen Faden des düstern Gewebes, welches den unglücklichen Monarchen früh schon umsponnen, in der Hand.

Aber diesen Schatten, die bereits auf seine Kindheit und Jugend fallen, stehen doch auch freundliche Lichtseiten im Charakter des heranwachsenden Kronprinzen entgegen. Dazu gehörte namentlich eine von Vielen empfundene, bei mancher Gelegenheit bethätigte Freundschaft und Herzensgüte, die einen auffallenden Kontrast zu jenen Aufwallungen zorniger Leidenschaftlichkeit bildeten. Als siebenjähriges Kind begleitete der Kronprinz seine Eltern nach Bayreuth, wo diese in der Eremitage wohnten. Bei dem ersten Mittagsessen daselbst beobachtete er längere Zeit den vor der Glasthüre auf- und abschreitenden Posten. Plötzlich wandte er sich an den König:

„Papa, darf ich dem Soldaten etwas von meinem Essen geben?"

„Nein, mein Kind", sagte der König freundlich, „der darf nichts annehmen, weil er auf Wache steht."

Das schien dem Knaben nicht recht in den Kopf zu wollen, und nach einigem Besinnen wandte er sich wieder an seinen Vater:

„Ei, Papa, wenn der Soldat nichts nehmen darf, so will ich mich ganz leise an ihn heranschleichen und ihm heimlich etwas in die Tasche stecken."

Wie weit die Strenge in der Erziehung der beiden königlichen Prinzen ging, erhellt am besten aus folgender Anekdote. An seinem achtzehnten Geburtstage, also ein Jahr vor seiner Thronbesteigung, erhielt der Kronprinz sein erstes Portemonnaie mit einigem Gelde, von jeder in Bayern üblichen Münze ein Stück, was wohl keinen sehr hohen Betrag ausgemacht haben mag. Dennoch glaubte der auf einmal so reich Beschenkte einen großen Schatz zu besitzen und eilte sofort zu einem Juwelier und erklärte diesem, ein Medaillon, das seine Mutter in jenem Laden gesehen und bewundert habe, kaufen zu wollen. Der Juwelier legte dem Kronprinzen das Medaillon vor mit der Frage, ob er es mit einer Rechnung in die Residenz schicken solle.

„Nein", antwortete der Kronprinz stolz, „ich werde es selbst mitnehmen; ich habe jetzt selbst Geld in diesem Portemonnaie, nehmen Sie nur heraus, was das Medaillon kostet."

Hatte er auch damals schon so wenig Verständnis für den Wert des Geldes, wie später?

Würde man sich König Ludwig II. nur als einen Idealisten und phantastischen Schwärmer, ohne die Grundlage eines tüchtigen Wissens vorstellen, so würde man sich ein falsches, einseitiges Bild von ihm machen. Er hatte, so lange sein Geist ganz frei war, immer an seiner Aus- und Fortbildung fortgearbeitet und sein Wissen war kein gewöhnliches, kein unbedeutendes. Die Grundlage dazu war nach dem Willen und Bestreben des königlichen Vaters in seinem Jugendunterricht gelegt worden. Die Lehrer des Kronprinzen erkannten bald die geistige Tüchtigkeit des aufgeweckten und hochtalentierten Knaben. Aber auch im Unterricht schon zeigte sich sein Eigenwille in bedenklichem Grade, da er, was ihm nicht gefiel, mit ebenso unverhohlener Abneigung

und Lauheit betrieb, wie er den ihm zusagenden und angenehmen Lehrgegenständen sich mit vollstem Eifer hingab, und oft mußte auch hier die Strenge des Vaters energisch eingreifen, wenn die Bitten der Mutter, welche gerne und häufig den Schulstunden beiwohnte, nichts ausrichteten.

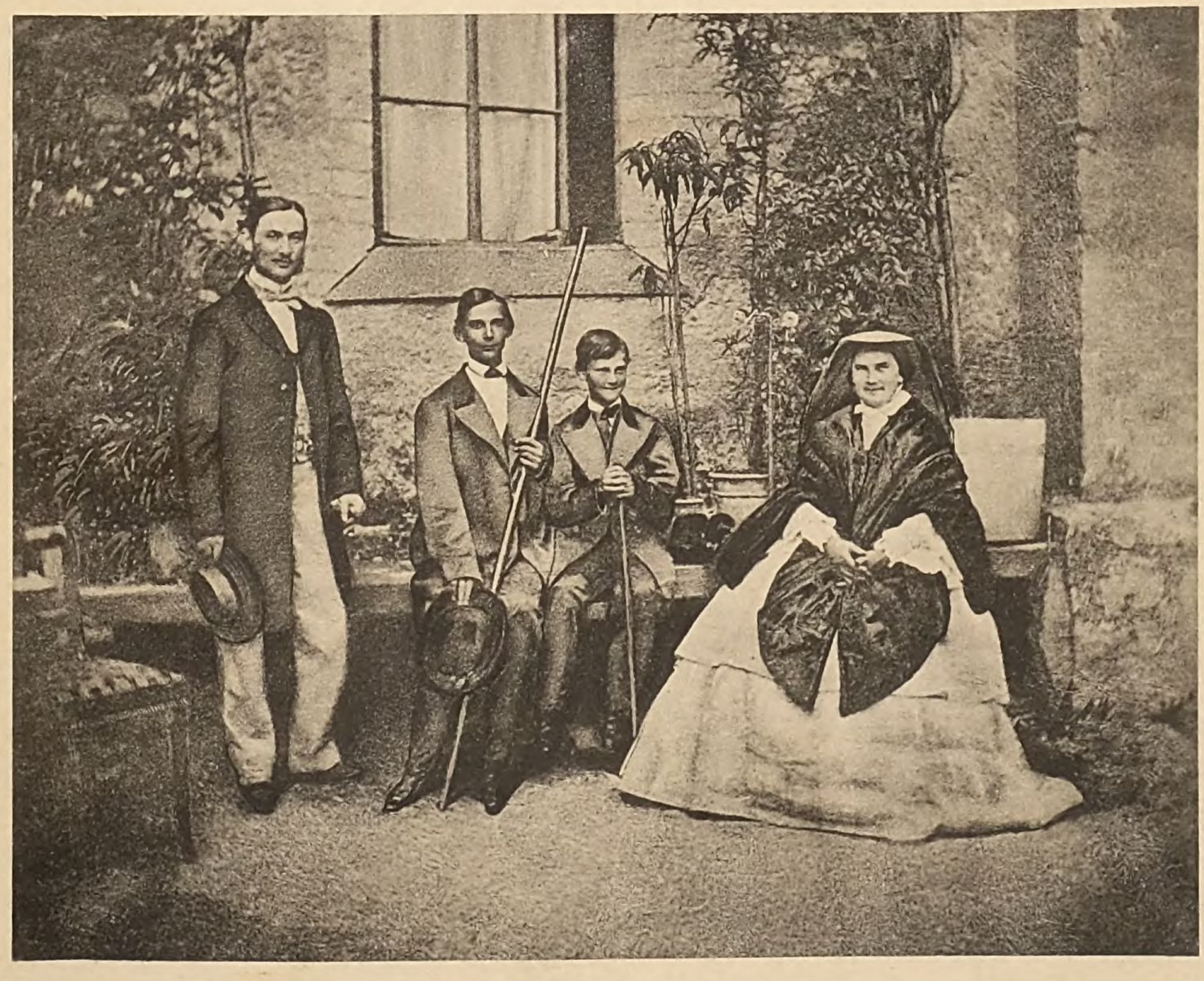
Zwei Richtungen suchten, je mehr der Unterricht bei dem heranreifenden Jüngling in die Tiefe gehen konnte, auf seinen Bildungsgang einzuwirken, eine realistische, welche in München besonders durch die Naturwissenschaften vertreten war, und eine spirituelle, welche sowohl der geistigen Richtung wie den Neigungen König Maximilians entsprach. Während der humanistischen Studien fesselten den Kronprinzen besonders Goethe und sein über alles geliebter Schiller. Noch als König hörte man ihn oft laut ganze Monologe aus des geliebten Dichters klassischen Schöpfungen sprechen, und daß es ihn selbstverständlich darum auch zog, mit eigenen Augen die Stätten zu sehen, auf denen ein „Tell", eine „Jungfrau von Orleans" sich abspielten, werden wir später hören. Wenn aber der junge Prinz sich so in die Idealwelt seiner Klassiker versenkt hatte, wie in einem Freuden- und Sinnenrausch seiner kühnen Phantasie alle Zügel schießen ließ und, zu den Füßen seiner königlichen Mutter sitzend, dieser einen Hauch seiner Begeisterung mitzuteilen versuchte, sah er sich oftmals enttäuscht, wenn er durch das nüchterne und praktische Urteil der schlichten Frau in das Reich der prosaischen Wirklichkeit zurückgerufen wurde. Der Kontrast zwischen der Welt, wie er sie sich träumte und wie sie wirklich ist, wirkte zu früh schon auf ihn ein.

Schon hier mag hervorgehoben werden, daß der König keineswegs einseitig sein Denken und Wissen ausgestaltet hatte. Sein Großvater hatte, wenn wir von dessen poetischer Ader und seiner Bewunderung der klassischen Literatur absehen, als königlicher Mäcen doch eigentlich nur Sinn für die bildenden Künste, — König Max schenkte seine Neigung den Wissenschaften, ohne aber, wie wir oben gesehen, seine moralische Pflicht, ein Beschützer und Förderer auch des von König Ludwig Geschaffenen und Gepflegten zu sein, auch nur im geringsten zu vergessen, geschweige denn zu vernachlässigen. Was aber Großvater und Vater doch mehr oder weniger einseitig pflegten, das faßte der ideale Sinn des Enkels und Sohnes als gleichzeitig zu erstrebendes Ziel, als gleichmäßig zu erfüllende Aufgabe auf. Es gibt kein Gebiet der Kunst und Wissenschaft, auf dem König Ludwig nicht wenigstens orientiert gewesen wäre. Wenn wir an seinen, aus seiner eigensten Initiative hervorgegangenen Schöpfungen, seinen Bauten, vieles als Entartung und Auswuchs zu bezeichnendes finden werden, so werden wir doch auch vielem wieder begegnen, was von dem feinsten, nicht nur natürlichen, sondern durch eingehendes Studium ausgebildeten Kunstsinn und Kunstverständnis Zeugnis gibt. Hatte er schon als Kronprinz eine ausgesprochene Vorliebe für Lektüre, so entging ihm auch später kaum eine hervorragende neue Erscheinung auf dem literarischen Gebiet und so lange er sich noch nicht dem Verkehr mit Menschen entzogen hatte, liebte er auch persönliche Begegnungen mit Schriftstellern und Dichtern, deren Werke er schätzen gelernt hatte. Aber auch für kleinere, z. B. feuilletonistische Arbeiten, namentlich wenn es Schilderungen, Besprechungen seiner Lieblingsorte waren, hatte er lebhaften Anteil, und für deren Verfasser, wenn sie ihm auch niemals näher traten, freundliches Interesse.



Kronprinz Ludwig als Fischer.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.



Königin Marie mit den k. Prinzen Ludwig und Otto.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

Hatte König Max bei der Erziehung seiner Söhne in erster Linie wohl deren geistige Entwicklung im Auge, so durfte doch in keiner Weise die Rücksicht auch auf die körperliche außer Auge gesetzt werden, und nichts wurde unterlassen, was dieselbe fördern konnte. Besonders streng hielt jener auf Mäßigkeit und diese Strenge war so groß, daß der junge Kronprinz seiner treuen Wärterin „Lisi" oft dankbar war für aus der Stadt „Mitgebrachtes" oder von ihrem Essen „Übrigbehaltenes".

Was die äußere Erscheinung des Kronprinzen Ludwig anbetrifft, so ließ lange Zeit nichts auf die Schönheit, mit der später der König alles bezauberte, schließen; die Wangen waren hohl, die Gesichtsfarbe erschien bleich, etwas ins Graue spielend und nur die feingeschnittenen Züge zeigten eine Ahnung dessen, was aus ihm werden sollte: jene Apollogestalt, zu der rasch der schwächliche Knabe erwuchs, mit der gedankenvollen Stirn, die er vom Vater hatte, mit dem tiefen dunklen, fast südlich glühenden Auge, der entschiedenen Kürze und Bestimmtheit der Bewegungen, die eine Willenskraft verrieten, die jeden Augenblick bereit ist, aus sich herauszutreten und Entschlüsse ins Werk zu setzen, welche, so natürlich sie auch sind, doch stets überraschen und zum Heile, aber auch zum Unheil der Mitmenschen ausschlagen können.

Am 25. August 1863 war Kronprinz Ludwig 18 Jahre alt geworden und hatte nach der Verfassung die Volljährigkeit erlangt. Nun schien seinem königlichen Vater doch der Zeitpunkt gekommen zu sein, den Sohn mehr als bisher, wo er eigentlich diesem ganz fremd geblieben war, ins öffentliche Leben treten zu lassen. Hatte Ludwig wohl auch schon auf der Münchner Universität einige Kollegien, wie bei Liebig und Jolly, besucht, so sollte er sich nun auch auf andern deutschen Hochschulen, unter denen namentlich Göttingen ins Auge gefaßt war, die historischen, rechts- und staatswissenschaftlichen Disziplinen zu eigen machen, damit er einst ein König werde, ganz der freien Geisteskultur und der sozialen Wohlfahrt seines Volkes geweiht. Auch in das Hofleben wünschte König Max den Kronprinzen nun allmählich mehr eingeführt zu sehen und er ließ manchmal die am Hofe beglaubigten Gesandten oder andere höhere Persönlichkeiten durch ihn empfangen.

Aber all das sollte nur schöner Plan und wohlgemeinte Vorbereitung bleiben. Der Mittag jenes traurigen 10. März 1864, der Bayern seinen König, der Gattin den Gatten, dem Sohne den Vater raubte, änderte mit einem Schlage die ganze Lage der Dinge. Aus der Epoche der Vorbereitung zum Fürstenamte, die auszunützen er kaum angefangen hatte, wurde Kronprinz Ludwig rauh und plötzlich auf die einsam steile Höhe der Majestät gerissen, zu der Pflicht genötigt, mit 19 Jahren schon Vater eines Volkes zu sein! Die Schranken, welche die besorgten Eltern zwischen ihm und der Welt aufgerichtet, sie waren gefallen, aber nur, um anderen, noch höheren Schranken Platz zu machen. Lernte er sie mit der philosophischen Weisheit seines Vaters ertragen, oder wurden sie ihm eine drückende Fessel, deren er sich alsbald zu entledigen suchte? Fand er den Weg, den das Schicksal ihm vorzeichnete, zum Heil seines Landes allein, wollte er ihn allein finden, oder suchte er Ratgeber und Freunde und wurden ihm solche, die ohne Eigennutz und Selbstsucht nur des Rechten und Guten warteten? Mußte es nicht als ein beängstigendes Gefühl auf ihm lasten, daß er so gar nicht

zu ihrer Erfüllung ausgerüstet sei? An gutem, ernstlichen Willen fehlte es dem jungen König wahrhaftig nicht. Man wird in den schwärmerischen, sich manchmal phantastisch äußernden Wallungen eines jungen Mannes nichts Tadelnswertes deshalb gerade erblicken dürfen, weil derselbe vorzeitig König geworden war. Alles Träumen, aller übersprudelnde Drang dieser fürstlichen Jünglingsseele war allein auf Erkenntnis und Erwerbung des höchsten menschlichen Besitzes gerichtet, auf das Gute, Wahre und Schöne, auf die Idealität, der er einen Thron erbauen wollte in dieser materiellen, von Streit und Begierden zerrissenen Welt. Das wies ihm sein Schiller als Ziel. War es allein seine Schuld, daß seines Geistes Flug zu hoch genommen, daß er mit gebrochenen Schwingen endlich zu Boden sank? „Ikarus, Ikarus, Jammers genug!“ Nicht einer That konnte er sich zeihen, die nicht aus lauterstem Empfinden entsprungen gewesen wäre und deren Andenken ihn erröten gemacht hätte. „Rein und keusch wie ein Kind, empfindungsvoll wie eine Frau, feurig und dürstend nach hohem Thun wie ein Jüngling — so bestieg er den alten Thron der Wittelsbacher.“



König Ludwig II.
im Jahre der Thronbesteigung.

Es mußte ihn die ideale Welt, die er um sich hervorzuzaubern gedachte, beglücken, aber sie konnte ihm auch aufs höchste gefährlich werden. Und sie ist ihm gefährlich, mehr noch, verderblich geworden. Der Franzose Moreau hat den Ausspruch gethan: „on peut considerer le génie comme une neurose“, „man kann das Genie betrachten wie eine Krankheit“. Es kommt eben darauf an, wie es sich entwickelt, ob nach der positiven oder nach der negativen Seite hin. Wir wissen, wohin es sich bei König Ludwig entwickelt hat.

In dem schönsten der Schlösser, die er sich erbaute, in Neuschwanstein, findet sich am Eingang des prächtigen Sängersaales auf der obersten Treppenhöhe ein seltsam Steingebilde, das der König selbst erdacht: eine Palme, mit Früchten reich beladen, in Fülle und Gesundheit strotzend, und ihr zu Füßen, den unheimlichen Rachen gegen sie aufsperrend, ein häßlicher grauer Drache gelagert. Der Drache aus Niflheim ward der Palme, des Lichtgeistes in dem armen König, Herr.



Schloß Neuschwanstein.
Treppenhaus zum Thurm.



Schloß Neuschwanstein.
Tafelaufsatz.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

Aber noch haben wir nicht von der Zeit zu erzählen, da sich der vernichtende Wurm in die vielversprechende Knospe jenes Jünglingslebens eingebohrt und sie zerfressen, wir können uns jetzt noch dieser ganz und voll erfreuen. Mit folgender Proklamation erklärte König Ludwig seinen Regierungsantritt:

„Wir Ludwig II.
von Gottes Gnaden König von Bayern,
Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben ꝛc.
Entbieten Männiglich Unseren Gruß und Königliche Gnade zuvor!

Nachdem der allmächtige Gott nach seinem unerforschlichen Rate und Willen den allerdurchlauchtigsten großmächtigsten König und Herrn Maximilian II., König von Bayern, Unseres vielgeliebten und hochverehrtesten Herrn Vaters Königliche Majestät aus dieser Zeitlichkeit abgefordert hat und durch diesen hohen Todesfall das Königreich Bayern in der Gesamt-Vereinigung aller seiner älteren und neueren Gebietsteile nach den Bestimmungen der Verfassungs-Urkunde auf Grund der Staats- und Hausverträge Uns als nächstem Stammfolger nach dem Rechte der Erstgeburt und der agnatisch linealen Erbfolge angefallen ist und Wir davon vollen Besitz ergriffen und die Regierung des Königreiches angetreten haben:

Wollen Wir Uns zu sämtlichen Angehörigen Unserer Erblande gnädigst versehen, daß sie Uns von nun an für ihren rechtmäßigen und einzigen Landesherrn so willig als pflichtmäßig erkennen, Uns unverbrüchliche Treue und unweigerlichen Gehorsam leisten und alle Pflichten gegen Uns als ihre von Gott verordnete Landesherrschaft erfüllen werden.

Wir geben dagegen denselben zu erkennen, daß Wir den im Tit. X § 1 der Verfassungs-Urkunde enthaltenen Eid in der dort vorgeschriebenen Form bereits abgelegt haben!

Damit der Gang der Staatsgeschäfte nicht unterbrochen werde, ist Unser Befehl, daß sämtliche Stellen und Behörden im Königreiche ihre Verrichtungen bis auf Unsere nähere Bestimmung wie bisher nach ihren Amtspflichten fortsetzen, die amtlichen Ausfertigungen von nun an unter Unserem Namen und Titel, wo solches vorgeschrieben ist, erlassen, bei der Siegelung aber sich der bisherigen Siegel so lange bis ihnen die neu zu fertigenden werden zugestellt werden, bedienen sollen.

Wir wollen alle Bediensteten an den von ihnen geleisteten Verfassungs- und Dienstes-Eid besonders erinnert haben und versehen Uns gnädigst, Unsere sämtlichen Unterthanen werden dieser ersten von Uns als ihrem angeborenen rechtmäßigen Landesherrn an sie gerichteten Aufforderung sich pflichtschuldigst fügen, wogegen Wir ihnen mit Königlicher Huld und Gnade zugethan bleiben.

Gegeben in Unserer Haupt- und Residenzstadt München, den elften März eintausend achthundert vierundsechzig.

Ludwig.
Freiherr v. Schrenk, v. Zwehl, v. Neumayr,
Freiherr v. Mulzer, v. Pfeufer, Lutz.“

Am 12. März versammelten sich Minister und Staatsrat zur Eidesleistung des jungen Königs. Als ältestes Mitglied des Staatsrats richtete Staatsminister Freiherr v. Schrenk folgende Ansprache an Se. Majestät:

„Dem allmächtigen Herrn über Leben und Tod hat es in seinem unerforschlichen Ratschluß gefallen, Se. Majestät König Maximilian II., Ew. Königlichen Majestät und des Bayernlandes vielgeliebten Vater, vom irdischen Leben abzurufen, und es haben Ew. Königliche Majestät den durch dieses erschütternde Ereignis verwaisten Thron bestiegen. Erlauben Allerhöchstdieselben, daß ich als ältestes Mitglied des versammelten Staatsrats in dessen Namen hiemit dem Gefühle der tiefsten Ehrfurcht Ausdruck gebe, welches ihn für Ew. Königliche Majestät erfüllt und zugleich die Versicherung vollster Hingebung und das Gelöbnis unverbrüchlichster Treue an den Stufen des Thrones niederlege."

Der Justizminister v. Mulzer verlas hierauf den in der Verfassungs-Urkunde Tit. X § 1 vorgeschriebenen Eid: „Ich schwöre nach der Verfassung und den Gesetzen des Reiches zu regieren, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium", den nun König Ludwig mit erhobener Rechten nachsprach, worauf er noch mit folgenden, in tiefer Rührung gesprochenen Worten die Anrede des Ministerpräsidenten erwiderte:

„Der allmächtige Gott hat Meinen teuren, vielgeliebten Vater von dieser Erde abberufen. Ich kann nicht aussprechen, welche Gefühle Meine Brust durchdringen. Groß ist und schwer die Mir gewordene Aufgabe. Ich baue auf Gott, daß Er Mir Licht und Kraft schicke, sie zu erfüllen. Treu dem Eid, den Ich soeben geleistet, und im Geiste unserer durch fast ein halbes Jahrhundert bewährten Verfassung will Ich regieren. Meines geliebten Bayernvolkes Wohlfahrt und Deutschlands Größe seien die Zielpunkte Meines Strebens. Unterstützen Sie Mich alle in Meinen inhaltsschweren Pflichten!"

Und weiter gab seinen Gefühlen der Trauer und des Dankes für die rückhaltlose Teilnahme des ganzen Landes an dieser ein am 30. März an das Gesamtministerium erlassenes Handschreiben Ausdruck:

„In Demut Mich beugend unter Gottes Hand bei dem herben Verlust, welcher durch den Tod Meines guten teuren Vaters Mir und dem ganzen lieben Bayerlande bereitet wurde, finde ich den schönsten irdischen Trost in den zahllosen Beweisen rührender Teilnahme, womit die Bewohner Münchens und, mit ihnen wetteifernd, die Bevölkerung des ganzen Landes vom ersten Augenblick der Erkrankung des höchstseligen Königs ihre treue Anhänglichkeit an den Verewigten bekundet haben. Ich erblicke darin einen neuen Beleg der alten bayerischen Treue zu dem angestammten Regentenhause, wovon unsere Geschichte auf jedem ihrer Blätter uns erzählt. Ich erkenne darin zugleich die sprechendste Mahnung, dem Höchstseligen nachzustreben in allen jenen Regententugenden, deren verfassungsmäßige Übung Ihm die ungeheuchelte und ungeteilte Liebe des Landes gewonnen und bei seinem Tode ein ganzes treues Volk in gleicher Anhänglichkeit und Trauer um seinen Sarg vereinigt hat. Vor allem aber drängt es Mich, Allen in Stadt und Land, die so liebevoll Mir tragen helfen, was Gottes Hand beschieden,

Meinen Dank aus vollem Herzen auszusprechen. Ich beauftrage Mein Gesamt-Staatsministerium, diesen Meinen Empfindungen den entsprechenden öffentlichen Ausdruck zu geben.

München, 30. März. Ludwig."

Noch ist fast keine Spur jenes autokratischen Selbstbewußtseins, in welchem er später sein französisches Vorbild noch zu überbieten schien, an dem jungen König zu finden. Nicht mit solchem tritt er seinem Volk entgegen, nein, wie ein Hilferuf fast klingt es durch jene Ansprache, wenn er die Minister seines königlichen Vaters bittet, auch ihm in seiner Unerfahrenheit als treue Ratgeber zur Seite zu bleiben. Er behielt den Kabinetssekretär wie das Ministerium seines Vaters bei, befahl regelmäßigen Vortrag durch die Minister und freie persönliche Erörterung der Staatsgeschäfte durch ihn selbst. Sein verständiges Urteil, die oft überraschend leichte Erfassung der für den Augenblick allein möglichen Entscheidung, die Energie seines Willens und seiner Arbeitslust schienen das Beste zu verbürgen.

Welche Aufgabe aber auch stand ihm bevor, welche Erbschaft hatte er angetreten? Er überkam nicht nur die mancherlei Übelstände im eigenen Lande, welche sein Vater nicht mehr hatte ordnen können, sondern er übernahm auch den alten deutschen Bundesjammer und die Folgen des schleswig-holsteinischen Krieges, der eben im Sturme von Düppel seinen entscheidenden Abschluß gefunden hatte.

Welche Hoffnungen man in den Herzogtümern auf den Sohn des deren Rechte stets verteidigenden Vaters setzte, mögen die Schlußverse eines Gedichtes bezeugen, welches, von G. Gardthausen verfaßt, als „ein armer Kranz, Namens der großen schleswig-holsteinischen Landesdeputation auf einen reichen Sarg gelegt", von der Allgemeinen Zeitung am 22. März veröffentlicht wurde.

„Für Dein Ja, das edel treue,
In der Bundesfürsten Kreis,
Treu wie Eures Himmels Bläue,
Rein wie Euer Edelweiß:
Für das Ja zu unsern Rechten,
Unserm Herzog, unserm Hort —
Diesen Kranz, ich muß ihn flechten
Für dies Ja, Dein letztes Wort.

Weh, Dir ward auf hohem Meere
Jäher Untergang bestimmt,
Doch die Flagge Deiner Ehre
Oben auf den Wellen schwimmt.
Ludwig, Sproß der Wittelsbache,
Auf, bewähre Dein Geschlecht!
Reiß empor des Vaters Flagge,
Hoch empor — das deutsche Recht!

In den Alpen Deiner Grenze,
Dort wo Hohenschwangau ragt,
Wo Du selbst im Jugendlenze
Schmetterlingen nachgejagt,

Hat vordem Germaniens Wonne,
Konradin, als Kind gespielt,
Er, dem in Neapels Sonne
Anjou nach dem Haupt gezielt.

O, nicht uns auch dem zur Beute!
Rett' uns, Ludwig, rette hier!
Jener Anjou lebt noch heute,
Und der Konradin sind wir.
Um Dein Alpenschloß im Kreise
Mahnt der Wald an uns und Ihn,
Rauscht es heimlich, flüstert's leise:
„Schleswig-Holstein — Konradin!"

Ludwig, Stern auf dunklen Wegen,
Auch an Dich, an Dich geglaubt!
Um des Vaters willen Segen,
Segen auf Dein blühend Haupt!
Nach dem Leid des Sterbefalles
Richte auf, was niedersank —
Mit der Krone nimm Dir alles,
Ehr' und Liebe, Macht und Dank!"

König Ludwig täuschte auch diese Erwartungen nicht, er ließ an seinen Bundestagsgesandten die Weisung ergehen, den Antrag auf Anerkennung des Augustenburgers als Herzog von Schleswig-Holstein beim Bund zu stellen. Aber jener Beschluß Österreichs und Preußens, sich allein als Sieger zu betrachten, nachdem sie allein den Krieg geführt hatten, mithin dem Bunde keinerlei Mitentscheidung über das künftige Geschick der Herzogtümer einzuräumen, legte alle Bestrebungen Bayerns nach dieser Seite hin lahm.

Ein anderer Kampf entspann sich und zwar im eigenen Hause, innerhalb Bayerns selbst, nicht einer mit dem Schwerte, sondern mit der Waffe des Geistes gestrittener, der Kampf der Finsternis gegen das Licht! Vordem hatte der Ultramontanismus, dessen eigentliche Seele der Orden Lojolas geworden war, nur ein vorbereitendes Tirailleurgefecht gegen die moderne Staatsidee geführt, war aber nun, nachdem er in Österreich, Belgien und schließlich Frankreich selbst die Hand zur Unterdrückung demokratischer Gährungen geliehen hatte, kühner vorgerückt. Seit dem italienischen Kriege aber, der ihm den vernichtenden Brand auf den eigenen Herd geschleudert hatte, hatte er sich in allen von ihm beeinflußten Ländern in Schlachtordnung gestellt, um den Kampf, den Kampf der schwarzen Internationale, solidarisch zu beginnen. Nachdem eine Besprechung des bayerischen Episkopats im Juli 1864 stattgefunden, welche gemeinsame „Maßnahmen" gegen die in Aussicht stehende, gefürchtete Schulreform betraf, war von demselben am 21. jenes Monats eine Adresse an den jungen Monarchen gerichtet worden, welche nach den üblichen formellen Ergebenheitsversicherungen auf die Leitung der Schule im Sinne der Kirche hinwies und die concordia inter imperium et sacerdotium, die Übereinstimmung und Einheit königlichen und priesterlichen Regiments betonte, wie wenn die Regierung und die Kirche in Bayern zwei gleiche Souveräne wären, die mit einander diplomatisch paktieren müßten.

König Ludwig antwortete in einem an den Münchener Erzbischof gerichteten Handschreiben vom 29. Juli:

„Mein lieber Herr Erzbischof Gregor v. Scherr!

Die in Bamberg versammelt gewesenen Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns haben eine Adresse an Mich gerichtet, in welcher sie gemeinsam die Versicherung treuester Hingebung an den Thron erneuern und zur Festigung und Kräftigung alles desjenigen nachdrücklichst beizutragen versprechen, was Meine Regierung zu einer segensreichen und beglückenden zu machen geeignet erscheint. Mit Befriedigung habe Ich diese Adresse entgegen genommen und daraus erkannt, daß die Ziele, welche die kirchlichen Oberhirten verfolgen, ebenso wie die Mittel und Wege, deren sie sich zu bedienen gedenken, unter vollständiger Wahrung der von Meinem Vater sorgfältig gehegten, höchst glücklichen konfessionellen Zustände des Landes auch Endzweck und Wege Meiner Regierung sein können. Ich freue Mich der Eintracht zwischen Kirche und Staat, welche sicherlich die Frucht dieser Übereinstimmung Meiner Anschauungen mit denen der geistlichen Obern Meiner katholischen Unterthanen sein wird, und ersuche Sie, bei den sämtlichen Mitgliedern der Bamberger Versammlung der Vermittler Meines Dank sein zu wollen. Mit bekannten Gesinnungen Ihr wohlgewogener König

Ludwig."

Aber bald sollte sich herausstellen, daß die „Übereinstimmung der Anschauungen des Königs mit denen der geistlichen Obern seiner katholischen Unterthanen" doch nicht so gar gewiß und deren „Frucht", „die Eintracht zwischen Kirche und Staat", schon geerntet und sicher heimgebracht sei. Denn wenige Monate nach dieser Ergebenheits-Adresse der Bischöfe brach der kirchliche Konflikt aus, welcher den moralischen Inhalt jener als durchaus nichtig erwies. Der Bischof von Speier hatte gegen die Bestimmungen der Verfassung eine von der Kontrole des Staates unabhängige und ihr entzogene Lehranstalt eröffnet. Kultusminister von Koch schritt auf direkten Befehl des jungen Königs ein und verbot zugleich die Abhaltung von Schullehrer-Exercitien durch die Jesuiten ohne die königliche Erlaubnis! Es war sicher ein deutlicher Wink, daß Ludwig II. nicht den Staat den Ultramontanen preisgeben wollte. Aber bereits erschallte der erste Trompetenstoß des Vatikans zum Streit. Das Rundschreiben Pius' IX. „Quanta cura" mit dem „Syllabus errorum" erschien und der Jahresschluß brachte die Encyklika. Eigentlich hatte mit ihnen jede gesunde Diskussion aufgehört, das Wort konnte nun nicht mehr als Mittel der Verständigung, sondern nur noch als Waffe gebraucht werden. Und wie diese Waffe auch bei den weiteren kirchlichen Verwicklungen der festen Hand des Königs und seiner Staatsmänner keinen Augenblick entfiel, werden wir später sehen.

Vielleicht ist es aber schon hier am Platze, ein Wort über Ludwigs II. kirchliche Stellung überhaupt zu sagen. Unter den Anklagen, welche bei den Kammerverhandlungen im Juni 1886 über die Krankheit des Königs und die Notwendigkeit seiner Entmündigung seitens der Majorität gegen die Minister erhoben wurden, war auch die, daß man zu wenig dem religiösen Bedürfnisse des Königs Rechnung getragen,

ihm vielleicht sogar am Morgen seines Todestages, des Pfingstsonntages, den Besuch der hl. Messe versagt hätte. Minister v. Lutz hat darauf öffentlich geantwortet, daß der Hofsekretär auf seine Anfrage, ob der Gottesdienst in der Schloßkirche zu Berg an jenem Tage zu beginnen habe, den Bescheid erhalten, denselben noch auf acht Tage hinauszuschieben. Die kirchlichen Pflichten zu erfüllen, war dem Könige jederzeit und allerwärts ermöglicht. Aber welche Stellung er eigentlich im Grunde seines Herzens zu ihnen eingenommen, wird, wie so Vieles in diesem rätselhaften Charakter, schwer darzulegen sein. Daß er in den späteren Jahren seiner Regierung an der öffentlichen Bethätigung des Kultus seiner Konfession, zumal an dessen höchsten Festen, sehr selten und dann nur sich selbst zwingend, z. B. nur ein paar Mal an der Frohnleichnamprozession oder an den Osterfeierlichkeiten in der Allerheiligen-Hofkapelle, Teil genommen hat, mag seiner Menschenscheue zugerechnet werden. Aber in Berg und Hohenschwangau ließ er, freilich nur sich allein, die Messe lesen und zwar in den letzten Jahren seines Lebens, wo er schon die Nacht zum Tage zu machen gewohnt war, um 2 Uhr Morgens, ehe er zu Bette ging. Im Hochgebirg, in welchem er immer noch mehr aus seiner Einsamkeit heraustrat, konnte man ihn auch hier und da in einer Dorfkirche, oft unerkannt, mitten unter den Andächtigen stehen sehen. Selbst in seinem Todesjahre noch besuchte er, schwarz gekleidet, am Charfreitag den Kalvarienberg bei Füssen und verrichtete sein Gebet an den 14 Stationen desselben, worauf er am Charsamstag dem Gottesdienst in Binswang beiwohnte.

In der letzten Zeit wurde mannigfach von einem kostbaren Gebetbuch erzählt, das König Ludwig anzufertigen befohlen haben soll. Es verhält sich allerdings so, daß er einem Münchner Künstler den Auftrag erteilte, ein solches in byzantinischem Style herzustellen und es zur Auflage in der Kapelle seines zuletzt geplanten neuen Schlosses Falkenstein bestimmte. Allein das Buch ist nicht mehr in den Besitz des Königs gekommen, und auch erst nach dessen Tode von dem betreffenden Künstler vollendet worden und durch Kauf nach England gegangen.

In Neuschwanstein entfaltete er jeden Abend einen kleinen, sogenannten russischen Tragaltar, eine kostbare byzantinische Gold- und Emailarbeit, dessen Flügelbilder den Täufer und die Muttergottes zur Seite Jesu zeigen, und stellte ihn auf das Schränkchen neben seinem Bett, zu dessen Häupten das Bild der Jungfrau mit dem göttlichen Kinde, und neben dem Schlafzimmer stand in einem reizenden Erkerbau, der Betkapelle, vor einem dreigliedrigen, Bilder aus dem Leben des heiligen Ludwig zeigenden Flügelaltar ein prächtiger, aber in der Form einfach edler Betschemel, der die Farben der Buße, tief violett, jedoch, dem Reichtum jener Gemächer gemäß, goldgestickte Auflagen trug.

Aber in demselben Neuschwanstein ist etwas Anderes auch noch, das uns einen überraschenden Einblick in des Königs religiöse Richtung und Anschauung thun läßt: das ist der Thronsaal in diesem Schloß. Er ist nur nicht dieser, sondern vielleicht aller Fürstenwohnungen auf Erden glänzendster und prunkvollster Raum. Aber nicht um dieser, seiner einzig prächtigen Ausstattung willen, erwähnen wir ihn hier schon, sondern wegen des so ganz von den andern seines Erbauers abweichenden Ideenkreises, in den wir in ihm treten. Es ist dies ein entschieden christlicher, auf welchen sonst



Schloß Neuschwanstein.
Thronsaal.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

nirgends in den andern Königsschlössern Hinweisung oder Andeutung sich findet. Aber wieder verbindet sich dieser naturgemäß dem, welcher Ludwig II. überhaupt beherrsche, dem, dessen Peripherie das Vollgefühl unbeschränkter Herrschermacht, dessen Centrum sein königliches Ich war. In der Apsis, welche den kirchenhohen Saal nach der einen Schmalseite abrundet, sollte auf einer Erhöhung, zu welcher zwölf Stufen in weißem Marmor hinaufführen, der elfenbeinerne Thron zu stehen kommen. Im Halbrund der Nischenwand treten uns überlebensgroß die auf Goldgrund gemalten Gestalten der sechs „bekennenden“, um die Ausbreitung des Christentums verdientesten Könige aller Länder entgegen. Auf beiden Seiten aber stehen die Apostel des Herrn und in der Höhe der Rotunde erscheint Er selbst auf dem Regenbogen in göttlicher Glorie, der Herr aller Herren. Das dünkte König Ludwig die würdigste Darstellung seines Majestätsbewußtseins. Er allein, von niemanden, von keinem profanen Auge gesehen, auf kostbarem Thron, inmitten der glänzendsten, von den roten Porphyr- und den blauen Lapislazulisäulen widerstrahlenden Pracht, umgeben von den heilig gesprochenen Mitkronenträgern, über ihm nur der König der Könige, vor dem auch die der Erde sich anbetend neigen. Dieser wird einst auch das Endurteil über den unglücklichen König und seinen Glauben sprechen.

Keinesfalls war dieser Glaube ein engherzig konfessioneller. Auch in dieser Beziehung war der freiere Geist König Maximilians auf seinen Sohn übergegangen. Klagen der protestantischen Kirche Bayerns, wie sie unter Ludwig I. unerhört laut geworden, waren unter Ludwig II. unmöglich. Die von der Verfassung vorgeschriebene Parität strenge zu beobachten, erschien ihm als Gewissenspflicht. Deshalb konnte es ihm auch nicht gleichgiltig sein, als im Herbste des Jahres 1874 die Königin-Mutter zur katholischen Kirche übertrat. Es war, seitdem Bayern ein Königreich, gewissermaßen ein Axiom der protestantischen Bevölkerung desselben geworden, in dem evangelischen Bekenntnis der Königin eine Garantie für die Sicherheit und Unantastbarkeit des eigenen zu sehen. Maximilian I. und Ludwig I. hatten um protestantische Prinzessinen gefreit, Königin Marie entstammte dem eigentlichen Schirmhause aller Evangelischen Deutschlands, ihre Mutter war eine gläubige, ernste Protestantin gewesen. König Ludwig II. konnte sich der üblen, schmerzlichen Wirkung nicht verschließen, die jener Übertritt am Berliner Hofe, namentlich beim alten Kaiser, sowie in allen treuen protestantischen Unterthanenherzen ausüben mußte. Rückgängig konnte und wollte er das Geschehene nicht machen. Allein, daß dies auch sein Teil zu der Entfremdung beigetragen hat, die immer merklicher zwischen Mutter und Sohn eintrat, ist wohl anzunehmen. Genaueren Beobachtern war es nie verborgen, daß die Königin-Mutter schon, als ihre Söhne noch im Kindesalter standen, ihre Zärtlichkeit und Bevorzugung mehr dem jüngeren, den Bruder an Schönheit und Zartheit der äußeren Erscheinung noch übertreffenden zuwandte. Unser Bild zeigt Prinz Otto in seinem 17. Lebensjahr. Als über diesen früher und schneller, als über den König, das Verhängnis geistiger Störung und unheilbarer Krankheit hereinbrach, glaubte die arme Mutter in der Zuflucht zur Himmelskönigin und in der Erwerbung der Fürsprache dieser ein Mittel zur Hilfe und Rettung des unglücklichen Sohnes zu finden. Ob sie bei diesem Schritt

mehr sich selbst täuschte oder mehr von Anderen getäuscht wurde, das zu entscheiden steht uns nicht zu. Wir haben nur sie darum zu beklagen, daß das Opfer, welches die Mutterliebe mit der Hingabe des Jugendglaubens gebracht, doch ein vergebliches gewesen.

Wir stehen im ersten Regierungsjahre Ludwigs II., das, weil es das erste ist, darum auch chronologisch eingehender als vielleicht die folgenden behandelt zu werden verdient. Aber gleich im Anfang begegnet uns da eine Persönlichkeit, deren Einfluß doch auch schon über diese Periode hinausreicht. Wer eine Biographie König Ludwigs II. zu schreiben unternimmt, kann und darf den Namen Richard Wagner nicht verschweigen, obwohl es schwer ist, Licht und Schatten, die ihn gleichmäßig umgeben, gerecht zu teilen. Als der junge König mit seiner Thronbesteigung in eine ihm so vielfach ganz neue Welt getreten war, konnte es nicht auffallen, daß sich in dieser sein schwärmerischer, romantischer Sinn mit Vorliebe dem zuwandte, was ihm am meisten homogen war. In erster Reihe mußte ihm da das Theater stehen. Nur selten hatte der Kronprinz dieses besuchen dürfen. Mehuls „Josef und seine Brüder" soll die erste Oper gewesen sein, der er angewohnt. Ob er aber vorher ein Schauspiel gesehen, ist uns nicht bekannt, aber wir wissen, wie Schiller seine ganze jugendliche Phantasie erfüllte. Nun war er König und nichts stand im Wege, die herrlichen Gestalten seines Lieblingsdichters auf der Bühne volles Leben gewinnen zu lassen. Nach der Natur ließ er in der Schweiz die Dekorationen zu „Wilhelm Tell" malen. Mit der größten Sorgfalt und in meisterhafter Vollendung wurden die sämtlichen schillerischen Dramen vorgeführt, und jedem — kein Wort durfte gekürzt werden, keine Scene fehlen — folgte der König mit spannender Aufmerksamkeit, mit andächtiger Hingabe. Auch Goethe, Shakspeare, wie die Meister altfranzösischer Klassizität, standen ihm nicht ferne. Aber bald traten all diese Namen mehr oder weniger hinter jenem zurück, der zwar damals schon in der Musikwelt von der Parteien Gunst und Ungunst umstritten, in der sonstigen aber noch bei weitem nicht so genannt und bekannt wie heutzutage war. Richard Wagner folgte der an ihn ergehenden königlichen Einladung, seinen Wohnsitz aus der Schweiz nach München zu verlegen und traf hier in den ersten Maitagen 1864 ein. Man hat Richard Wagner den Dämon genannt, der des Königsjünglings ideal-schwärmerischen Sinn gefangen genommen und, gleich dem Klingsohr in seinem Parsifal, ihn ganz und gar in seine unheilvolle Gewalt gebracht habe. Als der Regentschaftsausschuß der Abgeordnetenkammer im Juni 1886 zusammensaß, stellte eines seiner Mitglieder an einen der zugezogenen wissenschaftlichen Experten die Frage, inwieweit die Einwirkung des seinem Gönner im Tode vorangegangenen Dichter-Komponisten auf jenen als nachteilig angenommen werden dürfe. Der Psychiater antwortete: „Bei einer so veranlagten, der Excentrität auf allen geistigen Gebieten zugänglichen Individualität, wie die des Königs, hätte jede bedeutende Persönlichkeit, mit der er in nähere Berührung gekommen,

einen nicht nur sympathischen, sondern möglicherweise auch beherrschenden Einfluß ausüben können. Wäre damals, als Wagner dem Könige nahe stand, an seiner Stelle z. B. eine einseitig religiös gerichtete Kapazität gewesen und mit ihren das gewöhnliche Maß überschreitenden Anschauungen in den Ideenkreis des Fürsten getreten, so hätte sich wahrscheinlich nach dieser Seite hin eine krankhafte Entartung und Schwärmerei herausgebildet."

Krankhaft aber war es auch, daß der König sich gerade zu der Kunst so hingezogen fühlte, für welche er, wenn zwar auch hier das Gegenteil behauptet wird, ganz gewiß am wenigsten veranlagt war, zur Musik. Aber er hat auch die Werke Wagners nicht wegen ihres musikalischen Wertes, sondern vorwiegend wegen ihres märchenhaften, die Phantasie anregenden Charakters geliebt. Deshalb standen ihm auch die älteren derselben, Tannhäuser und Lohengrin, höher als die spätere Trilogie, wenn er gleich auch um dieser willen nach Bayreuth ging und auch sie dem Repertoire seiner „Separatvorstellungen" eingereiht war. Darum konnte er sich selbst auch als den Schwanenritter denken und in dessen goldschimmernder Rüstung im Kahne von der Gralstaube sich über den kleinen See seines Wintergartens führen lassen. Allein ausgeschlossen ist deswegen doch auch nicht, daß ihn noch Anderes gemeinsam an und mit jenem merkwürdigen Manne berührte, das ist der Größenwahn, der auch in Wagner lebte und mit dem dieser allerdings nur ungünstig auf den König einwirken konnte. Aber das Zuviel müssen wir auch hier von beider Andenken wegnehmen. Daß König Ludwig II. des Meisters sich gerade in dem Augenblicke, wo dieser in höchster Not sein Ringen um die deutsche Kunst in der Musik völlig dem Untergang nahe wähnte, annahm und ihm Mittel und Gelegenheit zu neuer Entfaltung seines Genius gab, wird ihm die Zukunftsgeschichte jener nicht mehr zum Vorwurfe machen. Daß der so Gerettete und zu solch hoher Freundschaft Erhobene diese vielfach eigennützig gemißbraucht hat, mag wahr und richtig sein, aber zu einer Schädigung des Landeswohls, wie man gegnerischerseits noch immer den Vorwurf erhebt, hat sie niemals Anlaß gegeben.

„Er hat mich wie ein Füllhorn überschüttet", äußerte sich Wagner nach seiner ersten Audienz beim Könige. „Das Undenklichste und doch einzig mir Nötige ist völlig Wahrheit geworden. Im Jahre der ersten Aufführung meines Tannhäuser gebar mir eine Königin den Genius meines Lebens. Er ist mir vom Himmel gesendet, durch ihn bin und verstehe ich mich."

Und später sang er seinem königlichen Gönner mehr begeistert als poetisch zu:

„O König! holder Schirmherr meines Lebens!
Du höchster Güte wonnereicher Hort!"

* * *

„Was Du mir bist, kann staunend ich nur fassen,
Wenn mir sich zeigt, was ohne Dich ich war!"

* * *

„Was einsam schweigend ich im Innern hegte,
Das lebte noch in eines Andern Brust;
Was schmerzlich tief des Mannes Geist erregte,
Erfüllt ein Jünglingsherz mit heil'ger Lust;

Was dies mit Lenzessehnsucht hinbewegte
Zum gleichen Ziel, bewußtlos unbewußt,
Wie Frühlingswonne mußt' es sich ergießen,
Dem Doppelglauben frisches Grün entsprießen.
Du bist der holde Lenz, der neu mich schmückte,
Der mir verjüngt der Zweig' und Äste Saft."

„So wandl' ich stolz beglückt nun neue Pfade
Im sommerlichen Königreich der Gnade."

Wir glauben Wagner, daß er es mit diesen überschwänglichen Ergüssen ernst gemeint und daß des Königs kongeniales Wesen ebenso auf ihn gewirkt, wie er auf diesen. Und ebenso gewiß ist, daß seines fürstlichen Freundes nie sich erschöpfende Municifenz, indem sie dem Meister ein sorgenfreies Dasein schuf, das Meiste dazu beigetragen hat, daß diesem noch gelang, seines künstlerischen Schaffens Höhenpunkt in seinem letzten und größten Werk, seinen Parsifal, zu ersteigen. Aber all das nimmt nicht das Peinliche und Störende hinweg, das doch auch diesem Verhältnisse zwischen Künstler und Mäcen anhaftete und es schließlich nicht zu einem dauernden machen konnte. König Ludwig hatte den Lebensgedanken Wagners, „das deutsche Theater zu der national-pädagogischen Bedeutung zu erheben, welche einst der griechischen Bühne zukam", erfaßt und wollte, was an ihm war, jenem dazu verhelfen, ihn praktisch werden zu lassen. Darum sollte, nach Sempers genialem Plan erbaut, der neue Bühnen-Weihe-Festspiel-Tempel, wie er jetzt in Bayreuth seine Stätte gefunden, auf der Höhe des Gasteig sich erheben, eine neue Prachtstraße über die Isar hinweg zu ihm führen und so München eine neue unwiderstehliche Anziehungskraft für alle Welt erhalten. Es ist anders gekommen. Kleinliche Opposition, gehässige Verkennung der hier ganz selbstlosen Absichten des Königs stellte sich dessen Wünschen und Plänen entgegen. München brachte sich selbst um das, was jetzt einer Provinzialstadt zugefallen, der fast jährliche Mittelpunkt eines großartigen Kunstlebens zu werden, und der Grund zu der immer mehr wachsenden Abneigung des Königs gegen die eigene Residenz wurde in jenen Tagen gelegt. Und wenn die Baulust desselben, welche später so excentrische Formen annahm, in der Ausführung jener Pläne, des Theaters sowohl, wie der neuen Straße, Befriedigung gefunden hätte, wie manch anderes wäre unterblieben oder wäre wenigstens anders geworden!



Richard Wagner,
nach einem Stiche von Rob. Reyher, mit Bewilligung des Verlages
E. H. Schroeder, Berlin.

Und zu diesem Scheitern des Lieblingsgedankens der Beiden kamen noch manche andere äußere Anlässe hinzu, eine Freundschaft zu lockern, welche nicht auf gleichen Voraussetzungen beruhte. Die Ultramontanen sahen in der musikalischen Liebhaberei des Königs und in der Macht, welche Wagners Persönlichkeit auf denselben übte, eine drohende ketzerische Konkurrenz, die liberalen Parteien grollten, daß in einer Zeit der Bewegung die „Wagner-Angelegenheit“ wie eine Lebensfrage sich anließ; und endlich machte sich das brüske Gebahren des „unfehlbaren“ Meisters bei allen denen unmöglich, ohne deren Eingreifen überhaupt theatralisch niemals etwas zu erreichen ist. Der König brachte im Dezember 1865 selbstverleugnend das Opfer, Wagner zu entlassen, und es war der Ausdruck seiner innersten Überzeugung, als er zu einem der Staatsminister sagte: „Es fällt mir dieser Entschluß zwar schwer, aber das Vertrauen meines Landes geht mir über alles; auch ich will in Frieden leben mit meinem Volke.“ Was aber Wagner aus München mit fortnahm, war trotz aller vielbesprochener Vorgänge ein bedeutend erhöhteres Ansehen und des Königs ihm nie entzogene künstlerische und auch für die Zukunft zu Opfern bereite Teilnahme, — denn Ludwig II. wußte großherzig die Person und die Sache zu trennen.

Schon gewöhnliche Menschenkinder können in schwere Kollisionen zwischen Traum und wirklichem Leben kommen, wie vielmehr ein König. Jedes einseitige Sichvertiefen in eine Geisteswelt, die er sich, abgetrennt von der realen, in die er gestellt ist, konstruirt, löst ein Band von seinem Volke, seinen Pflichten gegenüber seinem Verständnis für dieses. Das Verhältnis zwischen König Ludwig und Richard Wagner hat, so kurz es eigentlich gedauert, unendlich viel zu dieser Lockerung beigetragen. An der späteren Menschenscheu und Menschenverachtung des Königs hat es seinen guten Teil Schuld. Jetzt vielleicht war sich dieser dessen noch nicht ganz klar; er fühlte nur das, daß er geglaubt hatte, aus der stillen Welt der eigenen Ideale durch die Wagnerische Richtung ins ideale Kunstdasein treten zu können, die Träume seiner Brust durch diese neuen Kunstgebilde verkörpert zu sehen. Vor seinem Ideale hatte aber die nackte Wirklichkeit nicht stand gehalten. „Er nahm“ — sagt Brachvogel in seiner Charakteristik Ludwigs II. etwas fantastisch, aber im Grunde nicht unwahr — „seine verlornen, erbleichenden Kinder zurück wieder in die eigene keusche, sonnenhelle Brust und wollte von solcher Art ihrer Praxis nichts mehr wissen. Wenn das im Sinne der deutschen Kunst gar nicht tief genug bedauert werden kann, so kann es im Sinne des deutschen Vaterlandsgedankens aber nicht hoch genug gefeiert werden! Die unverstandenen Ideale seiner Seele reiften dennoch weiter und als die goldene Stunde kam, da sie groß geworden in der wachsenden Glut der Zeit, da blühten sie auf zu nationaler That, die Ludwig den Deutschen unvergeßlich macht in der deutschen Geschichte!“

Gegen die spätere Zeit der Einsamkeit und Zurückgezogenheit König Ludwigs II. bilden die ersten Jahre seiner Regierung einen erfreulichen Gegensatz. Weilt er auch da schon mit Vorliebe in seinen Schlössern am Starnberger- und am Alpsee, in Berg und in Hohenschwangau, so finden wir ihn doch viel auch in der Residenzstadt, wo er auch zum erstenmal mit allem kirchlichen Gepränge an der Frohnleichnamsprozession des Jahres 1864 teilnimmt. Er empfängt fürstliche Gäste, wie am 16. Juni des-

selben Jahres den Kaiser und die Kaiserin von Österreich, die sich von München nach Kissingen begeben, und denen schon zwei Tage später König Ludwig eben dahin nachfolgt. Auch Kaiser Alexander von Rußland mit seiner Gemahlin, der Kronprinz Karl von Würtemberg und Kronprinzessin Olga befinden sich in dem Weltbad. Über Bamberg und Schweinfurt trifft der König, von unbeschreiblichem Jubel der Einwohnerschaft und der zahlreichen Fremden empfangen, am 18. Juni Abends in Kissingen ein und nimmt im Welsch'schen Hause Wohnung. Einer aus seines königlichen Vaters Artus-Tafelrunde, Friedrich Bodenstedt, begrüßt ihn mit den schwungvollen Worten:

„Aus Herz und Munde heißen jubeltönig
Wir Dich willkommen, junger Bayern-König!
An diesem Ort, wo Heilesquellen springen,
Soll Deine Ankunft neues Heil uns bringen.

Nach segensvollen Tages Trauernacht
Gingst Du uns auf in lichter Morgenpracht,
Und herrschest nun auf tausendjähr'gem Thron,
Des besten Vaters hochgesinnter Sohn.

Der Himmel segne, Herr, Dein Herrschertum,
Dem Volk zur Wolfahrt, Dir zu ewigem Ruhm!
Im Vollgefühle Deiner hohen Sendung
Führ' schön Begonnenes schön zur Vollendung!"

Nur ein ganz kurzer Aufenthalt ist in Aussicht genommen, aber König Ludwig gefällt sich so gut im Bannkreis der fränkischen Najade, in ihrer anmutigen Umgebung, im regen Verkehr mit den fremden Fürstlichkeiten, daß der Besuch immer länger sich ausdehnt, die Abreise immer wieder hinausgeschoben wird. Der junge schöne Bayernkönig ist der Mittelpunkt, der Liebling der ganzen internationalen Gesellschaft Kissingens. Erst nach fast 4 Wochen, am 15. Juli erfolgt seine Rückkehr nach Berg.

Aber schon am 30. Juli ist er wieder unterwegs, nach Bad Schwalbach, um die dort, nachdem sie Kissingen verlassen, zur Nachkur weilende Kaiserin von Rußland zu besuchen. Die günstige Witterung wird zu Ausflügen in der schönen Umgebung benützt. Der König ist in Schlangenbad und auf der Burgruine Hohenstein, beim Herzog von Nassau in Bieberich und fährt auf dem Dampfboot den Rhein hinab, um Coblenz und Ehrenbreitenstein, und vor allem Köln und seinen heiligen Dom zu sehen. Am 11. August finden wir ihn, nachdem er in Frankfurt Nachtlager genommen, in Hohenschwangau zurück.

Hier empfing er sechzehn Tage später einen Besuch, welcher bei der damaligen politischen Lage wol als ein über die Bedeutung eines blos freund- und verwandtschaftlichen hinaus gehender angesehen werden durfte. Am 27. August um 11 Uhr Vormittags traf König Wilhelm von Preußen in Begleitung seines Ministerpräsidenten, Herrn von Bismarck, auf dem Bahnhofe in München ein. Der König, von seinem Gesandten am bayrischen Hof, Herrn von Arnim, empfangen, setzte nach einem halbstündigen Aufenthalte die Reise nach Hohenschwangau fort, während Bismarck in München blieb.



Fürst Taxis, General der Cavallerie. Herzog Ludwig. Prinz Otto. Ludwig II. Herzog Maximilian. Prinz Ludwig. Prinz Leopold. Graf Pappenheim.
v. Laroche, General-Adjut. Prinz Karl. Herzog Karl Theodor. Graf Rechberg. Fürst Taxis. v. Sprunner.
v. Lutz, Kriegsminister. v. Struntz. König Otto v. Griechenland. Prinz Adalbert. Prinz Luitpold. v. Hohenhausen. v. der Tann.

König Ludwig II. und sein Generalstab.

Der Flügeladjutant Graf von Pappenheim war dem hohen Gaste eine Poststation weit entgegengesandt worden, König Ludwig selbst fuhr König Wilhelm eine Strecke Wegs entgegen, nahm ihn in seinen Wagen und führte ihn in der alten Schyrenburg ein, in welcher jener bis zum 29. August weilte, um dann über Kempten zu seiner fürstlichen Tochter nach der Insel Mainau zu reisen. Die offiziöse „Bayrische Zeitung" hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß „die Herzen der beiden Monarchen in bundesfreundlicher Gesinnung sich begegnen würden". „Manche trübe Wolke, die noch an unserm Horizonte hängt, kann von der Begegnung der Fürsten schwinden, und wo deutsche Fürsten sich nähern, muß wohl Mißtrauen und Verstimmung weichen, wie stark sie auch im Volke wurzeln mögen."

Und gleiches Vertrauen schien man auch zu den langen Besprechungen haben zu dürfen, welche der preußische Ministerpräsident mit dem bayerischen gepflogen hatte. Man betrachtete die Reise des ersteren, der direkt vom Wiener Hof kam, als einen Beweis des auf Seite Preußens hervortretenden Wunsches und Strebens, die schroffe Stellung, in welcher es bisher den Mittelstaaten gegenüber sich befunden hatte, aufzugeben und freundlicheres Entgegenkommen für eine zu erzielende Verständigung, namentlich auch in der handelspolitischen Frage, zu bethätigen.

Freilich stellte sich schon, kaum daß Bismarck es verlassen, auch der Sturmvogel Beust, damals noch sächsischer Minister, auf der Reise von Dresden nach Gastein, in München ein, um ebenfalls mit Herrn von Schrenck zu konferieren und die Folge sollte bald zeigen, wohin sich vorerst noch das Zünglein der Wage in der bayerischen Politik neigte.

Wie sich König Ludwig damals mit einem wahrhaft jugendlichen Feuereifer auf alles warf, was er mit den Pflichten eines Monarchen verbunden erachtete, wie er sich namentlich wirklich bemühte, die Fäden der Staatsleitung in seiner Hand zu behalten, stets mit den Ministern persönlich konferierte, so glaubte er auch seine Stellung als oberster Kriegsherr wenigstens durch seine persönliche Beteiligung an einem militärischen Schauspiel bethätigen zu sollen. Wirklicher Militär mit Leib und Seele, wie es die Hohenzollern sind, ist keiner der bayerischen Könige gewesen. Aber Heerschau, wenigstens über einen Teil seiner Truppen, hat auch Ludwig II. gehalten. So zum erstenmal am 17. September 1864, wo unter dem Oberkommando des Generallieutenants von der Tann die gesamte Garnison Münchens ausgerückt war und der König mit den Prinzen Luitpold und Karl die Parade über sie abnahm.

Auch das Oktoberfest des ersten Regierungsjahres sollte durch die Anwesenheit des jungen Königs bei demselben verherrlicht werden. Am Sonntag 2. Oktober traf er mit seinem Bruder Prinz Otto, unter dem Donner der Geschütze, den Klängen der Musik und dem vieltausendstimmigen Jubel der wohl über 80,000 zählenden Volksmassen auf der Theresienwiese ein. Im Königszelt waren bereits Prinz Adalbert, sämtliche Mitglieder des diplomatischen Korps, die Staatsminister, sowie die Deputation des Magistrats und das Generalcomité des landwirtschaftlichen Vereines versammelt. In herkömmlicher Weise erledigte sich dann das Oktoberfestprogramm, mit Preisverteilung und Pferderennen, worauf erst um 4 Uhr der König zur Residenz zurückkehrte. Zum

erstenmal seit seiner Thronbesteigung erschien er auch an diesem Abend in dem festlich beleuchteten, in allen seinen Räumen gefüllten Hoftheater, wo auf seinen Wunsch „Oberon" gegeben und ihm begeisterter Empfang zuteil wurde. Sichtlich darüber erfreut, neigte er sich weit über die Brüstung der Königsloge und dankte nach allen Seiten in der freundlichsten Weise.

In demselben Monat zeigte sich eine neue Folge der in Kissingen und Schwalbach angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen zu der russischen Kaiserfamilie. Großfürst Nikolaus kam von Stuttgart am 23. Oktober nach Hohenschwangau, um von dem eben von einem Ausflug zu Pferd nach Partenkirchen zurückgekehrten König und der Königin Mutter einen Tag lang als willkommener Gast beherbergt zu werden.

In den innerstaatlichen Angelegenheiten Bayerns hatte König Ludwig in diesen Monaten noch einen wichtigen Entschluß zu fassen. Seit mehr als einem Vierteljahre schon war eine Ministerkrisis Gegenstand der öffentlichen Diskussion. Ihr Ursprung reichte noch in die Regierungszeit des Königs Max zurück. Man verlangte von dem Minister des Äußern, Freiherrn von Schrenck, dessen Absichten und persönlichen Eigenschaften man zwar die größte Gerechtigkeit widerfahren ließ, doch eine größere Entschlossenheit und Entschiedenheit, um den vermeintlichen drohenden Gefahren zu begegnen und der zweifelhaften Haltung Österreichs und den „Manövern" Preußens gegenüber einen festen Kern der Mittelstaaten zu bilden, was freilich unter den herrschenden Umständen unmöglich schien, aber doch vielleicht energischer angestrebt werden konnte. Dieser gegen ihn gerichteten Stimmung Rechnung tragend, reichte Freiherr von Schrenck zu wiederholtem Male sein Entlassungsgesuch ein, welches endlich auch am 5. Oktober vom König angenommen wurde. Aber die durch den Rücktritt des Ministers erledigten Portefeuilles wurden vorerst nur interimistisch, und zwar das des Äußern an den Staatsminister des Innern von Neumayr, das des Handels dem Finanzminister von Pfeufer übertragen. Herr von Neumayr leitete nun die sich lang hinziehenden Verhandlungen über die definitive Besetzung. Die Namen Fürst Hohenlohe, Dönniges, sogar der Generaladjutant des Königs von der Tann und der weimarische Minister von Wydenbrugk wurden genannt und kamen in Frage, allein nur Einer schien der Mann der Lage zu sein, der frühere Minister des Äußern und nunmehriger Bundestagsgesandte, Freiherr von der Pfordten. Für ihn entschied sich auch der König, als er am 29. November von Hohenschwangau zum Winteraufenthalt in die Residenz zurückgekehrt war und am 5. Dezember erfolgte die Ernennung von der Pfordtens zum Ministerpräsidenten, während später mit dem Handelsportefeuille der Ministerialrat Pfretzschner betraut wurde. Freiherr von Schrenck ging an Pfordtens Stelle nach Frankfurt.

Freiherr von der Pfordten führte sich Anfang Januar 1865 mit einer sehr kräftigen Antwort auf eine nicht minder energische Depesche des preußischen Ministerpräsidenten, welche das ablehnende Votum Bayerns gegen den österreichisch-preußischen Antrag vom 5. Dezember 1864 beim Bund, die Exekutionstruppen aus Holstein und Lauenburg zurückzuberufen, kritisiert hatte, ein. Bald darauf, am 27. März 1865, folgte der Antrag Bayerns, Sachsens und des Großherzogtums Hessen, die Bundes-

versammlung wolle die Erwartung aussprechen, es werde den höchsten Regierungen von Österreich und Preußen gefallen, dem Erbprinzen von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg das Herzogtum Holstein in eigene Verwaltung nunmehr zu übergeben, das hieß mit andern Worten, die Rechte des Augustenburgers gegen die Übergriffe Preußens und Österreichs zu wahren.

Wir dürfen nicht vergessen, daß in dieser Frage damals die Wünsche der Mehrheit des bayerischen Volkes, die Ansichten der übrigen Bundeskabinete und auch die liberale Majorität in Deutschland überhaupt auf Seite des bayerischen Ministers stand. Preußen antwortete mit der Drohung, den Zollverein zu kündigen, eine Drohung, die unwiderstehlich war. Urteile man jetzt über diese Politik, wie man wolle — zugegeben, daß sie auf falschen Voraussetzungen beruhte — sie bewegte sich doch entschieden auf dem damals noch anerkannten Rechtsboden des deutschen Bundes, wie er eben einmal war. Dem Gedanken, den Herzog von Augustenburg zum Herrscher der Elbherzogtümer zu machen, war man übrigens in Preußen nichts weniger als gänzlich abgeneigt. Dieses verlangte ja nichts, als daß ihm derjenige maritime und militärische Einfluß als erste nordische Schutzmacht verbliebe, ohne welche die Herzogtümer selbst hilflos sein mußten. Bei Gelegenheit des Gasteiner Vertrags 1865, der die Verhältnisse der zurückgewonnenen Provinzen doch regeln sollte, wendete sich Bismarck an den Vorkämpfer für das Augustenburger Recht, an von der Pfordten selbst, damit dieser den Prinzen zu einem billigen Abkommen und einer loyalen Verständigung bestimmen möge. Der Minister übernahm diesen Auftrag, eben weil er ihn auch für billig hielt, und ward von Herzog Friedrich abgewiesen. Wie derselbe alsdann auf eigene Verantwortung unter Österreichs Ägide für sich bis Frühjahr 1866 operierte, ist bekannt.

In Bayern hatte sich bereits eine Fortschrittspartei mit nationalliberalem Programm gebildet. Der seit 1863 vertagte Landtag war auf den 27. März 1865 wieder zusammen berufen worden. Die Trennung der bisherigen Majorität der Abgeordnetenkammer in eine Rechte und eine Mittelpartei erfolgte, indes die Abgeordneten der Rheinpfalz und die Fortschrittspartei die „Vereinigte Linke" bildeten. Diese „Vereinigte Linke" galt jedoch nur als eine parlamentarische Fraktion innerhalb der Kammer selbst, während die Fortschrittspartei als solche weder in ihrem Programm, noch ihrer Organisation berührt wurde. Ebenso wurde der Standpunkt in der deutschen Frage von keiner Seite alteriert, vielmehr das Zusammenwirken auf die Fragen der inneren Politik, die im Landtag zur Erörterung kommen würden, beschränkt. Anlangend die erstere, bestand einmütige Anschauung darüber, daß der Partikularismus, welcher die dem großen Vaterlande zu bringenden Opfer scheut und dem Ganzen sich unterzuordnen sich weigert, auf das entschiedenste zu bekämpfen und die Herstellung eines aus Volkswahlen hervorgehenden Parlamentes zu erstreben sei, daß aber im übrigen die Frage einer deutschen Centralgewalt als eine offene, ohnehin nur durch die Macht geschichtlicher Thatsachen zu lösende anerkannt werde und daß also in letzterer Beziehung vollkommene Freiheit der Anschauung und Wirksamkeit statthabe.

Auch das Programm der neugebildeten, unter der Führung der Abgeordneten Schlör und Hohenadel stehenden Mittelpartei hielt fest an dem Glauben und an der

Hoffnung auf eine Einigung Gesamtdeutschlands in einem deutschen Parlamente, wie an der Überzeugung, daß jeder deutsche Volksstamm für ein solches Ziel die nötigen Opfer bringen werde. Aber ebenso forderte es Bekämpfung jeder Art von Hegemonie eines Stammes oder Staates, gleichviel in welcher Form eine derartige Institution geboten würde. Jeder Akt der Vergewaltigung an einem deutschen Staat oder Stamm zu Gunsten eines Einzelstaates wurde als ein Rechtsbruch erklärt, den die ganze deutsche Nation als einen Angriff auf ihre Existenz mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln abzuweisen verpflichtet sei. In Beziehung auf die innern Fragen deckten sich die Forderungen der Mittelpartei fast vollständig mit denen der Vereinigten Linken. Beide strebten vor allem nach einem raschen Ausbau derjenigen verfassungsmäßigen und sozialen Reformen, welche als eine notwendige Konsequenz der bereits ins Leben getretenen Änderungen in der bayerischen Gesetzgebung sich darstellten. Insbesondere hielt man die Erweiterung der Reichsratskammer durch Wahl von Vertretern des größern Grundbesitzes, der Industrie und der Universitäten für geboten, indem erst hiedurch die durch das bestehende Ministerverantwortlichkeitsgesetz bezweckten Garantien als verwirklicht erachtet werden könnten. Auch die Mittelpartei wahrte bei aller Anerkennung der verfassungsmäßig garantierten Freiheit der Kirche in ihren inneren Angelegenheiten entschieden das Recht des Staates in allen Dingen, die auf staatliche Verhältnisse Bezug haben oder zurück wirken, und hielt fest an dem Religionsedikt als dem für die kirchlichen Verhältnisse maßgebenden Grundgesetze des Staates. Jedem Versuch, die in dieser Richtung bestehende Gesetzgebung zu verletzen oder zu umgehen, stellte sie die ernstlichste Befehdung in Aussicht. Hienach hatte sich also auch die neue Partei, z. B. in dem oben schon erwähnten Speyerer Streit, für die Maßnahmen der Staatsregierung ausgesprochen.

Eine Eröffnung des Landtags durch den König fand nicht statt, da jener bei seiner letzten Session nicht geschlossen, sondern nur vertagt worden war. Allein doch stand die Volksvertretung zum erstenmal dem jungen Monarchen gegenüber und so war es natürlich, daß in der zweiten Kammer der Antrag auf Erlassung einer Adresse gestellt wurde. Professor Edel ward zum Referenten ernannt und in der Sitzung vom 5. April 1865 erfolgte ohne irgend eine Änderung die einstimmige Annahme seines Entwurfes.

Am 7. April Nachmittags 2 Uhr nahm der König die Adresse aus den Händen der Deputation der Abgeordnetenkammer entgegen. Aber er wünschte nicht nur diese, sondern die ganze Kammer zu empfangen und persönlich begrüßen zu können. Darum erging an diese auf den 8. April Einladung zur königlichen Tafel. Von 148 Abgeordneten hatten 134 dieser folgeleisten können. Rechts und links vom König saßen die beiden Präsidenten Dr. v. Pözl und Schlör, sodann die Staatsminister Freiherr von der Pfordten und von Neumayr, dann die beiden Sekretäre, worauf in wechselnder Reihe die übrigen Minister und Abgeordneten, sowie die obersten Hofchargen und General- und Flügeladjutanten folgten.

Wie der Champagner kredenzt war, erhob sich der König und sprach folgende Worte:

„Seit der letzten Vertagung der Kammern hat sich Mir noch keine Gelegenheit geboten, die Vertreter Meines Landes zu begrüßen. Heute habe Ich die Kammer der Abgeordneten um Mich versammelt, um ihr Meinen Königlichen Gruß zu entbieten. Dem teuern bayerischen Vaterlande und seinen Abgeordneten bringe Ich dieses Glas."

Nach einer kurzen Pause erwiderte darauf der erste Präsident:

„Die von Ew. Majestät eben gesprochenen Worte werden begeisternd alle Gauen unseres Vaterlandes durchhallen. Ich vermag dieselben im Namen der Vertreter des bayerischen Volkes nur mit dem feierlichen Gelöbnis unverbrüchlicher Treue und Liebe zu erwidern. Zum Beweis dessen, daß Sie diesem Gelöbnis sich anschließen, fordere ich Sie, meine verehrten Kollegen, auf, unserm jugendmutigen, hochsinnigen König ein aus der Tiefe des Herzens quellendes Hoch zu bringen. Se. Majestät der König lebe hoch! hoch! hoch!"

Alle Anwesenden stimmten jubelnd in dies Hoch ein. Und als nach 8 Uhr Abends die Tafel und der ihr folgende Cercle, während dessen der hohe Gastgeber sich mit jedem einzelnen der Abgeordneten aufs Eingehendste und Freundlichste unterhielt, beendet waren, entfernte sich die Kammer mit einem nochmaligen stürmischen Hoch auf den König. Es war das erste und letzte Mal, daß dieser in solch unmittelbare Berührung mit der Landesvertretung trat. Später hat er nicht einmal mehr das Direktorium derselben in Audienz empfangen.

Zwei im Auftrage des Königs von der Staatsregierung im Landtage eingebrachte Gesetze waren es namentlich, welche die vollste Sympathie des Landes und seiner Abgeordneten dem jugendlichen Monarchen zuwenden mußten. Das eine, von König Max schon, aber vergeblich, erbeten, setzte die sechsjährige Dauer der Finanzperioden auf eine zweijährige herab, das andere sprach volle Amnestie für die am Aufstand von 1848 und 1849 Beteiligten aus. An die Vorlage des Letzteren am 11. Mai 1865 knüpfte der Justizminister v. Bomhard die Erklärung, „daß Se. Majestät der König durch einen an demselben Tag erlassenen Generalpardon allen Militärpersonen ohne Unterschied des Grades oder Ranges, welche im Jahre 1849 aus Festungen oder aus sonstigen Garnisonen der Pfalz, oder aus ihren Urlaubsorten fahnenflüchtig wurden, die allerhöchste Verzeihung wegen ihrer Desertion angedeihen lasse." Mit einem allgemeinen Bravo nahm die Kammer diese von dem edlen Herzen des Königs Zeugnis gebende Mitteilung auf. Und ganz dieser Stimmung entsprechend glaubte sie auch bei der zur Plenarberatung über den Amnestie-Gesetzentwurf angesetzten Sitzung am 27. Mai diesen ohne Debatte annehmen zu sollen. Der einzige Abgeordnete Dr. Ruland widersprach, worauf ihm der Ministerpräsident Freiherr von der Pfordten erwiderte: „Es ist gesagt worden, es habe sich seit dem Jahre 1861 (wo ein gleicher Antrag zur Beratung gekommen, aber von der Krone abgelehnt worden war) in dieser Sache ja nichts geändert, und es ist dann die Frage gestellt worden: „„wo kommen wir dann hin?"" Es hat sich etwas geändert seit dem Jahre 1861. Zwischen jenem Jahre und heute liegt der 10. März 1864. Sie verstehen mich. Ein großes Herz hat zu schlagen aufgehört. Ein nicht minder großes Herz schlägt an seiner Stelle; das heutige Gesetz gibt

Zeugnis davon. Darin liegt aber auch die Antwort auf die Frage, wo wir dann hinkommen werden: dahin, wo unter dem Schutze des allmächtigen Gottes ein gutes braves, treues Volk in Liebe vereinigt mit einem Könige des edelsten Herzens immer kommen wird." Und als der erste Präsident nach der Abstimmung an das Haus sich wandte: „Wir haben gestern bei einer anderen Gelegenheit und aus einem andern Anlaß (dem zur Feier des 47jährigen Bestehens der Verfassung veranstalteten Feste) unserm allergnädigsten Landesherrn unsere Huldigung dargebracht; ich lade Sie ein, heute aus Anlaß des vorliegenden Gesetzes auf Se. Majestät unsern allergnädigsten König ein dreifaches Hoch auszubringen" — da brauste dieses mit jubelnder Begeisterung durch den Saal.

Und als einige Wochen später, am 11. Juli, der Landtag geschlossen wurde, hieß es am Schluß des Landtagsabschiedes:

„Die beklagenswerten Verirrungen einer politisch erregten Zeit sind der Vergessenheit überliefert. Das geschichtlich geheiligte Band, welches Bayerns Fürsten und Bayerns Volk zu allen Zeiten geeinigt hat, wird sich in hingebender Liebe zu dem teuren Vaterland, in gewissenhafter Achtung der Rechte, in allseitig treuem Festhalten an dem Palladium der Verfassung auch fortan bewähren, und uns die Kraft verleihen, allen Gefahren, welche Bayern bedrohen mögen, unter dem Schutz Gottes siegreich zu bestehen."

Im August des Jahres weilte, wie er seit Jahren es gewohnt war, König Wilhelm von Preußen wieder in Gastein. Die „Gasteiner Konvention", welche die Fortdauer des Provisoriums und des österreichisch-preußischen Condominats in den Elbherzogtümern sicherte, war die historische Signatur dieses Aufenthalts. Nachdem sich König Wilhelm in Salzburg von Kaiser Franz Josef getrennt, nahm er den Rückweg, wie im Vorjahr, wieder über München. Am 23. August Mittags traf er auf dem Bahnhof ein und wurde im Auftrage König Ludwigs von dem Oberceremonienmeister von Moy empfangen und nach seinem Absteigquatier, dem prächtig geschmückten „Englischen Hof" geleitet, während Herr von Bismarck im preußischen Gesandtschaftshotel Wohnung nahm. Nachdem König Wilhelm am Abend das Hoftheater, am Morgen des folgenden Tages das National-Museum besucht und eine Fahrt durch die Gasteig-Anlagen gemacht hatte, setzte er Mittags seine Reise nach Biessenhofen fort, wo ihn Hofmarschall von Malsen und der k. Flügeladjutant Sauer im Namen ihres Monarchen ehrfurchtsvollst begrüßten und nach Hohenschwangau geleiteten. Dort feierte er mit König Ludwig den zweiten Geburtstag, den dieser als König beging. Zum letztenmal drückten sie sich als Freunde die Hand, ein Jahr später standen sich beider Heere feindlich gegenüber.

Ehe das Hoflager für den Winter 1865 nach München zurück verlegt wurde, brachte ein schweizer Blatt, die „Schwyzer Zeitung", unter dem 24. Oktober folgende Mitteilung:

„Gestern Abend, als die Nacht bereits angebrochen, meldete sich ein fremder Tourist mit einem Begleiter auf dem Rathaus zur Besichtigung der Säle. Er betrachtet mit Interesse die Bilder der alten Landamänner, fragt mit regem Eifer über Land

und Leute, und verweilt mit sichtlicher Vorliebe bei einem alten Gemälde, das die Tell- und Rütligeschichte darstellt. Denselben Touristen treffen wir in gleicher Abendstunde in einer hiesigen Buchhandlung. Er läßt sich Bücher und Bilder geben, welche auf die Schweiz und insbesondere auf die Helden und klassischen Stellen der Urschweiz Bezug haben; was er spricht bekundet warmes Interesse und aufrichtige Zuneigung für dieselben. Die äußere Erscheinung, ein ganz junger Mann von hoher schlanker und edler Gestalt, das vornehme und dennoch leutselige Benehmen und die Haltung seiner Begleitung lassen einen ungewöhnlichen Touristen erkennen. Heute vernimmt man, es sei der junge König Ludwig von Bayern gewesen, der von seinem Großvater Liebe und Sinn für Kunst und klassische Werke als glückliches Angebinde geerbt hat. Er kam Montags (23.) inkognito von Luzern her, nahm in Brunnen im Gasthof zum Rößli Einkehr, besuchte das Rütli, die Tellsplatte und die Stauffachers Kapelle bei Steinen und beabsichtigte auf heute der hohlen Gasse in Küßnacht einen Besuch abzustatten. Das Land des Wilhelm Tell sendet dem jungen königlichen Freund einen warmen Gruß."

Wahrscheinlich hatte dem König eine am 18. Oktober stattgehabte, unverkürzte, sehr gelungene Aufführung des Wilhlem Tell, der er mit größter Aufmerksamkeit angewohnt hatte, die rasch ergriffene und ebenso schnell ausgeführte Idee eingegeben, an Ort und Stelle die Nachwirkung der Eindrücke dieses Abends festzuhalten. Und wie er seine Absicht für erreicht hielt, das bekundet ein eigenhändiger Brief, den er als warme Antwort auf jenen „warmen Gruß" des Schweizer Blattes schrieb:

„Herr Redakteur! Mit inniger Freude las Ich heute den herzlichen Gruß des Landes Wilhelm Tells und erwidere denselben aus ganzem Herzen. Ich grüße ebenfalls Meine lieben Freunde aus den Urkantonen, für welche Ich schon als Kind eine besondere Vorliebe hatte. Die Erinnerung an Meinen Besuch der herrlichen Inner-Schweiz und das biedere freie Volk, welches Gott segnen wolle, wird Mir immer teuer sein. Mit wohlwollenden Gesinnungen bin ich Ihr wohlgewogener

Hohenschwangau, den 2. November 1865.

Ludwig."

Mitte November ließ die bayerische Regierung in Florenz erklären, daß Se. Majestät der König bereit sei, einen Gesandten des Königs Victor Emanuel zu empfangen, das heißt: Bayern hatte das junge Königreich Italien anerkannt und König Ludwig II. damit neu einen Beweis seiner politischen Klugheit und Weitsicht gegeben. Der bayerische Gesandte in Rom, der gleichzeitig noch beim König beider Sicilien Franz II. beglaubigt war, wurde abgerufen und ebenso verließ der Gesandte des letzteren München. Es war das vielleicht bei den vielseitigen wittelsbachischen Beziehungen zu Österreich für den König kein leichter Entschluß, daß er den politischen Interessen eine Superiorität über die persönlichen und verwandtschaftlichen einräumte. Selbstredend stand auch Bayern mit der Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge jenseits der Alpen nicht in erster Reihe, daß aber König Ludwig sich überhaupt und zwar ganz aus eigener Initiative zu derselben entschloß, war ein Opfer, das er seiner staatsmännischen Pflicht an Gefühlen brachte, die ebenso traditionell wie natürlich gewesen waren. Aber diese Gefühle sollten noch auf eine andere, härtere Probe gestellt werden.

Die so lang hinausgezogene Entwicklung der deutschen Frage fing an, rascheren Schrittes ihrer Entscheidung entgegenzugehen. Im Herbst und Winter 1865 hatte sich schon immer deutlicher gezeigt, daß Österreichs und Preußens Condominat in den Elbherzogtümern die Ursache eines unversöhnlichen Bruches werden müsse und je näher das Frühjahr 1866 rückte, um so schroffer traten die Gegensätze zwischen Wien und Berlin hervor, um so klarer wurde die Unausbleiblichkeit der Waffenentscheidung. Am 24. März 1866 richtete Graf Bismarck Namens seines Königs eine Circulardepesche an die deutschen Regierungen, in welcher er, unter Darlegung der Sachlage und unter Verzichtleistung auf die Hilfe des Bundes als solchen, die Frage an sie richtete, ob und in welchem Maße Preußen auf ihren guten Willen als Einzelstaaten zählen dürfe, und in Ermanglung solchen Beistandes die Notwendigkeit einer den realen Verhältnissen Rechnung tragenden Reform des Bundes betonte, und für den Fall einer kriegerischen Niederlage Preußens Deutschland das Schicksal Polens in Aussicht stellte. Schon am 31. März protestierte auf diese Circulardepesche hin Österreich in einer Note an Preußen gegen jede Absicht eines ostensiven Auftretens seinerseits und erklärte es als seinen festen Entschluß, sich nicht in Widerspruch mit Art. 11 der Bundesakte, welcher den Mitgliedern des Bundes verbiete, ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, zu setzen. An denselben Art. 11 erinnerte nun auch eine an demselben 31. März erlassene identische Depesche des bayerischen Ministerpräsidenten an die beiden deutschen Großmächte mit dem dringenden Ersuchen, aussprechen zu wollen, daß sie sich jedes gewaltsamen Angriffes auf andere Bundesglieder enthalten würden, vielmehr bereit seien, sofort in Verhandlungen zur Wahrung des Friedens im Bunde einzutreten und zugleich den Weg und die Art dieser Verhandlungen zu bezeichnen. Dem Könige, wie seinem Minister lag es daran, das letztmögliche aufzubieten, einen Krieg abzuwenden, welcher dem ersteren zumal wie ein Verbrechen gegen die eigene Natur erschien. Aber die Dinge gingen unaufhaltsam ihren Gang. Am 9. April trug Preußen am Bunde auf Einberufung eines Parlaments aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht behufs Reform der Bundesverfassung an, welchem Antrag es am 27. eine Circulardepesche an die deutschen Regierungen zur Unterstützung seines Planes und des dabei nach seiner Ansicht einzuschlagenden Weges folgen ließ. Allein die Mehrheit der Bundesstaaten hatte für diese Seite der deutschen Frage jetzt viel weniger Interesse mehr als dafür, die nach ihrer Meinung auf Vergewaltigung ausgehenden Ansprüche Preußens zurück zu dämmen. Sachsen und Österreich rüsteten in provocirender Weise. Sollte der Bund dagegen, erklärte Preußen am 9. Mai in Frankfurt, nicht einschreiten wollen oder können, so müsse es sich gezwungen sehen, das Bedürfnis der eigenen Sicherheit und der Erhaltung seiner europäischen Stellung in erster Linie für sich als maßgebend zu betrachten und sein Verhältnis zu einem Staatenbunde, „der im Widerspruch mit seinem obersten Grundgesetze die Sicherheit seiner Mitglieder nicht vermehrt, sondern gefährdet, den gebieterischen Forderungen der Selbsterhaltung unterzuordnen.“ Die Einberufung auch der Landwehr sämtlicher preußischer Armeecorps gab schon am folgenden Tage dieser Sommation Nachdruck. An demselben Tage aber auch befahl ein königlicher Erlaß die Mobilmachung der gesamten bayerischen Armee und die Einberufung des Landtags.

In diesen kritischen Tagen verübelte man es dem Könige sehr und nicht mit Unrecht, daß man von der Schweizer Grenze las, daß jener am 22. Mai, nur von einem einzigen Diener begleitet, mit dem Lindauer Dampfboot in Romanshorn angekommen und sogleich weiter nach Zürich gefahren sei, wo ihn Richard Wagner erwartet und dann in einem Sonderzuge nach Luzern in seine dortige Villa geführt habe.

Aber schon nach zwei Tagen war der König nach München zurückgekehrt und eröffnete am Sonntag 27. Mai den Landtag in Person mit folgender Thronrede:

„Zum ersten Male seit Meiner Thronbesteigung eröffne Ich den Landtag und biete den Vertretern des Volkes Meinen königlichen Gruß. Ich hatte gehofft, Sie rufen zu können zu der als Bedürfnis erkannten Reform der gesetzlichen Grundlagen unseres sozialen, gewerblichen und gemeindlichen Lebens. Gefahrdrohende Ereignisse weisen uns aber zunächst eine andere Aufgabe zu. Zwischen den zwei mächtigsten Gliedern des deutschen Bundes sind Zerwürfnisse ausgebrochen und kampfgerüstet stehen sich die Heere derselben einander gegenüber. Ich war eifrig bemüht, auf die Erhaltung des Friedens im Bunde hinzuwirken, dessen Wahrung ebenso Pflicht jedes einzelnen Bundesglieds als der Gesamtheit ist. Noch will Ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß das Verderben eines Bürgerkrieges von Deutschland abgewendet werde, daß eine Lösung der schleswig-holsteinischen Frage auf dem Wege des Rechts und eine zeitgemäße Reform des deutschen Bundes unter Mitwirkung einer nationalen Vertretung unserm großen Vaterlande neuerdings dauernden Frieden gebe. Für alle Fälle aber muß Bayern in der Lage sein, treu dem Gebote der Pflicht und der Ehre einzustehen für das Recht des Bundes, für die Interessen der deutschen Nation und für seine eigene Selbständigkeit. Darum habe Ich die Mobilisierung der Armee angeordnet und den Landtag berufen, um mit dessen Beirat und Zustimmung gesetzlich zu ordnen, was zur Erfüllung jener Aufgabe erforderlich ist. Wenn zunächst diese Verhältnisse die Veranlassung zu Ihrer dermaligen Berufung gegeben haben, so werden Ihnen doch neben den hierauf gerichteten Gesetzentwürfen auch alle diejenigen Gegenstände vorgelegt werden, welche nach den Bestimmungen der Verfassung bei jedem Zusammentritte an den Landtag gelangen sollen. Unsere Zukunft liegt in Gottes Hand. Lassen Sie uns derselben getrost entgegen gehen im Bewußtsein unserer guten Sache und mit dem Entschlusse gewissenhafter Pflichterfüllung. Ich vertraue auf Ihre und des ganzen bayerischen Volkes Vaterlandsliebe und Hingebung an den Monarchen, sowie auf die Treue und Tapferkeit der Armee. Der Schutz des Allmächtigen sei mit Bayern und Deutschland!"

Am 30. Mai verlangte die Regierung vom Landtag einen außerordentlichen Militärkredit von 31'512,000 fl. und bezeichnete als ihr Programm:

1. für die Erhaltung des Friedens zu wirken und mit allen Kräften unermüdet auszuharren, so lange noch ein Schimmer von Hoffnung für das Gelingen des Friedenswerkes vorhanden sei;
2. Bayern in die Lage zu setzen, wenn der Friedensbruch nicht abzuwenden sein sollte, demselben mit allen Kräften entgegen treten zu können und ein-

zustehen für die Rechte des Bundes, die Erhaltung des Bundesfriedens, die geheiligten Rechte der Nation und die Selbständigkeit Bayerns."

Vielleicht wäre Bayern gar nicht in die Lage gekommen, seine Truppen über die eigenen Grenzen zu entsenden, also offensiv mitzuwirken, wenn nicht Österreich auf einmal am 1. Juni zum Bundesstandpunkte zurückgekehrt wäre und die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage den „Entschließungen des Bundes, denen von seiner Seite die bereitwilligste Anerkennung gesichert sei", überantwortet hätte. Preußen sah in diesem Schritt den Bruch der Gasteiner Konvention, welche die Regelung der künftigen Verhältnisse der Herzogtümer nur dem gegenseitigen Einverständnisse der beiden deutschen Vormächte vorbehalten hatte, und ließ am 7. Juni auf Grundlage des früheren Kondominats seinen Gouverneur von Schleswig, den General von Manteuffel, in Holstein einrücken und Flensburg, Kiel und Itzehoe besetzen. Eine Proklamation an die Holsteiner verkündete, daß der König von Preußen beabsichtige, einseitig eine Gesamtvertretung Schleswig-Holsteins gemäß des Prinzipes der Zusammengehörigkeit beider Herzogtümer ins Leben zu rufen, behufs deren Anbahnung auf gesetzlichem Wege bereits Einleitungen zur Einberufung der Stände jedes Herzogtums getroffen seien. Darauf erklärte wieder am 11. Juni Österreich die Besetzung Holsteins durch die Preußen für einen Vertragsbruch und trug beim Bunde, gestützt auf Art. 19 der Wiener Schlußakte, auf die schleunige Mobilmachung des ganzen Bundesheeres mit Ausnahme der zur preußischen Armee gehörigen Corps an. Schon am 14. stimmte die Bundesversammlung über diesen Antrag ab und mit seiner Annahme war der Bundeskrieg gegen Preußen erklärt.

Bayern erfüllte seine Bundespflicht. Zwei Tage lang, vom 8. bis 9. Juni, hatte in der Kammer der Abgeordneten die Adreßdebatte gedauert. Der Entwurf, von der Adreßkommission dem Plenum unterbreitet, lautete:

„Verhängnisvolle Ereignisse, Gefahren, deren Annäherung schon namenloses Unglück über Europa verbreitet, haben der Krone und der Volksvertretung Bayerns zur Zeit eine andere und schwerere Aufgabe gestellt. Daß die Regierungen der beiden mächtigsten Bundesstaaten entzweit sind, daß jene trefflichen Heere, deren Tapferkeit die Schutzwehr Deutschlands sein sollte, sich feindlich gegenüberstehen, ist die letzte Folge in der Entwicklungsreihe jener unheilvollen Thatsachen, welche die erste Abweichung vom Rechtsboden in der Sache Schleswig-Holsteins erzeugt hat. Fortgesetzte Bemühungen, Deutschland die Schmach und den Schaden eines Bürgerkrieges zu ersparen, sichern Ew. Königl. Majestät den Dank des deutschen Volkes, die Achtung der civilisierten Welt und die Zustimmung aller Freunde der Menschheit. Noch ist nicht alle Hoffnung entschwunden, daß die Stimme des Rechtes und der Mäßigung, unterstützt durch die Mitwirkung gleichgesinnter Regierungen, wie durch die Willensäußerung und Thatkraft des deutschen Volkes in letzter Stunde vernommen werde. Mit dem ganzen deutschen Volke will das bayerische den Frieden, es verabscheut den Bürgerkrieg unter jeder Voraussetzung und verdammt es als den schwersten Frevel, wenn er durch verbrecherisches Komplott mit dem Auslande heraufbeschworen wird. In dieser Gesinnung und in der Gewißheit, daß dem Urheber des Friedensbruches der Widerstand einer entschlossenen und wohlgerüsteten Notwehr von allen Seiten entgegentreten werde, liegt die wirksamste Beihilfe zu den Friedensbestrebungen Ew. königl. Majestät. So groß und allgemein verbreitet das Bedürfnis nach Frieden ist, nicht unter jeder Bedingung ist dessen Erhaltung zu erstreben. Ein Friede um den Preis deutscher Ehre, deutschen Rechtes, deutschen Landes, ein Friede, diktiert durch den Machtspruch eines europäischen Schiedsgerichts, müßte mit Entrüstung zurück-

gewiesen werden; das bayerische Volk protestiert gegen jeden Versuch, innere Angelegenheiten Deutschlands durch Beschlüsse auswärtiger Mächte zur Entscheidung zu bringen. Deutschlands Zukunft kann nur durch aufrichtige Verständigung der Bundesglieder und durch eine Bundesverfassung gesichert werden, welche der Nation die volle Anteilnahme an der Regelung ihrer Geschicke und ihrer gemeinsamen Angelegenheiten in einem Parlamente einräumt und der Bundesgewalt die Macht verleiht, widerstrebende Elemente niederzuhalten, ohne berechtigte Interessen der einzelnen Stämme zu vernichten. Für diesen Zweck hat jeder Teil die nötigen Opfer zu bringen. Die möglichst beschleunigte Einberufung einer aus freien Volkswahlen hervorgegangenen Versammlung der Vertreter des deutschen Volkes mit der Aufgabe, bei Neugestaltung der Bundesgrundgesetze mitzuwirken und die allseitige Verständigung zu erleichtern, verdient der förderlichsten Unterstützung Ew. Königl. Majestät dringend empfohlen zu werden. Führt die Stunde der Gefahr eine größere Zahl deutscher Mittel- und Kleinstaaten zur Einigung ihrer Kräfte, und gelingt es Ew. Königl. Majestät, in Gemeinschaft mit befreundeten Regierungen einen engeren Verband jener Staaten unter Anteilnahme der betreffenden Volksstämme in parlamentarischer Form zu begründen, so kann eine solche Einrichtung als Ausgangspunkt eines allgemeinen deutschen Parlamentes in der gegenwärtigen Entscheidungsstunde wie in der Zukunft der freien und friedlichen Entwickelung deutscher und europäischer Verhältnisse wesentliche Dienste leisten. Die durch Ew. K. Maj. angeordnete Mobilisierung des bayerischen Heeres war durch die Ereignisse geboten. Abwehr fremder Gewaltthat ist der durch den loyalen Charakter der bayerischen Politik verbürgte Zweck dieser Rüstung. Aber ein anderer Beruf kann ihr werden, wenn der Krieg nicht vermieden und Bayern genötigt wird, zum Schwerte zu greifen. An den Bund ist eine für seine schwache Organisation fast zu schwere Aufgabe herangetreten. Er muß den Bundesfrieden wahren, Selbsthilfe unter Bundesgliedern verhindern und im Falle des Friedensbruches den Angreifer, er sei, wer er wolle, in die Schranken des Rechts zurückweisen. Er darf aber auch das Landes- und Bundesrecht in Schleswig-Holstein nicht preisgeben. Schleswig-Holsteins Sache ist Deutschlands Sache. Die Ehre der Nation und manchen deutschen Mannes Wort ist verpfändet, für die Durchführung des Rechts in dieser Sache einzustehen, bei deren Entscheidung auch für die deutsche Frage mitentschieden wird, ob fortan Gewalt oder Recht die höchste Norm in Bundesangelegenheiten bilden soll. Die Verwicklung der deutschen mit fremdartigen Fragen hat die Schwierigkeiten verdoppelt und Wachsamkeit gegen das Ausland zum Schutze deutschen Gebietes zur Pflicht gemacht. Mag der Krieg zwischen Bundesgliedern ausbrechen oder ein auswärtiger Feind deutsches Bundesgebiet angreifen, kein deutscher Staat darf sich vom Kampfe fern halten. Wer für das Recht nicht mitkämpfen will, begünstigt das Unrecht und verletzt die heiligsten Pflichten gegen den Bund und das Vaterland. Unter dem unzuverlässigen Deckmantel der Neutralität können solche Staaten Schutz suchen, die, an ihrer Lebensfähigkeit verzweifelnd, sich darein ergeben, das Recht zum Mitsprechen beim Friedensschlusse zu verscherzen. Bayern im Bewußtsein des Wertes seiner Selbsterhaltung ist entschlossen zur That. Unter der Führung Ew. Königl. Majestät wird es getreu dem Gebote der Pflicht und der Ehre auf der Seite des Rechtes stehen, bereit, legale Bundesbeschlüsse mitzuvollziehen und unter allen Umständen den heiligen Boden des Vaterlandes, die Rechte der deutschen Nation, die eigene Selbständigkeit und jene pflichttreuer Bundesgenossen mannhaft zu schirmen. Die Stellung, welche Bayern im Interesse Deutschlands einzunehmen hat, fordert die höchste Entwickelung seiner Wehrkraft. Diese ist neben thunlichster Schonung der Steuerkraft und der volkswirtschaftlichen Interessen nur in einem Wehrsysteme möglich, welches das ganze waffenfähige Volk kriegstüchtig macht. Wir vertrauen zu der allerhöchsten Fürsorge, daß, sobald es die Zeitverhältnisse erlauben, der Übergang zu einem solchen System im gesetzlichen Wege eingeleitet werde. Die zugesicherten Gesetzesvorlagen werden wir gewissenhaft prüfen und die zum Schutze des Vaterlandes erforderlichen Mittel zur Verfügung stellen. Stark im Bewußtsein des redlichen Willens

und der guten Sache erhoffen wir deren endlichen Triumph von dem höchsten Lenker der Weltgeschicke, der ein Gott der Gerechtigkeit ist. Da Fürst und Volk in gegenseitigem Vertrauen und im Entschlusse gewissenhafter Pflichterfüllung zusammenstehen, wird sich Vaterlandsliebe und Hingebung für den Monarchen aufs Neue als Erbgut des bayerischen Volkes bewähren. Die Opferwilligkeit des Volkes, die Treue und Tapferkeit des bayerischen Heeres werden auch in dieser Gefahr die Probe bestehen."

Diesem Majoritätsentwurfe entgegen hatte die vereinigte Linke einen anderen folgenden Inhalts gestellt:

„Daß sich die Regierungen der mächtigsten Bundesstaaten, daß sich jene trefflichen Heere, deren Tapferkeit die Schutzwehr Deutschlands sein sollte, kampfgerüstet gegenüberstehen, ist doppelt zu beklagen, wenn man auf den Anlaß des Zerwürfnisses blickt. Denn die unverantwortlichste Nichtachtung des Rechtes der Schleswig-Holsteiner und das hartnäckige Bestreben der preußischen Regierung, wider den Willen der Bevölkerung die Herrschaft in den Herzogtümern an sich zu reißen, hat aufs neue den Beweis geliefert, daß in Deutschland die Fundamentalsätze der Volksfreiheit und des öffentlichen Rechts noch immer nicht festgewurzelt und vor gewaltsamer Anfechtung sicher gestellt sind. Die eifrigen Bemühungen Ew. Königl. Majestät für Erhaltung des Friedens wird das Land mit Dank anerkennen. Nicht immer ist der Friede das höchste Gut; allein aus dem Kampfe, den jetzt die frivole Politik der preußischen Regierung auf deutschem Boden zu entzünden droht, würde nur unberechenbares Unheil entspringen. Nicht auf neuen Grundlagen geeinigt, sondern im Innersten zerklüftet, zerspalten und geschwächt, würde Deutschland aus demselben hervorgehen. In diesem Augenblick wird der Versuch unternommen, durch eine freie Vereinbarung der europäischen Mächte den Frieden zu sichern. Wir dürfen die zuversichtliche Erwartung aussprechen, daß der Vertreter des Bundes, der an diesen Beratungen Teil nimmt, jedem Vorschlage seine Zustimmung verweigert, durch welchen den Herzogtümern Gewalt angethan oder die Frage der Bundesverfassung, die ganz allein zwischen der deutschen Nation und ihren Regierungen geordnet werden muß, vor das Forum des Auslandes gezogen würde. Mit Ew. Königl. Majestät erblicken wir in der Reform des Bundes die einzige dauernde Friedensbürgschaft. Die Haltlosigkeit der bestehenden Bundesverfassung ist in feierlichen Erklärungen von den deutschen Fürsten anerkannt, die Ereignisse der jüngsten Jahre haben ihren inneren Zerfall vor aller Welt bloßgelegt. Es ist hoch an der Zeit, jene Verheißungen endlich zur Wahrheit zu machen, welche dem deutschen Volke so oft gegeben und noch immer nicht erfüllt sind. Es darf nicht länger gezögert werden, der bestehenden Bundesgewalt eine Nationalvertretung an die Seite zu stellen, deren erste Aufgabe die Neugestaltung der Bundesverfassung auf Grundlage des Repräsentativsystems sein wird. Warm und dringend, wie es unsere Pflicht in einem so entscheidenden Augenblicke gebietet, bitten wir deshalb, Ew. Königl. Majestät wolle mit aller Kraft auf die ungesäumte, vorbehaltlose Berufung eines auf Grund des Reichsgesetzes vom 12. April 1849 gewählten Parlaments hinwirken. Bayern soll gerüstet und bereit sein, sich mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft zu erheben, wenn irgendwo der Versuch gemacht wird, deutsches Gebiet verräterisch in fremde Hände zu spielen, oder gewaltsam loszureißen. Es soll gerüstet sein, um die Selbständigkeit der deutschen Staaten, insbesondere der Herzogtümer im Anschlusse an Österreich gegen einen gewaltsamen Angriff, wie immer dieser erfolge, zu verteidigen, wenn für die Absichten der österreichischen Politik, welche so wenig wie die preußische Vertrauen einflößt, sichere Bürgschaften gegeben sind. — Dies sind die drohenden Eventualitäten, gegen welche das bayerische Volk ebensowohl in treuer Erfüllung seiner Bundespflichten als zur Wahrung seiner höchsten Interessen die ihm angesonnenen großen Opfer bereitwillig bringen wird. Gestatten jedoch Ew. Königl. Majestät der Landesvertretung, pflichtgetreu und freimütig auch darauf hinzuweisen, daß manche Erwartungen unerfüllt geblieben

sind, mit welchen wir der Eröffnung dieses Landtages entgegensehen durften. Wir hatten auf die Zusage gehofft, daß diejenigen Reformen der Heeresverfassung, für deren Notwendigkeit der Beschluß der Abgeordnetenkammer vom 14. September 1863 sich ausspricht, nunmehr ohne Verzug ins Leben treten sollen. Das Land ist mit einem Militärbudget belastet, das nahezu ein Dritteil der Staatseinnahmen verschlingt, und demungeachtet, sobald der Fall eintritt, wo die Leistungen des Heeres wirklich in Anspruch genommen werden, so enorme Zuschüsse erheischt, wie sie in dem uns vorliegenden Entwurfe gefordert sind. Nur durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, Abkürzung der Dienstzeit und militärische Vorbildung der Jugend wird es gelingen, die Wehrhaftigkeit des Volkes ohne Zerrüttung seiner ökonomischen Kräfte vollständig zu entwickeln. Ein Augenblick, in welchem die Schäden des bestehenden Systems so klar ins Licht treten, sollte nicht vorübergehen, ohne wenigstens zur Grundlegung neuer und besserer Einrichtungen den entscheidenden Anstoß zu geben. Wir hatten endlich der Hoffnung nicht entsagt, daß die erste Thronrede Ew. Königl. Majestät dem bayerischen Volke einen weiteren Fortschritt in der Entwicklung seiner politischen Einrichtungen gewähren werde. — Die Ankündigung freisinniger Reformen würde vom ganzen Lande freudig begrüßt werden und in so schwerer Zeit von zweifach wohlthuender Wirkung sein. Ew. Königl. Majestät vertrauen aber mit Recht in dieser Zeit auf unsere und des ganzen bayerischen Volkes Vaterlandsliebe und Hingebung, auf die Treue und Tapferkeit der Armee. Unter der Führung Ew. Königl. Majestät wird Bayern, dem Gebote der Ehre und der Pflicht folgend, immer bereit sein, den heiligen Boden des Vaterlandes und die Rechte des Volkes mannhaft zu schirmen."

Minister von der Pfordten sprach für den Gedanken der Trias und gegen Neutralität. Bei der Abstimmung wurde der Entwurf der Mehrheit mit 96 gegen 45 Stimmen angenommen, derjenige der Linken mit 97 gegen 44 abgelehnt.

Am 10. Juni entsandte der König seinen Adjutanten von der Tann in besonderer Mission nach Wien und das Resultat dieser Abordnung war die am 14. in Olmütz mit Österreich abgeschlossene besondere Militärkonvention, welche jedoch der König erst am letzten des Monats ratifizierte.

Am 18. Juni debattierte die Kammer über jenen von der Regierung verlangten Militärkredit von 31 Millionen. Er wurde einstimmig genehmigt, auch von der Linken, welche jedoch folgende Erklärung abgab:

„Wir sind nicht einverstanden gewesen mit der Politik, welche die Mehrheit in der Adresse an Se. Majestät den König der Staatsregierung als diejenige bezeichnet hat, für die sie in der gegenwärtigen Krisis der Gutheißung der Volsvertretung sich versichert halten könne. Wir haben auch von der Staatsregierung, weder von ihrer Wirksamkeit für die Berufung eines deutschen Parlaments, noch was die Umgestaltung des bayerischen Wehrsystems, noch endlich was den sonstigen Fortschritt der Entwicklung unserer politischen Einrichtungen im engern Vaterland betrifft, solche Erklärungen und Zusicherungen erhalten, welche uns irgendwie beruhigen und befriedigen können. Gleichwohl werden wir heute dem Gesetz zustimmen, durch welches die Mittel zu den teils schon vorgenommenen, teils noch vorzunehmenden Rüstungen bewilligt werden sollen. Wir werden es thun, weil wir diese Rüstungen zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und des Ansehens des bayerischen Staates, dann zur Wahrung der Integrität des deutschen Gebiets unter den gegenwärtigen Verhältnissen für unvermeidlich erklären. Wir wollen

aber damit, daß wir jenem Gesetz zustimmen, weder unsere Stellung zu der beschlossenen Adresse verändern, oder eine Mitverantwortlichkeit für die Konsequenzen derselben übernehmen, noch irgend eine von den Forderungen aufgeben, welche wir in Beziehung auf die einheitliche Gestaltung Gesamtdeutschlands und auf die konstitutionelle Fortentwicklung des bayerischen Staates, von jeher gestellt haben, und die wir mit um so größerem Eifer zu verfolgen fortfahren müssen, je weniger Aussicht wir haben, daß man uns in deren Erfüllung von freien Stücken entgegenkommen werde. Wir werden insbesondere niemals einer Politik unsere Zustimmung geben, deren Absicht oder Erfolg dahin gehen könnte, nach Herstellung des Friedens die alte, der Nation verhaßte, keiner von ihren Forderungen entsprechende Verfassung des Bundes wieder aufzurichten."

Am 27. Juni beschloß die Bundesversammlung, den Oberbefehl über sämtliche zum 7. bis 10. Bundesarmeecorps gehörige Truppen, mit Ausnahme der sächsischen, dem Prinzen Karl von Bayern in der Weise zu übertragen, daß die oberste Leitung der Operationen der vereinigten Armeen Österreichs und des deutschen Bundes auf Grund des zwischen dem kaiserlichen Oberbefehlshaber und dem bayerischen Feldmarschall zu verabredenden gemeinschaftlichen Planes von dem k. k. österreichischen Oberkommandanten Feldzeugmeister von Benedek auszugehen habe. Prinz Karl übernahm das Oberkommando auch über das achte Bundesarmeecorps mit dem Beifügen: „mit diesen Truppen und diesem Führer wird es mir nicht schwer fallen, jede mir gestellte Aufgabe zu lösen, und dies wird um so leichter sein, da unser Ziel kein anderes ist, als der guten Sache zum Siege zu verhelfen."

Am 25. Juni kam König Ludwig auf einen Tag in das damals in Bamberg befindliche Hauptquartier seiner Truppen. Nach seiner Rückkehr nach München erließ er folgenden Tagesbefehl an die mobile Armee:

„Mein Besuch in euerem Feldlager hat Mir zur größten Befriedigung gedient. Daß Ich nicht alle meine kampfbereiten Truppen besichtigen konnte, das ist es allein, was Ich zu bedauern habe. Euer kriegerischer Geist, eure ganze Haltung gewährt Mir große Genugthuung in einer Zeit, in welcher Bayern, wie das ganze deutsche Vaterland, entscheidenden Ereignissen entgegengeht. Ihr habt den hohen Beruf, den drohenden Gefahren die Spitze zu bieten. Es gilt die Verteidigung unseres guten Rechtes. Dieses Bewußtsein wird auch eure schwere Pflicht erleichtern. Ich baue fest auf euch in der Stunde des Kampfes. Euere Vaterlandsliebe und Tapferkeit werden den Sieg an unsere Fahnen fesseln, Bayerns Kriegsruhm erneuern. Der Dank eueres Königs und des gesamten Vaterlandes wird euere Thaten lohnen. Ich nehme nicht Abschied von euch, denn Mein Geist bleibt in euerer Mitte. Gott geleite Mein braves Heer und seinen hochherzigen Führer, Meinen geliebten Ohm.

München, den 29. Juni 1866.

Ludwig."

Und diesem Tagesbefehl an die Armee folgte zu Schloß Berg, am 30. Juni gegeben, nachstehende Proklamation:

„An Mein Volk!

Der verhängnisvolle Krieg in Deutschland ist unaufhaltsam ausgebrochen.

Es gilt den Kampf aufzunehmen für deutsches Recht und deutsche Ehre, für die eigene Würde und Unabhängigkeit, für die Zukunft unserer großen Nation.

Für diese heiligsten Güter einzustehen, haben die gesetzlichen Vertreter des Landes einmütig erklärt. Das bayerische Volk ist mit Mir in edler Opferwilligkeit, in bewährter Treue und Hingebung. Die Jugend des Landes eilt mit Begeisterung zu den Fahnen.

Unsere brave Armee steht im Felde unter der erfahrenen Führung ihres ritterlichen Feldmarschalls, Meines teueren Großoheims. Sie wird — dessen habe ich Mich freudigen Stolzes bei ihrem Anblick überzeugt — mit frischem Mute in angestammter Tapferkeit kämpfen. Bayern! Wir stehen nicht allein in diesem schweren Streite. Alle bundestreuen Staaten — das mächtige Österreich voraus — sind unsere Kampfgenossen. Unser Ziel aber, es ist der höchsten Opfer wert, — die Erhaltung Gesamtdeutschlands als eines freien und mächtigen Ganzen, gekräftigt durch den Bund seiner Fürsten und die nationale Vertretung seiner Stämme, die Erhaltung Bayerns als eines selbständigen würdigen Gliedes des großen deutschen Vaterlandes. So laßt uns denn mutig und entschlossen in den Kampf gehen, in Liebe und Vertrauen geeinigt, stark durch unsere Verfassung, die alle Stürme überdauern wird. Laßt uns ausharren in der festen Zuversicht, daß der allmächtige Gott der gerechten Sache den Sieg verleiht.

Ludwig."

Mit Blitzesschnelle war schon am 3. Juli die Entscheidung bei Königgrätz gefallen, der Krieg gegen Österreich von Preußen siegreich beendigt. Der Feldzug gegen Süddeutschland zog sich länger hin. Im Gegensatz zu der Geschlossenheit des österreichischen Heeres standen hier die Kontingente von acht souveränen Staaten von der Leine bis zur Donau verteilt, mehr oder weniger unfertig und nur in der Gegnerschaft gegen Preußen einig. Keines derselben war imstande, allein zu widerstehen und doch vermochte nur die äußerste Not, partikulare Rücksichten so weit zu überwinden, daß sechs von jenen sich zu Ende des Feldzugs zusammenfanden. So wurde es den Preußen möglich, mit 47,000 Mann gegen 100,000 die Offensive zu ergreifen und in 47 Tagen 75 Meilen weit, von der Elbe bis zur Jaxt vorzudringen.

Kurhessen wird im bloßen Durchmarsch besetzt, die Kadres des überhaupt noch nicht versammelten Kontingentes retten sich an den Main. Dagegen gelingt es der hannoverschen Armee, sich in schlagfertigem Zustande bei Göttingen zu konzentrieren. In der Richtung auf Süddeutschland stand ihr damals nur eine preußische Division in der Flanke; auf den Marschlinien selbst hatte sie nur ganz schwache Kräfte am Thüringer Wald sich gegenüber. Aber schwankenden Entschlusses versäumte es die hannoversche Führung, sich durch diese Bahn zu brechen. Andererseits erschwerten aber den Preußen die unsicheren Hin- und Hermärsche des Gegners, ihn aufzufinden und zu umstellen; und doch war es von größter Wichtigkeit, diesen Feind im Rücken schnell zu entwaffnen, um sich gegen den in der Front wenden zu können. Vor allem unerwünscht wäre es gewesen, wenn

das hannoversche Heer auf den Boden seines eigenen Landes zurück trat, wo man es dann in einer der Operationslinie nach dem Süden entgegengesetzten Richtung hätte verfolgen müssen.

Wenn daher General von Flies am 27. Juni mit 8000 Mann den 20,000 Mann starken Feind bei Langensalza angriff und mithin festhielt, so war das aus strategischen Gründen vollkommen richtig und bewirkte unmittelbar, angesichts der nun von allen Seiten heran dringenden Übermacht, die Kapitulation der Hannoveraner. So schmerzliche Opfer jenes Gefecht gekostet —, zwei Gegner hatten im tapferen Kampf sich achten gelernt und lag hierin zugleich das Element der Versöhnung.

Schon zwei Tage darauf finden wir die preußischen Divisionen im Vorrücken gegen die noch immer fast doppelt so starken Süddeutschen, welche ihre Vereinigung bei Hersfeld verabredet hatten.

Es war richtig: je weiter die Bundesheerleitung den Sammelpunkt ihrer Streitkräfte nach vorwärts verlegte, um so mehr wurde das Gebiet aller Verbündeten geschützt, den Interessen eines Jeden entsprochen und dadurch auch die Möglichkeit einheitlicher Führung angebahnt. Aber bei diesem Operationsplan war nicht die Schnelligkeit in Rechnung gestellt worden, mit welcher General Vogel von Falkenstein seine Unternehmungen auszuführen gewohnt war. Überdies hatte Prinz Karl von Bayern, während die Kontingente des Prinzen Alexander von Hessen sich noch am Main sammelten, behufs Unterstützung der Hannoveraner eine Bewegung gegen den Thüringer Wald ausgeführt, welche das siebte (bayrische) Korps von dem achten (Württemberg, Baden, Hessen, Nassau) noch mehr entfernte. Die bayerische Armee stieß denn auch auf ihrem Transversal-Marsch zum Rendezvous zunächst allein auf die preußische, gegen deren Spitzen sie mit den erfolglosen Vorpostengefechten bei Dermbach und der Panique ihrer Kavallerie bei Hünfeld debutierte. Der Feldmarschall mußte darauf verzichten, sich mit Gewalt nach vorwärts Bahn zur Vereinigung zu brechen und diese weiter rückwärts verlegen. Die preußische Main-Armee aber folgte ihm nicht, sondern schob sich auf der Fuldaer Straße zwischen beide feindliche Korps hinein.

Als jetzt auch noch die erschütternde Kunde von der österreichischen Niederlage bei Königgrätz einlief, traten die partikularistischen Rücksichten überwiegend in den Vordergrund und das achte Korps kehrte zur Deckung der speziellen Heimat an den Main zurück.

Durch einen glücklich kombinierten Marsch konzentrierte General von Falkenstein seine ganze Streitmacht bei Brückenau und entriß am 10. Juli dem Gegner die sämtlichen Defiléen der fränkischen Saale, welche die Versammlung der Bayern zur Schlacht decken sollten. Nach einem excentrischen Rückzug stand Prinz Karl am 17. bei Schweinfurt mit wenig mehr als der Hälfte seines Korps in einer Stellung, den Main unmittelbar im Rücken, der gesamten preußischen Armee gegenüber.

Aber auch für letztere waren inzwischen die politischen Erwägungen vor den militärischen maßgebend geworden. Obwohl durch das Vordringen der preußischen Waffen bis an den Main Oberhessen, Nassau, Frankfurt und ein Teil von Bayern vom Gegner ganz von selbst geräumt werden mußten, erschien es, nachdem der Krieg

durch die Erfolge Preußens in Österreich überhaupt entschieden war und Friedensverhandlungen in unmittelbarer Aussicht standen, doch erforderlich, jene Gebiete militärisch zu besetzen. Die bereits eingeleitete Bewegung gegen Schweinfurt wurde darum aufgegeben und die preußische Armee setzte sich nach Frankfurt in Marsch.

Der bisherige Mißerfolg hätte den Verbündeten zeigen können, wie unumgänglich nötig es war, alle Kräfte zusammenzufassen, wollte man dem Gegner widerstehen. Die ursprünglich gegen Thüringen beabsichtigte Konzentration wurde 20 Meilen weiter rückwärts nach Mittelfranken verlegt, aber auch diesmal war es weniger ein Entgegenkommen beider Teile, als ein Heranziehen des achten an das siebente Korps, durch welches die Vereinigung bewirkt werden sollte. Prinz Alexander, als Oberbefehlshaber des ersteren, erkannte, daß nur die Behauptung der Mainlinie von Hanau bis Miltenberg seinen schwierigen Flankenmarsch decken könnte und detachierte auf die wichtige Straße durch den Spessart. Aber schon war auf dieser General von Goeben in Anmarsch, schlug am 13. Juli die hessische Division bei Laufach zurück und entriß am 14. der österreichischen das wichtige Defilée von Aschaffenburg, an welchem vorüber das in sich noch nicht versammelte 8. Korps seinen Marsch auszuführen hatte.

Dieser gelang indes wegen der von der Main-Armee eingeschlagenen Richtung auf Frankfurt und am 20. Juli wurde in der That die Verbindung mit den vorwärts Würzburg stehenden Bayern glücklich hergestellt. Die Preußen schienen ihre Ziele erreicht zu haben, von ihnen glaubte darum der Bundesoberbefehlshaber weitere Unternehmungen nicht erwarten zu müssen und beschloß daher, bei der nunmehr gewonnenen numerischen Überlegenheit selbst offensiv durch den Spessart vorzugehen. Wartete man aber preußischer Seite dies ab, so konnte die Armee von ihren Verbindungen mit der Osthälfte Preußens abgeschnitten und durch ein gelungenes Gefecht auf den Rhein zurückgedrängt werden.

In eben dem Augenblick jedoch, wo nach abermaliger Zeitversäumnis der rechte Flügel des verbündeten Heeres die vorerwähnte Bewegung antrat, erschien nach kürzester Rast nach der Besetzung Frankfurts General von Manteuffel mit gesamter Macht vor dem linken. Unter kleinen Gefechten vor der Front konzentrierte der Prinz von Hessen seine Abteilungen hinter der Tauber, aber schon am 14. Juli entriß General von Goeben mit der Brigade Weltzien den Badensern den Übergang bei Wernbach, mit nur einem Teil der Brigade Wrangel den Württembergern, trotz heraneilender Unterstützungen, Tauberbischofsheim, schlug sie am folgenden Tage bei Gerchsheim und bedrohte so den Rückzug des 8. Korps selbst auf Würzburg. Freilich ward dasselbe durch dies kühne Vorgehen des Gegners geradezu auf die Vereinigung mit den Bayern hingedrängt, wenn diese, um es aufzunehmen, sich rechtzeitig versammelten. Allein ihre einzeln heranrückenden Divisionen stießen bei Helmstadt bereits auf die preußische des General von Beyer und wurden aus ihrer Richtung gedrängt. Am 26. trat auch General von Flies hinzu. Die Gefechte wurden bei Üttingen und Roßbrunn fortgesetzt und der Feldmarschall befand sich an diesem Tage zum zweiten Male in der Lage, allein eine Entscheidung mit dem Rücken an den Main-Defiléen annehmen zu müssen. Denn das 8. Korps, welches den linken Flügel der Schlachtstellung bei Waldbüttelbrunn

bilden sollte, war bereits infolge der vorangegangenen unglücklichen Kämpfe im vollen Rückzug hinter den Strom.

Gegen die aufs äußerste gedrängten Bayern hätte jedoch die Division Goeben erst herangezogen werden müssen, welche nach ununterbrochenen Märschen und Gefechten an diesem Tage bei Gerchsheim rastete. Der Angriff unterblieb, nur Würzburg wurde ein paar Stunden lang beschossen und am 27. Juli Abends befanden sich die sämtlichen, aber durch Mißerfolge erheblich geschwächten Abteilungen der Verbündeten in der in ihrer Front völlig unangreifbaren Stellung hinter Würzburg versammelt. Ihr gegenüber stand die preußische Main-Armee zwischen den Kontingenten des 8. Korps und deren Heimat und durch einen einfachen Rechtsmarsch wurden selbst die Verbindungen der Bayern bedroht. Außerdem machte in deren Rücken der Großherzog von Mecklenburg einen raschen Vormarsch auf Bayreuth mit dem 2. Reservekorps. Unter solchen Umständen wurde für den 2. August der Waffenstillstand abgeschlossen, welcher mit dem Frieden endete. Noch am 14. Juni hatte Bayern mit Österreich jene Konvention zur Wahrung seines Territoriums eingegangen, wobei letztere Macht sich verpflichtet hatte, keinen einseitigen Frieden mit Preußen zu machen. Nachdem aber Österreich dies am 26. Juli trotzdem zu Nikolsburg gethan, wäre es für Bayern geradezu selbstmörderisch gewesen, auch seinerseits länger mit dem Friedensschluß zu zögern. Am 22. August wurde auch zwischen ihm und Preußen dieser sanktioniert. Ohne große Entscheidungsschlacht und nur durch Gefechte nach links und rechts hatte Preußen auch auf dem westlichen Kriegstheater seinen Zweck erreicht, daß es am Schluß des Feldzugs im faktischen Besitz des ganzen oder eines erheblichen Teils des Territoriums aller seiner Feinde stand und ihnen die Bedingungen des Friedens vorschreiben konnte. Einheit in der Führung und rastlos thätiges Handeln hatten die numerische Überlegenheit der Gegner ausgeglichen. Aber deren Tapferkeit und Todesmut ließ der Sieger vollste Gerechtigkeit widerfahren: er hatte in den Bayern zumal die angeborne kriegerische Tüchtigkeit erkannt und wußte, daß die Zeit nicht ferne sein würde, wo diese, in einer andern Schule und unter einer andern Leitung, nicht mehr gegen die nordischen Brüder geführt, sondern Schulter an Schulter mit diesen der Stolz des Einen vaterländischen Heeres werden würden. Und eben darum nützte auch Preußen seinen Sieg gegen Bayern nicht in übertriebener, verletzender Weise aus, die verlangte Kriegsentschädigung war nicht unerschwinglich, die gewünschte Gebietsabtretung verhältnismäßig klein. Man bot in Berlin im Gegenteil die Hand nicht zu einer halben, sondern zur ganzen und vollen Versöhnung. Und König Ludwig ergriff diese ohne Rückhalt, mit dem durch die schmerzlichen Erfahrungen des kurzen Feldzugs geläuterten Empfinden eines gut deutschen Herzens. Er sah in dem ihm angebotenen Schutz- und Trutzbündnis mit der nordischen Vormacht, durch welches Preußen den süddeutschen Fürsten ihr bisheriges Gebiet garantierte, sie aber dagegen für den Kriegsfall ihre gesamten militärischen Kräfte dem Oberbefehl des Königs von Preußen unterstellten, das für den Augenblick einzig Richtige für Bayern, für Deutschlands Heil. Noch war der Main, wie man damals sagte, nicht überbrückt, noch durfte man an eine organische Verbindung der süddeutschen Staaten mit dem Nordbund nicht denken, allein die Morgenröte

eines neuen Tages war über Bayern aufgegangen und sein König verstand die Zeichen dieser Zeit.

Durch die Nikolsburger Präliminarien und den Prager Frieden (27. August 1866) war den süddeutschen Staaten die Möglichkeit gesichert, in einen Verein zusammenzutreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleiben und der eine internationale unabhängige Existenz haben sollte. Hätte Preußen nach der Schlacht von Königgrätz vollkommen freie Hand gehabt, so dürfte kaum ein Zweifel obwalten, daß sich die süddeutschen Staaten beim Abschluß des Friedens genötigt gesehen hätten, auch ihrerseits dem neuen Bunde unter Preußens Führung, wenn auch mit einigem Widerstreben, beizutreten. Allein Preußen zwang vor Allem die Rücksicht auf Frankreich, auf einen neuen Gesamtbund vorerst zu verzichten und sich zunächst mit einem norddeutschen zu begnügen. Es liegt auf der Hand, daß Napoleon in seiner Politik nicht von irgend welcher uneigennützigen Zuneigung zu den süddeutschen Staaten geleitet wurde, sondern lediglich von seinem eigenen Interesse, dem ein mächtiges und unter Preußens Führung wenigstens militärisch einiges Deutschland unerträglich sein mußte. Wenigstens Süddeutschland sollte dem preußischen Machteinflusse noch entzogen werden. Allein es zeigte sich bald, daß Frankreich dabei nicht mit den thatsächlichen Verhältnissen gerechnet hatte und es dabei in einem ganz ähnlichen Irrtum, wie im Jahre 1859 in Italien befangen war, als es einen italienischen Bund unter dem Ehrenpräsidium des Papstes anstrebte. Alles, was es erzielte, war, daß es das, was doch geschehen mußte, was nach den großen Ereignissen des Sommers 1866 zu einer absoluten Notwendigkeit geworden war, die Vereinigung des gesamten, österreichischen Deutschlands unter der Führung Preußens nicht um einige Jahre, höchstens, aber sehr unwahrscheinlich, um einige Jahrzehnte, hinausschob und inzwischen die süddeutschen Staaten in eine Lage zwängte, die für sie selbst unmöglich befriedigend sein konnte.

Frankreichs Plan und Wunsch ging offenbar auf Herstellung einer Trias zwischen Bayern, Württemberg, Baden und Hessen. Allein es zeigte sich alsbald, daß diese Idee etwas für Deutschland ganz und gar Unmögliches anstrebte, weshalb dieselbe, die ja schon vordem längst aufgetaucht und genugsam besprochen worden war, es niemals auch nur zu einem Versuche, sie zu verwirklichen, gebracht hatte. Ohne Unterordnung unter eine gemeinsame Gewalt, ohne Verzicht auf die bisherige Souveränität der Einzelstaaten war auch sie nicht möglich und dagegen sträubten sich die Dynastien und der Partikularismus jener, während die nationale Strömung von der ganzen Trias überhaupt nichts wissen wollte. Wenn ein süddeutscher Bund neben dem norddeutschen überhaupt einen Sinn und eine gewisse Berechtigung haben sollte, so war dies nur unter der Voraussetzung der Fall, daß die Institutionen dieses Bundes sowohl als der ihn bildenden Staaten im Gegensatz zu dem von Preußen geleiteten Bund in durchaus liberalem, volkstümlichen, demokratischen Sinne teils gestaltet, teils umgestaltet wurden; dies lag so augenscheinlich auf der Hand, daß es gar nicht zu verwundern war, wenn die demokratische Partei sich sofort der Idee bemächtigte und mit allem Eifer auf ihre Verwirklichung drang, aber auch eben so wenig, wenn die

Regierungen der süddeutschen Staaten ihr keinen Geschmack abgewinnen konnten, da sie sich nicht darüber täuschten, daß sie einem derartigen Staats- und Bundeswesen noch viel größere und empfindlichere Opfer zu bringen genötigt wären, als Preußen denjenigen Fürsten zumutete, die mit ihm in dem norddeutschen Bund zusammengetreten waren. So geschah es denn, daß von Seite der süddeutschen Regierungen auch nicht der leiseste Versuch gemacht wurde, den Gedanken eines süddeutschen Bundes zu verwirklichen, ja daß es unter denselben niemals auch darüber nur zu Verhandlungen kam. Es wäre dies ohne Zweifel auch dann der Fall gewesen, wenn die süddeutschen Regierungen sich nicht bereits durch die geheimen Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen zwar nicht unbedingt, aber doch bis auf einen gewissen Grad die Hände gebunden hätten.

Für Hessen, das mit einem Dritteil seines Gebietes bereits im norddeutschen Bund stand, wäre es eine Unmöglichkeit gewesen, mit seinen andern zwei Dritteilen an einem süddeutschen teilzunehmen, der auf ganz anderen, teilweise geradezu entgegengesetzten Grundlagen beruht hätte. In Baden waren Regierung und die Mehrheit der Volksvertretung von Anfang an offen und entschieden für den Beitritt zum norddeutschen Bund, sobald dies überhaupt möglich sein würde. In Bayern sprach sich die zweite Kammer bei ihrem am 27. August erfolgten ersten Zusammentritt nach dem Kriege fast einstimmig dahin aus, „daß durch einen engen Anschluß an Preußen der Weg betreten werde, der zur Zeit allein dem angestrebten Ziele zuführen könne: Deutschland unter Mitwirkung eines freigewählten und mit den erforderlichen Befugnissen ausgestatteten Parlaments zu einigen, die nationalen Interessen wirksam zu wahren und etwaige Angriffe des Auslandes erfolgreich abzuwehren." Unter diesen Voraussetzungen erteilten am 29. August die erste und am 30. August die zweite Kammer dem Friedensvertrag mit Preußen ihre Zustimmung, welcher auch die zum Gesetzentwurf über die Kriegskostenentschädigung folgte. Am 31. August wurde der Landtag vertagt, am 2. September die mobile Armee aufgelöst.

Da faßte noch gegen das Ende des traurigen Jahres der König den im ganzen Lande jubelnd begrüßten Entschluß, die durch den Krieg am meisten bedrängt gewesenen Provinzen Bayerns, die drei Franken, zu besuchen und so persönlich seine Teilnahme an seines Volkes Geschicken zu bezeugen.

Am 10. November, einem Samstage, vormittags 11 Uhr, erfolgte die Abreise von München mit einem Gefolge von 119 Personen, 93 Pferden und 17 Hofwagen. Man hatte die damalige Ostbahn zur Reiseroute gewählt. Ohne Aufenthalt fuhr der Königszug nach Bayreuth, als der ersten Stadt, welche, in die Kriegsmitleidenschaft mit eingezogen, nun der Ehre des tröstenden Besuches des Landesherrn teilhaftig werden sollte. Gegen Bayreuth waren von einigen Seiten Verdächtigungen seines loyalen Verhaltens während der feindlichen Okkupation erhoben worden. Sympathien aus jener Zeit, wo der preußische Adler sein Wappenzeichen gewesen, sollten beim Wiederanblick der diesen tragenden Fahnen lebendig geworden sein. Alles bot darum die oberfränkische Hauptstadt auf, diese Nachrede, die übrigens beim König gar keinen Boden gefunden hatte, zu widerlegen. Sie sprach ihre Treue in einem von 25 weiß-

blau gekleideten Jungfrauen überreichten Sonett aus, das recht herzlich gemeint war. Zwar ging ihm im zweiten Quaträn der Reim aus, aber das war verzeihlich. In englischen Sonetten kommt das auch vor und dann mag man in der Stadt Jean Pauls mehr an den streckverslichen als an den strengrhythmischen Ausdruck gewohnt gewesen sein. Um $^1/_2$6 Uhr abends war die Ankunft des Königs erfolgt und er durch die beleuchtete Stadt zum neuen Schloß gefahren, auf dessen Balkon er noch, vom Jubelruf des dichtgeschaarten Volkes begrüßt, erschien. Der Sonntag und Montag wurden in Bayreuth und teilweise auch auf der Eremitage, auf welcher der König schon als Kind mit seinen Eltern verweilt, verbracht. Am Dienstag den 13. um 10 Uhr vormittags erfolgte die Weiterreise nach der Grenzstadt Hof, wo man um 12 Uhr anlangte. Die Stadt hatte festlichen Schmuck angelegt, prangte abends in festlicher Beleuchtung und der fürstliche Gast wohnte im Saal der Gesellschaft Konkordia einem Konzerte an, zu welchem eine Schleizer Kapelle beordert worden war.

Gerade nach 24 Stunden, Mittwoch den 14. mittags 12 Uhr, verließ der König Hof, um um 3 Uhr 30 Minuten in Bamberg einzutreffen. Hier hatten sich der Stadtmagistrat, das Offizierkorps und sämtliche königliche Behörden, sowie der damals in Bamberg hofhaltende König Otto von Griechenland zum Empfange eingefunden. Letzterer geleitete seinen königlichen Neffen zur Residenz, wo Familiendiner stattfand. Um 7 Uhr abends begann die Illumination der Stadt, welche der König mit dem griechischen Königspaar in den Hauptstraßen durchfuhr. Auf dem Rückwege erstrahlte der alte herrliche Dom Kaiser Heinrichs II. in bengalischem Lichte, die Landwehr brachte einen Fackelzug und Bürgermeister Schneider, wie die Landwehroffiziere, wurden zu huldvoller Ansprache in die Residenz beschieden. Der folgende Tag, der Donnerstag, brachte Audienzen, große Tafel und abends einen Ball der Gesellschaft Konkordia in deren schönem, am Flusse gelegenen Hause, auf welchem der König bis nach Mitternacht blieb. Am 16., dem Freitag, besuchte er den schwer erkrankten Erzbischof von Deinlein, sowie das Schmidt'sche Institut für Porzellanmalerei und hielt um 1 Uhr Mittag auf dem Exerzierplatz Revue über die Garnison, das 5. Infanterieregiment und das 1. Ulanenregiment ab, von wo aus er in das Militärkrankenhaus ritt, um die noch dort befindlichen verwundeten und kranken Soldaten zu besuchen. Am Abend war Festtheater. Der Samstag, der 17., gehörte morgens der Arbeit mit dem Kabinetschef, dann folgten ein Besuch der mechanischen Baumwollenspinnerei, Familientafel am griechischen Hofe, der aber König Otto beizuwohnen durch Unwohlsein verhindert war, und am Abend Hofball, zu welchem 180 Personen geladen waren.

Am Sonntag, dem 18., hörte der König früh noch eine Messe im Domchor, worauf alsbald unter demselben Zeremoniell, mit welchem er empfangen worden war, — nur hatte ihm diesmal die Königin Amalie statt ihres Gemahls das Geleite gegeben — die Abreise nach Schweinfurt erfolgte. Auch hier war das Möglichste zum glänzendsten Empfang, zur patriotischen Begrüßung vorbereitet, ein Triumphbogen am Eingang der Stadt errichtet, alles, was der offiziellen Welt angehörte, Magistrat und Landwehr, Geistlichkeit und Schuljugend, versammelt. Schweinfurt glaubte in erster Linie ein Recht auf den Besuch des Königs zu haben, hatte doch keine Stadt fast seit Beginn

des Krieges so von Durchmärschen, Einquartierungen, Geld- und Naturalaufwendungen zu leiden gehabt — aber ihre Hoffnung wurde bitter getäuscht, der König bedauerte mit kurzen Worten, keine Zeit zu längerem Aufenthalt zu haben, und fuhr unter Kanonendonner und Glockengeläute durch die Stadt nach Kissingen weiter. Eine katarrhalische Affektion, welche er sich in den letzten Tagen zugezogen hatte, und leichte Fieberschauer legten ihm den Wunsch möglichst schnellen Eintreffens in Kissingen nahe, wo er auch erst mehrstündiger Bettruhe pflegen mußte, ehe er die erbetenen Audienzen an die Beamten, Geistlichen, die noch in den Spitälern thätigen Ärzte und barmherzigen Schwestern und Diakonissinnen zu erteilen vermochte. Doch konnte er um 5 Uhr schon wieder an der Hoftafel, zu welcher 24 Einladungen ergangen waren, zugegen sein. Abends wurde ihm eine Serenade gebracht, die geplante Illumination der Stadt aber machte ein heftiges Schneegestöber zu nichte.

Ungünstiges Wetter erschwerte auch folgenden Tags die unter der Begleitung und Führung des Generalstabshauptmanns von Freyberg unternommene Fahrt über das Schlachtfeld jenes 10. Juli, an welchem von den Bayern so todesmutig und doch so unglücklich gekämpft worden war, zur obern Saline, wo Hauptmann von Schlagintweit fiel, zum Kirchhof, der Schritt für Schritt den ihn mit äußerster Zähigkeit Verteidigenden entrissen werden mußte, nach Winkels und Nüdlingen, wohin der nicht mehr aufzuhaltende Rückzug ging. Zu der am Spätnachmittag abgehaltenen Hoftafel war auch Bürgermeister Schultes von Schweinfurt geladen, dem der König seine Anerkennung über das Verhalten der Stadt während ihrer Angst- und Drangzeit aussprach und zum äußeren Zeichen dieser Anerkennung den Kronorden überreichte.

Am 20., am Dienstag, 20 Minuten vor 11 Uhr, wurde Kissingen verlassen und die Reise zu Wagen über Hammelburg, Gemünden und von da wieder mit der Bahn über Lohr nach Aschaffenburg fortgesetzt. Auch in den beiden ersteren Städten erkundigte sich der König eingehend nach ihren Kriegserlebnissen, von denen ja namentlich der Bürgermeister von Hammelburg hinreichend zu berichten hatte. In Aschaffenburg läuteten wiederum die Glocken, überreichten Jungfrauen Blumensträuße, sangen die Gesangvereine die Volkshymne und eine Ehrengarde berittener Bürger geleitete den König nach dem über dem Steilufer des Mains hochaufragenden Schlosse, in dem sein Großvater mit Vorliebe geweilt. Zwischen dem Aufenthalt in Aschaffenburg und dem folgenden in Würzburg lag ein Besuch am verwandten Hof von Darmstadt, für den König eine Erholung von den Anstrengungen der vergangenen und eine vorbereitende Ruhe für die kommenden Tage. Denn auch die weinumkränzte Hauptstadt Frankens wollte dessen Herzog die gebührende Ehre erweisen. Auch sie hatte ja lange genug fremde Fahnen gesehen; lustig flatterten nun die weiß-blauen in der Luft und durch die mit vielen Emblemen geschmückte Ehrenpforte am Bahnhof hielt der König am Samstag den 24. November nachmittags 4 Uhr seinen Einzug in die Stadt. Deren Bürgermeister hatte er schon auf dem Bahnhof versichert, wie es ihn freue, seine treuen Würzburger besuchen zu können. Die freudigen Zurufe der den weiten Residenzplatz füllenden Schaaren dankend erwidernd, zeigte sich der König, gleich nachdem er das Schloß betreten, auf dem Balkon desselben und fuhr selben Abends noch durch die

beleuchteten Straßen zum Theater. Während der Vorstellung ließ er den Direktor Hahn in seine Loge rufen und fragte ihn u. A., welche Rollen er spiele. Als dieser auch den Mortimer in Schillers Maria Stuart nannte, hieß ihn der König einige Stellen rezitieren. Wenn Hahn, der natürlich nicht vorbereitet war, stockte, half jener ihm nicht nur mit den treffenden Stichworten nach, sondern ergänzte die Lücken selbst mit den fehlenden Versen. Ebenso zitierte er folgenden Tags auf dem Harmonieball der Gattin des Direktors ganze Stellen des von ihr an diesem Theaterabend gesprochenen Prologs.

Den poetischen Festgruß der Stadt hatte Professor Dr. Felix Dahn in folgendem schönen Gedicht gebracht:

Fränkischer Markenritt.

Zu Wirzburg hart am Dome, da schläft ein Sänger gut,
In dessen Harfe rauschte viel edler Mannesmuth;
Dieweil von Lenz und Liebe sein ganz Jahrhundert sang,
Von Rosen, Lust und Minne ganz Deutschland widerklang,
Sang er von Recht und Freiheit, vom Kaiser und vom Reich,
Und wie kein Volk an Ehren dem deutschen Volke gleich.
Vertraut ist mir sein Schatte: denn jedes deutsche Leid
Still trag' ich's zu Herrn Walter, dem von der Vogelweid. —
Doch als in dieser Mittnacht ich schritt zu seinem Grab,
Sprach ich: „heia, Herr Walter, heut' heisch ich Botengab'!
Hört Ihr die Glocken läuten, seht Ihr die Banner weh'n?
Hört Ihr den Main, den alten, in stolzern Wogen geh'n?
Seht Ihr die Feuer glasten von jedem Hügelrand?
Der junge Frankenherzog hält Umritt durch sein Land!"
Da sprach der edle Schatte: „Scharf hab' ich ihn beschaut:
Er blickt die hellen Blicke, d'rauf gern ein Volk vertraut. — —
Mich mahnt's an meine Tage, da pflag man Umritts auch; — —
Doch wollt ihr denn ihn üben: übt ganz den alten Brauch!
Wir boten Fest und Freude dem edeln Gaste gern;
Doch auch die ganze Wahrheit entboten wir dem Herrn.
Wir sprachen: „„Hilf, Herr Herzog, deß hast Du reiches Feld,
Denn alles nicht im Lande ist, wie Du willt, bestellt.
Dir bergen bunte Kränze manch morschen Stein des Bau's,
Doch kömmt der Sturm — der findet rasch jeden Riß im Haus.
D'rum schlichte, richte, sichte und hilf, wie gern Du willt,
Daß sieg-getrost wir flehen, wenn's Stürmen stehen gilt.""
So sprecht zu Eurem Herzog zu Euer aller Heil: —
Denn immer ist die Wahrheit der Treue erster Teil!"

Am Sonntag den 25. nahm der König am Gottesdienst im Dom teil und empfing, jeden Einzelnen mit freundlichster Ansprache beehrend, die gemeindlichen Kollegien, die Beamten, das Offizierkorps der Garnison und der Landwehr, sowie den Lehrkörper der Universität. Nach einem Fackelzug besuchte er den von der Gesellschaft Harmonie in ihren prächtigen vollgedrängten Räumen gegebenen Ball. Dafür mußten am Montag den 26. alle geplanten Festlichkeiten sistiert werden, da der König, nachdem er noch des

Morgens auf dem Residenzplatz eine Revue über die Truppen der Garnison abgehalten hatte, durch einen abermaligen heftigen Fieberanfall genötigt wurde, das Bett aufzusuchen, weshalb er auch nicht an der Hoftafel erschien. Ebensowenig war ihm der Besuch des Theaters möglich, in dem eine festlich geputzte, vornehme Gesellschaft ihn bis zum letzten Augenblick vergebens erwartete und für welches er die „Braut von Messina", sowie in den Zwischenakten Aufführung einzelner Musikstücke aus Lohengrin, Rienzi, Tristan und Isolde, befohlen hatte.

Doch trat schon am nächsten Tage eine Besserung ein, so daß der König einen Spaziergang machen und dem russischen Gesandten Audienz erteilen, den Hofkeller und die Militärspitäler besuchen konnte. Die in den letzteren liegenden dekorierten Soldaten erhielten goldene Uhren, die behandelnden Ärzte, welche mit Hintansetzung ihrer Privatpraxis die Pflege in den Würzburger Lazareten sowohl, wie auch in auswärtigen übernommen hatten, Ordensauszeichnungen. Nach der am Nachmittag abgehaltenen Militärgalatafel zog ein großer Fackelzug der Bürger vor die Residenz, deren symmetrische Formen bengalische Flammen prächtig hervortreten ließen, während der königliche Namenszug im Brillantfeuer erschien. Auch die Festung erstrahlte später in bengalischem Licht.

Wie es schon in Kissingen geschehen, so sollten auch in Würzburgs Umgebung die traurigen Erinnerungen an die Unglückstage des Monats Juli nicht vermieden werden. Der König suchte sie am 29. November auf den Schlachtfeldern von Roßbrunn, Helmstadt und Üttingen auf. In letzterem Ort ging er auf den Friedhof, auf welchem die größte Zahl der damals heldenmütig Gefallenen, Bayern wie Preußen, zur Ruhe gebracht worden war, von Grab zu Grab und überreichte der dortigen Gutsherrin, Freifrau von Wolfskeel, die mit ihrer Tochter durch hingebendste Pflege der Verwundeten und Kranken sich ausgezeichnet und diesen ihr ganzes Schloß eingeräumt hatte, eigenhändig das Militärverdienstkreuz. Die Rundfahrt über all die Stätten, die noch so unverkennbar die Spuren des über sie hingegangenen Unheils trugen, hatte den König so ernst gestimmt, daß er es nicht über sich zu bringen vermochte, an jenem Abend noch, wie es geplant war, das Theater zu besuchen.

Der Aufenthalt in Würzburg war um das doppelte der anfänglich in Aussicht genommenen Tage ausgedehnt worden und hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn nicht der Bürgermeister von Nürnberg persönlich beim Monarchen mit der Bitte erschienen wäre, den Nürnbergerinnen nicht die Freude des Festballes zu vereiteln, der bei Nichteinhaltung des Programmes durch die eintretende Adventzeit unmöglich gemacht werden würde. Darum versprach der König seine Wiederkehr nach Würzburg für den Sommer, besuchte vor seiner Abreise noch, wie es auch sein Vater immer zu thun gewohnt war, den alten, fast neunzigjährigen General von Zandt und trat am Freitag den 30. die Weiterfahrt nach Nürnberg an. In Kitzingen wurde ihm durch ein Mädchen ein Gedicht des damals dort noch lebenden Professors Christian Schad überreicht, in dem eine Stelle lautete:

„Als guter Engel durch das Land
Gehst Du zu heilen und zu stillen
Mit rast- und ruheloser Hand,
Wo noch des Kummers Thränen quillen.

Gesegnet sei Dir Hand und Fuß!
Gott schmückt Dich mit der schönsten Krone,
Des Volkes Blick, des Landes Gruß
Folgt Dir auf Weg und Steg zum Lohne!"

In Fürth wurde der Bürgermeister angesprochen und ihm die königliche Anerkennung über die Haltung auch dieser Stadt während der Okkupation ausgedrückt. Gleiche Versicherung empfing gleich auch am Bahnhof der Bürgermeister von Wächter, als der Königszug kurz vor 4 Uhr bei herrlichstem Winterwetter in Nürnberg eingetroffen war. Er habe sich gefreut, sagte der König, nach Nürnberg zu kommen und sich vorgenommen, alle Wunden, die leider der Krieg geschlagen, zu heilen; freuen würde es ihn auch, wenn Handel und Industrie wieder erblühten; für die loyale und taktvolle Haltung Nürnbergs während der preußischen Besetzung müsse er seine vollste Befriedigung aussprechen.

Das Hoflager wurde auf der alten Hohenzollernburg genommen. Um der neubefestigten Freundschaft zwischen den beiden Königshäusern und Staaten einen symbolischen Ausdruck zu geben, hatte König Ludwig in einem Schreiben vom 30. August des Jahres dem König von Preußen angeboten, die ehrwürdige Burg seiner Ahnen gemeinsam mit ihm zu besitzen und bei etwaiger Anwesenheit in Bayern zu bewohnen. Mit Dank nahm König Wilhelm dies entgegenkommende Anerbieten an und wenigstens sein Sohn, Kronprinz Friedrich, hat später davon Gebrauch gemacht.

Am Abend seines Ankunftstages erschien der König noch im Theater, wo die „Afrikanerin" gegeben wurde und er, trotz eines wieder auftretenden Hustens, bis zu dem erst um Mitternacht erfolgten Schlusse blieb.

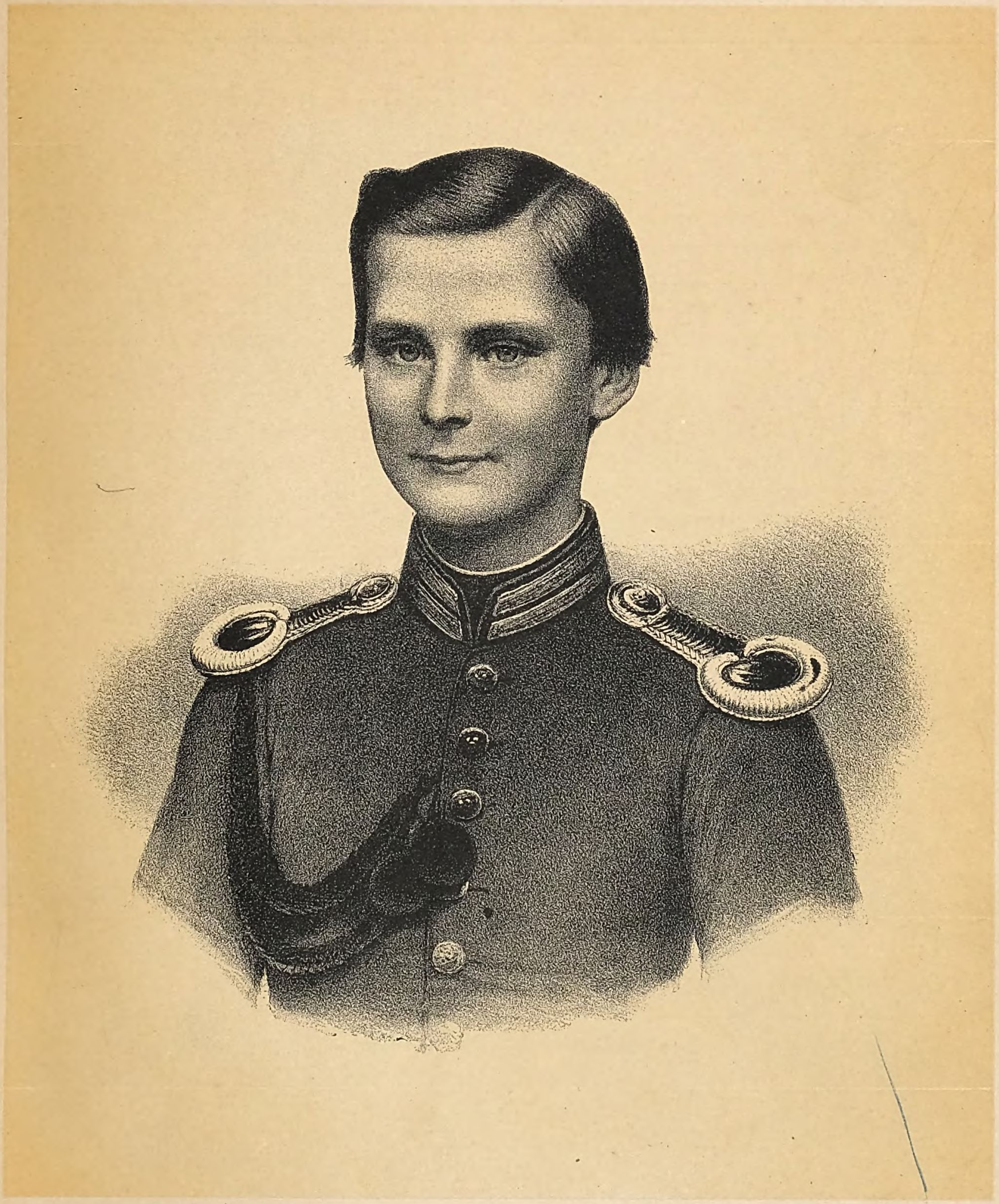
Am Samstag den 1. Dezember brachten die vereinigten Sänger Nürnbergs unter Grobes Leitung dem hohen Burgherrn ein Morgenständchen, worauf Empfang des Offizierkorps, des Regierungspräsidenten von Mittelfranken, von Reichsräten und des Bürgermeisters, der den Michaelsorden erhielt, folgte und Abends 8 Uhr erschien der König auf jenem in der festlich reich geschmückten Turnhalle abgehaltenen Bürgerball, für welchen der Bürgermeister schon in Würzburg eingeladen hatte. „Wir zweifeln", schrieb am andern Tag ein Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung", „ob seit der Einführung der strengen Hofetikette durch Louis le Grand, der nur mit dieser atmen zu dürfen glaubte, ein König je in solcher gemischten Gesellschaft als Ballgast aufgetreten ist und im vollsten Sinne diese so zu beleben wußte, wie es unser jugendlicher Monarch unter wirklicher Aufopferung that. Denn er hüstelte etwas, wohl infolge der nicht geringen Ermüdungen, denen er auf seiner ersten Provinzreise tagtäglich verfallen muß, wenn er überall so wie hier sich allen Anmutungen hingibt. Volle vier Stunden tanzte der König oder unterhielt sich mit Frauen von allen Lebensaltern und mit Herren, die ihm vorgestellt wurden. Er gewann ganz die Herzen unserer Damenwelt. Und er versteht es den Fluß der Rede im Geleise zu erhalten, immer neue Wendungen sinnend, gewöhnliche Worte meidend. Wir hätten den hannoverischen Herrn Hofmarschall hergewünscht, der ein so dickes Buch über das einzig richtige spanisch-deutsche Hofzeremoniell geschrieben, er hätte Stoff gefunden für ein neues Kapitel. Der König erschien als geladener erster Ballgast der Stadt; da wollte nun jeder Mann und jede Frau Zutritt haben; bot man doch, wenn die Karte nicht auf loyalem Weg zu erlangen war, hier und da Besitzern solcher bis zu 10 Gulden. Aber die Karten lauteten nur auf Namen; aber trotz dieser Vorsicht, trotz des großen Raumes konnten die Umgänge

sich nur mit Mühe etwas entwickeln; selbst der König mit seiner stets wechselnden Kolonne sah sich manchmal beengt, worüber er heiter scherzte. Erst nach Mitternacht entfernte er sich, nochmals freundlich dankend, für das ihm zum Geleite zugerufene tausendfache Hoch."

Der Ausgang des Burghofes, wie der Burgberg war stets, von vielen Landleuten namentlich, belagert, die gekommen waren, „um den jungen König zu sehen." Am 2. Dezember gab es wieder Audienzen, darunter an die Deputation der Universität Erlangen und große Hoftafel. Um 7 Uhr abends kam der König von der Burg herab, um die große Illumination zu sehen. Am Fuß der Burg brannte ein riesiges gothisches L mit der Krone, am Rathaus umgaben sprühende Sterne das in Gasflammen gezeichnete bayerische und städtische Wappen. An den Kirchen und auf den großen Plätzen glühten farbige Lichter auf; auch manche Dörfer der Umgebung erschienen, als ob sie in Feuer stünden. Erst gegen 9 Uhr fuhr der König am Theater vor, wo auf allerhöchsten Befehl der „Troubadour" und zwar so vollendet gegeben wurde, daß jener durch den Bürgermeister dem gesamten Personale seinen Dank aussprechen ließ.

Am 3. Dezember machte der König einen Spaziergang durch die Stadt, besuchte die Kirchen und andere Gebäude, gab abermals Tafel und erschien dann im großen Konzert im Rathaussaal. Die Stadtkapelle und die vereinigten Sängerchöre unter Emmerlings und Grobes Direktion brachten die Festouvertüre Beethovens, den Männerchor „An die Künstler" von Mendelssohn, die Ouvertüre zu „Rienzi", Marsch und Chor aus „Tannhäuser", die II. Abteilung der A-dur-Sinfonie von Beethoven, und das Halleluja aus dem „Messias" zur größten Zufriedenheit des erlauchten Zuhörers zur Aufführung.

Auch die Truppen sollten ihren Kriegsherrn sehen; darum hielt der König am Dienstag den 4., mittags 2 Uhr, in Marschallsuniform auf dem Ludwigsfelde große Parade über die Garnison ab, neftelte mit eigener Hand an vier Fahnen das Militär-Denkzeichen von 1866, worauf General Stephan eine Ansprache hielt, die er mit einem von den Truppen jubelnd aufgenommenen Hoch auf den Monarchen schloß. Dieser ließ noch einige Evolutionen im Feuer vornehmen und ritt dann allein mit einem Adjutanten nach Fürth, wo er am Rathaus abstieg und hier vollständig überraschte. Allein die Fürther wußten sich schnell zu fassen. Als der König mit dem Bürgermeister John und dem Rechtsrat Haller das Rathaus verließ, um einen Gang durch die Stadt zu machen, ertönte das Geläute aller Glocken und erstrahlten alle Häuser in schnell improvisirter Beleuchtung; der König besichtigte noch die Synagoge und einige nahe gelegenen Fabriken und fuhr dann mit der Ludwigsbahn wieder nach Nürnberg zurück, um noch im Theater, dort stürmisch begrüßt, dem „Fidelio" anzuwohnen. Der folgende Tag, der 5. Dezember, galt dem Besuch industrieller Etablissements, wie der Bleistiftfabrik von Faber in Stein, der Zeltnerschen Ultramarinfabrik und der Cramer-Klettschen Eisengießerei. Letztere betrat der König in dem Augenblick, als die Arbeiter die riesige Form seines Namenzuges mit der Krone mit flüssigem Eisen von oben durch einen Kanal voll laufen ließen, was bei der bereits eingetretenen Dunkelheit einen prachtvollen Anblick gewährte. Eine volle Stunde weilte König Ludwig mit besonderem



Prinz Otto von Bayern

im Alter von 17 Jahren.

Interesse trotz des betäubenden Maschinenlärmens in der in einer Stunde $^1/_4$ Million Stifte liefernden Stiftfabrik. — Auch die Universitätsstadt Erlangen sollte mit dem königlichen Besuche überrascht werden. Am 6. Dezember nachmittags 2 Uhr begab sich der König dahin, der akademische Senat und die Studentenschaft fanden sich rasch zur Huldigung für den erhabenen Rector magnificentissimus zusammen.

Der Freitag, der 7., wurde wieder mit Audienzen, so auch an die Deputation des Lehrervereins, und Besichtigung verschiedener Anstalten verbracht. Mit großer Aufmerksamkeit wohnte der König der Zusammensetzung des eben vollendeten Keppler-Denkmals in der Lenzschen Erzgießerei bei, besah sich in der Kunstgewerbeschule das Atelier Meister Krelings und die Sammlungen des Germanischen Museums, in welchem Direktor von Essenwein den Führer machte. Auch die Fleischmannsche Papiermaché-Fabrik wurde der Ehre des allerhöchsten Besuches gewürdigt.

Auf diesen Gängen war der König von seinem Bruder begleitet, welchen er, von dem Aufenthalte in der alten Noris so befriedigt, eingeladen hatte, an den letzten Tagen dieses teilzunehmen. Prinz Otto war am 5. dieser Einladung gefolgt und Mittags auf der Burg eingetroffen. Das Interesse und die Huldigungen der Bevölkerung teilten sich nun zwischen den beiden fürstlichen Brüdern. Hatte schon die ideale Erscheinung des älteren, des Königs, alle Herzen erobert, so fielen dem jüngeren, der in noch größerer Schönheit zu blühen schien, fast noch mehr Triumphe zu. Auch Prinz Otto war, wo und gegen wen er verkehrte, von bezaubernder Liebenswürdigkeit. So auch bei der großen Tafel, die am 8. gegeben wurde, und bei dem zweiten Konzert im Rathaussaal, das Abend desselben Tages König und Prinz besuchten, und dessen Hauptnummer die Beethovensche Musik zu „Prometheus" war.

Am Samstag den 10. Dezember, mittags 2 Uhr, verließen die hohen Herrschaften Nürnberg unter den Versicherungen huldvollsten Dankes für die Aufnahme, die sie dort gefunden und dem Versprechen baldiger Wiederkehr, ein Versprechen, das dort und anderswo nie mehr eingelöst werden sollte.

Reiche Geldspenden waren in allen vom König berührten Städten für die Armen und Kranken an die Bürgermeister ausgehändigt worden. Mit dem gleichen festlichen Gepräge, mit dem die Königsreise ihren Anfang genommen hatte, ging sie auch ihrem Ende zu. Auch auf dem Rückweg wurde der König an allen Stationen, namentlich in Augsburg, freudig begrüßt, in München selbst jubelnd empfangen. Und gleicher Empfang wurde ihm am Abend auch im Theater, das er noch besuchte.

Wir haben uns so lange bei dieser Königsreise und ihrer Einzelnschilderung aufgehalten, weil sie die einzige war und geblieben, die König Ludwig in seinem Lande unternommen. Mochte er vielleicht auch in späteren Jahren noch ähnliche Entschlüsse gefaßt haben, zur Ausführung sind sie nicht gekommen. Immer mehr versagte ihm die Kraft, Gedachtes und Geplantes auch zu verwirklichen. Und wie wäre es für ihn ein moralischer Gewinn gewesen, öfter, in der persönlichen Vertrautheit, die er allenthalben in jenen Wintertagen gezeigt, seinem Volke nahe zu treten. Es war König Ludwig Bedürfnis, sich geliebt, verehrt, umhuldigt zu sehen und überall hätte er erfahren können, daß ihm die Herzen seiner Unterthanen entgegenschlugen — aber er

hat auch nie mehr den Versuch gemacht, sich davon zu überzeugen. Einmal noch war ihm diese Überzeugung unwiderstehlich nahe gelegt: damals, als ihn am 16. Juli 1871 an der Seite des Siegers von Wörth, des deutschen Kronprinzen, der Jubel seines heimkehrenden, durch das Siegesthor einziehenden, lorbergeschmückten Heeres grüßte. Damals galt die Begeisterung der Tausende und Abertausende ihm so gut, wie dem neben ihm haltenden Hohenzoller. Und hätte Ludwig II., der Seneschall der neuen deutschen Kaiserkrone, es über sich gewinnen können, dazumal gleich von München nach Berlin zu gehen und auch da den Siegesfeierlichkeiten beizuwohnen, er hätte auch dort sicherlich alle Ehren zu gleichen Teilen mit dem alten Kaiser empfangen, die volle Befriedigung stolzen Herrscherbewußtseins gefunden und vielleicht ein gutes Stück seiner unheilvollen Menschenscheue verloren.

Bis zu jenem wichtigen Tage, da in Nikolsburg der Friede zwischen Bayern und Preußen geschlossen ward, hatte sich König Ludwig II. in seinem königlichen Thun streng innerhalb der Tradition seines Vaters gehalten, hier war der Scheideweg für ihn. Nicht die zwingende Art, welche ja jedem Friedensschluß anhaftet und dem fruchtlos Kämpfenden ein schmerzlich Entweder-Oder auferlegt, war es, welche etwa widerwillig den jungen Monarchen in fremde Bahnen und unerwünschte Allianzen trieb. Aus eigenem Antriebe, aus der gewissenhaften Überzeugung, was Bayern zunächst und Deutschland im allgemeinen notthat, wurde das ganze Ministerium mit Männern besetzt, die einer neuen Zeit entschieden huldigten. Am letzten Tage des Jahres, am 31. Dezember 1866, rief er, nachdem Minister von der Pfordten am 29. die nachgesuchte Entlassung erhalten hatte, gerade den Mann an die Spitze der Regierung, welcher stets für den nordischen Anschluß gegen die österreichische Politik gestritten hatte und als spezifischer „Preußenfreund" verschrieen war, den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe. Das Programm dieses ebenso lichtvollen wie edlen Staatsmannes ging auf Gründung eines „Verfassungsbündnisses" zwischen den süddeutschen Staaten und dem norddeutschen Bunde unter preußischem Präsidium aus. Er übernahm das Ministerium des Äußeren und des königlichen Hauses.

Ein zweiter, nicht minder wichtiger Platz, der des Kriegsministeriums, war bereits am 1. August — während der letzten Kriegsstadien um Würzburg — durch den Generalmajor Freiherrn v. Pranckh besetzt worden. In der That waren die Erfahrungen, welche man sowohl betreffs der Ausrüstung wie der Führung der in ihrem Material so tüchtigen und trotz aller Mißerfolge bewährten Armee gemacht hatte, zu trübe, um nicht fortan einen Mann von größter Umsicht und Energie zur Besserung und Heilung der bloßgelegten Schäden zu berufen. Pranckh löste diese Aufgabe glänzend. Ihm ist nicht blos die Reorganisation der ganzen bayerischen Wehrverfassung, sondern auch eine

ebenso patriotisch treue wie großsinnige Haltung in dem Augenblicke zu verdanken gewesen, wo an Bayern die erste und gewaltigste Prüfung in der neu anbrechenden Epoche herantrat.

Der Dritte im Bunde war der bisherige Kabinetssekretär des Königs, Johann v. Lutz, von Hohenlohe zum Justizminister, dessen Portefeuille nach der am 27. April erfolgten Entlassung des unhaltbar gewordenen reaktionären Ministers von Bomhard fast fünf Monate lang erledigt gewesen, vorgeschlagen und vom König am 18. September ernannt.

Dieser Trias vornehmlich ist die Neugestaltung Bayerns, diesen Männern zumeist ist es zu danken, daß der Main überbrückt wurde, daß das deutsche Einheitswerk unter dem Kanonendonner von Paris zustandekam.

Aber diese Zeit der Erfüllung längst gehegter nationaler Wünsche schien zu Anfang des Jahres 1867 doch noch ziemlich fern zu liegen.



Fürst Chlodwig von Hohenlohe.

Man hat sich in Deutschland seit dem Wiederaufleben der Bewegung für eine gründliche Umgestaltung der Bundesverhältnisse durch Schaffung eines Parlaments und einer starken Zentralgewalt vielfach der Ansicht hingegeben, daß die deutsche Frage ausschließlich und lediglich eine innere Angelegenheit der Nation sei und daß das Ausland nicht nur keine Berechtigung habe, sich in dieselbe einzumischen, sondern daß dies auch kaum ernstlich zu befürchten stehe. Zwei Momente mögen zu dieser Anschauung hauptsächlich geleitet haben. Einmal nämlich war sie von dem Bewußtsein getragen, daß die deutsche Nation zunächst und in erster Linie eine bessere Ordnung ihrer rein innern Zustände anstrebe, als deren sie sich unter dem alten Bundestage erfreute und daß sie, wenn sie allerdings außerdem auch eine andere Stellung nach außen verlange, doch unter allen Umständen nur defensive Zwecke im Auge habe und nicht daran denke, irgend einen ihrer Nachbarn anzugreifen. Das andere Moment mochte die Überzeugung bilden, daß keine Macht es wagen, auch keine stark genug sein würde, dem entschlossenen Willen einer Nation von vierzig Millionen Seelen entgegenzutreten. Die praktischen Politiker waren aber kaum jemals dieser Ansicht und täuschten sich auch darüber keinen Augenblick, daß einer Lösung der deutschen Frage von außen zum mindesten ebenso große Schwierigkeiten entgegenstünden, wie in den inneren Verhältnissen. So weit es sich darum handelte, ein deutsches Parlament einzuberufen, mochten die Großmächte vorerst zusehen; darüber hatte die Erfahrung sie hinreichend belehrt und auch im Hinblick auf die mannigfachen Parteiansichten und Parteikämpfe in Deutschland auch

beruhigt. Aber zugleich mit dem Rufe nach einer deutschen Volksvertretung war ja auch der nach einer Zentralgewalt erhoben worden und diese Seite der Frage war es, die sie nicht gleichgiltig lassen konnte. Für die Großmächte mußte alles darauf ankommen, wie diese Zentralgewalt gebildet wurde. Wurde sie föderativ zusammengesetzt, so konnte sie ihnen keine große Gefahr bringen, denn dann blieb ja der alte Antagonismus zwischen den beiden Vormächten unter sich wie zwischen den um ihre Selbständigkeit besorgten Mittelstaaten, folglich Deutschland schwach wie bisher, jedenfalls nicht wesentlich stärker.

Eine ganz andere Tragweite hatte dagegen die Frage, wenn es sich um die Schaffung einer starken, einheitlichen Zentralgewalt handeln sollte. Eine solche, gleichviel ob sie in die Hände Österreichs oder Preußens gelegt werden mochte, der aber doch zum mindesten die oberste Leitung der Diplomatie, sowie die Führung der gesamten deutschen Streitkräfte übertragen werden mußte, bedeutete nicht mehr oder minder als eine vollständige Verschiebung der bisherigen Machtverhältnisse, auf der das System Europas beruhte. Eine solche Zentralgewalt, überhaupt die Schaffung einer wirklichen deutschen Macht, konnte unmöglich dem Interesse Rußlands, noch dem Frankreichs entsprechen. Beide trösteten sich damit, daß die Gefahr keine drohende sei und daß ihr jedenfalls ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden rivalisierenden deutschen Großmächten vorangehen müsse und daß der Ausgang desselben wenigstens zweifelhaft sei, höchst wahrscheinlich aber zunächst die Schwächung beider zur Folge haben würde.

Die Schlacht von Sadowa und Königgrätz entschied anders. Dem genialen Staatsmanne, der an der Spitze Preußens den Krieg von 1866 vorbereitete, war es gelungen, die beiden ausländischen Großmächte zu einer vorläufigen „aufmerksamen“ Neutralität zu bewegen, bis es zu einem rechtzeitigen Eingreifen zu spät war. Rußland machte gute Miene zum bösen Spiel, in der Hoffnung, nach anderer Seite hin dabei seine Rechnung finden zu können. Frankreich aber mußte sich begnügen, blos diplomatisch und vermittelnd aufzutreten, um wenigstens Österreich und Sachsen intakt zu erhalten und den süddeutschen Staaten eine „internationale Unabhängigkeit“ zu sichern, wogegen es Preußen allerdings Hannover, Kurhessen, Nassau und Schleswig-Holstein gänzlich zu überlassen genötigt war. Frankreich, zu dessen Politik es seit Jahrhunderten gehörte, Deutschland in seiner Zersplitterung und damit in seiner Schwäche zu erhalten, fühlte sich durch die Ereignisse von 1866 in seinen eigensten Lebensinteressen bedroht und die Thatsache, daß es sich selber so bitter getäuscht hatte und daß es, in dieser Täuschung befangen, hatte geschehen lassen, was es allerdings vielleicht hätte verhindern können, brannte ihm schwer auf der Seele. Unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz war es nicht in der Lage gewesen, dem siegreichen Preußen sofort entgegenzutreten und den Versuch zu wagen, dasselbe alsbald auch wieder niederzuwerfen. Aber diesem Preußen, trotz seiner neuen Erwerbungen und samt dem norddeutschen Bunde an Volkszahl doch noch immer überlegen, schien es seither in Zweifel zu sein und zu bedenken, ob es nicht, was im ersten Augenblick allerdings nicht ratsam gewesen, später, nachdem es die notwendigen Vorbereitungen getroffen, vielleicht auch Bundesgenossen gefunden

haben würde, dennoch unternehmen solle, zumal wenn Preußen auch nur die geringste Miene machen würde, das anerkannterweise nur halb zustande gebrachte Werk vollenden und auch nur mit einem Schritt über den Main gehen zu wollen. Diese Ungewißheit war es, welche die europäische Situation während des ganzen Jahres 1867 und noch darüber hinaus beherrschte.

Selbstverständlich konnten sich auch die einzelnen deutschen Staaten, namentlich die süddeutschen, dem Druck dieser Verhältnisse nicht entziehen. Selbst die historische Entwicklung von Jahrhunderten, während welcher die Ausbildung des Partikularismus den nationalen Gedanken vollständig überwuchert hatte, schien dem sofortigen Beitritt der vier süddeutschen Staaten zu dem norddeutschen Bund, um ihn zu einem gesamtdeutschen zu machen, entgegenzustehen. Die Regierungen, die Badener ausgenommen, waren froh, ihre bedrohte Souveränität wenigstens wesentlich intakt erhalten zu haben, wenn sie auch nicht verkennen konnten, daß ihre isolierte Lage auf die Dauer nicht haltbar sei. Nun, die Zukunft mochte neue Lagen und dann auch neue Entschlüsse bringen. Für jetzt glaubten sie, durch den Abschluß der Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen dem nationalen Interesse genug gethan zu haben und richteten sich für sich ein, wie es der Augenblick zu verlangen schien, vor allem bemüht, die Wunde zu heilen, die ihnen der unglückliche Krieg geschlagen hatte. Von dem „süddeutschen Bunde", den ihnen gleichfalls der Prager Friede und Frankreich gewissermaßen oktroyiert hatte, war im Ernste gar keine Rede. Dem ganzen Gedanken stand der Partikularismus nicht nur der Regierungen, sondern auch der Bevölkerungen gerade so gut entgegen, wie einem Eintritt in den norddeutschen Bund. Denn auch die letzteren waren über die Frage des dermal Notwendigen sehr geteilter Ansicht. Man konnte drei oder vier mehr oder minder scharf gesonderte Parteien unterscheiden, von denen auch nur je zwei kaum zu gemeinsamen Handeln sich verständigen mochten, ohne ihren Grundsätzen Gewalt anzuthun. Sieht man nämlich von der eigentlichen Regierungspartei, die in jedem der vier Staaten wieder einem besondern, merklich von einander abweichenden Zuge folgten, ab, so gab es daneben noch eine, wir wollen sie nennen, national-liberale, ihr gehörte der größte Teil Hessens, in Württemberg und Bayern etwa ein Drittel der Bevölkerung an, so daß sie im letzteren Lande auch mit einem Drittel der Stimmen vertreten war. Dagegen war in Bayern die Zahl der in Württemberg ihren Hauptsitz habenden demokratischen Partei ziemlich klein, während wiederum hier die katholisch-ultramontane ihre vornehmste Stütze hatte. Die National-Liberalen strebten den Eintritt in den



Generalmajor Freiherr von Pranckh.

norddeutschen Bund, mit oder ohne Bedingungen, an. Die Demokraten warfen sich auf die Idee des Südbundes, weil sie darin den besten Damm gegen Preußen und dessen monarchisch-militärischen Zug und zugleich das Mittel, ihr Ideal, eine Militärorganisation nach dem Muster des schweizerischen Milizsystems zu verwirklichen, erkannten. Die katholisch-ultramontane Partei hielt sich vorerst noch mehr abseits und ihrer Natur nach übte das nationale und politische Moment nur einen mehr untergeordneten Einfluß auf ihr Verhalten aus: ihren kirchlichen und kirchlich-politischen Zwecken mochten unter Umständen Nordbund, Südbund oder starrer Partikularismus gleichmäßig entsprechen und es mußte von den Umständen abhängen, auf welche Seite sie sich zeitweilig schlagen mochte. Daß bei dieser Zersplitterung eine Lösung schwierig war, die Dinge vielmehr notwendig und auf längere Zeit in der Schwebe bleiben mußten, lag auf der Hand.

Zunächst suchten sich die süddeutschen Regierungen über die Militärfrage unter sich zu vereinbaren. Die traurigen Erfahrungen des letzten Jahres und jene Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen hatten eine durchgreifende Umgestaltung ihrer Wehrkräfte unumgänglich notwendig gemacht. Am 3. Februar lud eine Depesche des Fürsten Hohenlohe Württemberg, Baden und Hessen ein, sich auf einer Konferenz über gemeinsame Grundzüge einer neuen Kriegsverfassung zu verständigen. Der Vorschlag wurde angenommen und die Konferenz vom 3.—5. Februar in Stuttgart abgehalten, die sich denn auch über die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die möglichst übereinstimmende Formation der Truppenkörper und desgleichen mehr einigte. Von nachhaltiger Bedeutung war sie nicht. Aber der gute Wille jeder Regierung, nicht nur die Neuorganisation ihrer Armeen überhaupt vorzunehmen, sondern sie auch mehr oder weniger den preußischen Einrichtungen anzupassen, bestand und namentlich die bayerische legte ernstlich Hand an's Werk.

Aber auch in Bezug auf die bundesstaatliche Stellung zu Preußen und dem Nordbund schien sie so weit als möglich vorgehen zu wollen. Am 8. Januar war der Landtag wieder zusammengetreten, welchem die Regierung sofort die ersehnten Entwürfe für die gesamte sogenannte Sozialgesetzgebung vorlegte. Am 14. beantragte die Linke eine Adresse an die Krone bezüglich des Verhältnisses zu Norddeutschland mit dem direkten Ziele, den Beitritt der süddeutschen Staaten zum Nordbund erfolgen zu lassen, „noch ehe die Verfassung jenes Bundes endgiltig festgestellt sei, damit Regierungen und Volk der Südstaaten auf diese Feststellung nicht ohne Einfluß bleiben möchten." Fürst Hohenlohe gab hierauf bei der Debatte über diesen Antrag am 19. Januar im Namen des Gesamtministeriums folgende bedeutsame Erklärung ab:

> „Der Ihnen vorliegende Antrag gibt mir die erwünschte Gelegenheit, die Stellung zu bezeichnen, welche die Staatsregierung der deutschen Frage gegenüber einzunehmen beabsichtigt. Ich werde versuchen, dieses mit möglichster Bestimmtheit zu thun. Nach der Auflösung des deutschen Bundes und mit Austritt Österreichs aus Deutschland ist die Stellung der deutschen Mittelstaaten vollkommen verändert und unleugbar gefährdet. Ich unterlasse es, einen Rückblick auf die bayerische Politik der letzten Jahre zu werfen und zu untersuchen, ob Bayern Mittel und Gelegenheit geboten waren, dieser gefahrvollen Wendung vorzubeugen. Die praktische Politik ist angewiesen auf die Thatsachen der Gegenwart; die Vergangenheit kann

sie der Beurteilung der Geschichte überlassen. Meine Herren! Ich habe zu verschiedenen Zeiten die Gelegenheit gehabt, mich über das Verhältnis Bayerns zu Deutschland auszusprechen und habe dies stets mit größter Offenheit gethan. Ich bezeichne auch heute noch als den Zielpunkt der bayerischen Politik: die Erhaltung Deutschlands, Einigung der Gesamtzahl der deutschen Stämme und soweit dies nicht möglich, der größeren Zahl derselben zu einem Bunde, geschützt nach Außen durch eine kräftige Zentralgewalt und im Innern durch eine parlamentarische Verfassung, unter gleichzeitiger Wahrung der Integrität des Staates und der Krone Bayerns. Wenn ich nun diesen Bund als den Zielpunkt der bayerischen Politik anerkenne, so darf ich mich doch der Wahrnehmung nicht verschließen, daß ein solches Ziel jetzt und unmittelbar nicht zu erreichen ist. Preußen war beim Abschluß des Prager Friedens veranlaßt, sich auf die Bildung eines engeren Bundesverhältnisses nördlich von der Linie des Maines zu beschränken und hat diese Beschränkung durch Unterzeichnung des Friedensvertrages als für sich bindend anerkannt. Sie können diese Thatsache beklagen, Sie werden aber die Folgen nicht bestreiten können, welche sich daran knüpfen. Es folgt daraus, daß Preußen jeden Versuch der süddeutschen Staaten, der auf den Eintritt in den norddeutschen Bund gerichtet wäre, zurückweisen muß. Es folgt daraus ferner, daß die Staatsregierung nicht versuchen kann, über die Vereinigung Bayerns mit dem norddeutschen Bunde in Unterhandlungen zu treten. Ich muß überdies eben so offen aussprechen, daß die Entwicklung der norddeutschen Bundesverhältnisse, wie sie sich jetzt gestaltet, eine so entschiedene Hinneigung zum Einheitsstaate bekundet, daß ich es mit der Würde des Landes und den Pflichten der Staatsregierung nicht vereinbar halte, den bedingungslosen Eintritt in diesen norddeutschen Bund anzustreben. Ich wenigstens würde einem solchen bedingungslosen Eintritt meine Stimme nicht geben und die Verantwortung desselben nicht übernehmen. Auch glaube ich nicht, daß man sich bei der Bildung des norddeutschen Bundes durch die Rücksicht auf den Süden von Deutschland aufhalten lassen wird. Ebenso wenig wird man im gegenwärtigen Augenblick zu Gunsten des Eintrittes der süddeutschen Staaten Modifikationen in der Gestaltung des norddeutschen Bundes vornehmen. Wir dürfen uns nicht täuschen, die Entwicklung Deutschlands auf dem Wege der Einigung schreitet nur langsam vorwärts. Wenn ich nun die Schwierigkeiten anerkenne, die der organischen Wiedervereinigung der deutschen Stämme in den Weg treten, so bin ich doch anderwärts fest entschlossen, mich jedem Schritt entgegen zu stellen, der die Erreichung des von mir bezeichneten Zieles verhindern könnte. Die Staatsregierung wird keinen südwestdeutschen Bund unter dem Protektorat einer nichtdeutschen Macht schließen. Ein solches Bündnis ist in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einfach eine Unmöglichkeit. Ebenso ist Bayern nicht in der Lage, ein Verfassungsbündnis süddeutscher Staaten unter der Führung Österreichs abzuschließen. Wenn ich den Gang der Entwicklung der innern Zustände Österreichs richtig beurteile, so scheint mir das deutsche Element mehr in den Hintergrund zu treten und die Regierung mehr ihre Stütze in den außerdeutschen Elementen der Monarchie zu suchen. Ein Verfassungsbündnis mit einem so gestalteten Österreich erscheint weder wünschenswert, noch ausführbar. Wohl aber werde ich es mit Freuden begrüßen, wenn die österreichische Monarchie aus den inneren Kämpfen, in welchen sie begriffen ist, gekräftigt und gestärkt hervorgeht, damit sie ihre zivilisatorische Mission als östliche Grenzmacht erfüllen könne. Ich werde mich bemühen, darauf hinzuwirken, daß die freundschaftlichen Beziehungen Bayerns zu Österreich erhalten und gefördert werden. Meine Herren! Die Staatsregierung wird auch nicht die Hand bieten zur Billigung eines in sich abgeschlossenen südwestdeutschen Bundesstaates, weil unzweifelhaft eine Übereinstimmung der Regierungen und Bevölkerungen in dieser Beziehung nicht zu erreichen ist, und weil ein solcher Bundesstaat die Kluft zwischen dem Süden und Norden von Deutschland noch erweitern würde. Wenn ich aber erklärt habe, daß die Staatsregierung keinen Schritt zu thun gedenkt, der uns vom Ziel der deutschen Gesamtpolitik entfernt,

so darf ich mich auf diesen negativen Standpunkt nicht beschränken. Es würde dies die Proklamierung der Isolierungspolitik sein. Bayern als Staat zweiten Ranges kann nicht ohne Allianz mit einer europäischen Großmacht bestehen. Es bedarf einer solchen Stütze namentlich im gegenwärtigen Augenblick, in welchem die Verfassung des deutschen Bundes zerrissen ist und die Möglichkeit europäischer Konflikte nicht bestritten werden kann. Der Großstaat aber, an welchen sich Bayern anzuschließen und als dessen Bundesgenosse es im Falle eines Krieges gegen das Ausland sich offen zu erklären hat, ist Preußen. Diese Bundesgenossenschaft, die in der Aufgabe der bayerischen Regierung liegt, bringt es mit sich, daß Bayern gegen bestimmte Garantie der Souveränität des Königs sich im Fall eines Krieges gegen das Ausland der Führung Preußens unterstelle: sie bringt es mit sich, daß das bayerische Heer in einer Art und Weise organisiert wird, die eine gemeinschaftliche Kriegführung ermöglicht. Diese Bundesgenossenschaft wird an Wert gewinnen, wenn es gelingt, nicht nur die Wehrkraft Bayerns zu erhöhen, sondern auch die übrigen südwestdeutschen Staaten zur Einrichtung einer gleichmäßigen und kräftigen Heeresorganisation zu bestimmen. Die Staatsregierung ist bestrebt, diese Übereinstimmung herbeizuführen und damit die Annäherung des Südens von Deutschland an den Norden zu fördern, zugleich aber auch die eigene Unabhängigkeit, so weit dies an uns liegt, vor Annexionsgelüsten, von welcher Seite sie auch kommen mögen, zu wahren. Erlauben Sie mir nun, meine Herren, zum Schlusse noch einmal die Aufgabe der bayerischen Politik in wenigen Worten zusammen zu fassen. Es ist „die Anbahnung eines Verfassungsbündnisses mit den übrigen Staaten Deutschlands, so bald und so weit dies unter Wahrung der bayerischen Souveränitätsrechte und der Unabhängigkeit des Landes möglich; — bis zur Erreichung dieses Zieles die Schaffung einer achtunggebietenden Macht, nicht durch Organisation des Heeres allein, sondern auch durch den Ausbau unserer inneren Staatseinrichtungen auf freisinniger Grundlage, durch Hebung des Selbstbewußtseins und des Vertrauens in unsere eigene staatliche Existenz." „Wenn uns dies gelingt", schloß er seine bedeutsame Rede, „so wird man unser Bündnis suchen, und wir werden nicht nötig haben, uns ängstlich nach einem schirmenden Dach umzusehen; dann wird es auch gelingen, für die wichtige Frage über die Reorganisation des Zollvereins eine würdige und den Interessen des Landes entsprechende Lösung zu erzielen. Ob eine solche Lösung durch Besprechung dieser Frage in diesem hohen Hause gefördert wird, gebe ich Ihrer patriotischen Würdigung anheim."

Auf diese und eine zweite am 23. Januar die erste noch klarer präzisierende Erklärung des Ministerpräsidenten hin, zog der Führer der Linken, Marquard Barth, im Namen der Unterzeichner des Adreßantrags, „bei dem Vertrauen, das sie zu der Erklärung des Ministers hegten", unter der einstimmigen Genehmigung des ganzen Hauses jenen zurück.

Schon am 12. Februar erfolgte die Vorlage des Entwurfes einer neuen Wehrverfassung in Übereinstimmung mit jenen Stuttgarter Konferenzbeschlüssen nebst eingehender Motivierung desselben.

Ein noch bedeutsamerer Tag für die Kammer aber wurde der 19. März. An ihm machte der Ministerialkommissär Graf Tauffkirchen dem Militärausschusse die Eröffnung, daß jenes bisher sorgfältig geheim gehaltene Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen zur Wahrung der Integrität der beiderseitigen Gebiete und mit dem Oberbefehl Preußens im Kriege bestehe und heute, an diesem 19. März, gleichzeitig in Berlin zur Veröffentlichung komme.

Was hatte Preußen zu diesem überraschenden Schritte veranlaßt? In Paris war in den Tagen vom 14. bis zum 18. März im gesetzgebenden Körper anläßlich einer Interpellation von Thiers an die Regierung über die deutschen Angelegenheiten eine sehr erregte Debatte geführt worden, die sich zu einer fortwährenden Anklage gegen Deutschland und Preußen gestaltet hatte. Emil Ollivier war im Grunde der einzige, der auch den Deutschen das Recht zugestand, sich zu konstituieren, wie es ihnen gefalle, und seine Überzeugung dahin aussprach, daß die Schaffung des norddeutschen Bundes nicht gegen Frankreich gerichtet sei. Dagegen verlangte der Partisan des Kaiserreichs, Cassagnac, die Wiedererwerbung der „natürlichen Grenzen" Frankreichs und selbst der Wortführer der Republikaner, Jules Favre, meinte, daß die deutsche Einheit verhindert werden und Frankreich zu diesem Behufe den unterdrückten deutschen Völkerschaften und den vertriebenen Fürsten zu Hilfe kommen müsse. Am schärfsten zeichnete Graf Latour von der Regierungsmajorität Frankreich seine Aufgabe vor, indem er eine Allianz desselben mit Österreich und den süddeutschen Staaten verlangte, um Preußen am Main festzuhalten und ihm diktatorisch zuzurufen: „bis hieher und nicht weiter!"



Freiherr von Lutz.

Die Entgegnung Deutschlands auf diese Herausforderung war schon am Tage nach dem Schluß der Pariser Hetzdebatte jene gleichzeitige Veröffentlichung der Schutz- und Trutzbündnisse in Berlin und München, die, wie bald bekannt wurde, in den Sturm- und Drangtagen des August 1866 gar nicht einmal von Preußen gefordert gewesen, sondern von den süddeutschen Staaten diesem aus Furcht vor Frankreich, das von Preußen als Kompensation Rheinhessen und Rheinbayern mit den Festungen Mainz und Landau verlangt hatte, angetragen worden waren.

Frankreich versuchte es nun mit der Luxemburger Frage, die der Mehrheit der Mitglieder der Abgeordnetenkammern von Bayern und Baden Gelegenheit gab, laut und unumwunden ihre Geneigtheit, gleich bei dieser ersten Gelegenheit treu an der Seite Preußens gegen den Störenfried an der Seine zu stehen, zu erklären. Unterlag nun auch Preußen in dieser Angelegenheit, die in der Machtfrage zwischen Deutschland und Frankreich doch immerhin ein nur untergeordnetes Moment bildete, so that es dagegen gleich nachher einen zweiten und noch entscheidenderen Schritt über den Main, als der durch die Publikation der Allianzverträge gethane gewesen war. Der Krieg hatte auch die Zollvereinsverträge aufgehoben und dieselben waren nach dem Friedensschluß nur provisorisch mit halbjähriger Kündigung wieder hergestellt worden. Preußen hatte sich die definitive Neuordnung der Zollgesetzgebung für eine

spätere Zeit vorbehalten und Graf Bismarck war sich vollständig bewußt, wie er diese Frage zu einem zweiten festen Bande zwischen dem Süden und Norddeutschland benützen könne, ohne doch den Bogen zu überspannen. Am 28. Mai lud er Bayern und die andern drei Staaten zu einer Konferenz nach Berlin ein, auf der auch anfangs Juni die leitenden Minister jener, Fürst Hohenlohe, Freiherr von Varnbüler, Herr von Freydorff und Herr von Dalwigk, erschienen. Bisher war die Zollgesetzgebung ausschließlich in der Hand der Regierungen gelegen, die aber selbst unter sich nur durch das lockerste Band verbunden waren. Nun beantragte Bismarck, die Zollgesetzgebung den Regierungen und der Vertretung der Nation gemeinsam zu übertragen und zwar im Anschlusse an den norddeutschen Bund mittelst einer Verstärkung des Bundesrats durch süddeutsche Regierungsbevollmächtigte und des Reichstages durch eine verhältnismäßige Zahl süddeutscher, auch durch das allgemeine Stimmrecht zu wählender Abgeordneter.

Bayern beanstandete den schon am 4. Juni abgeschlossenen Präliminarvertrag und entsandte am 13. den Grafen Tauffkirchen nach Berlin, um für sich bessere Bedingungen auszuwirken, und in der That wurden ihm sechs statt der anfänglich stipulierten vier Stimmen im Zollbundesrat, wie auch die Konzession bewilligt, daß der erweiterte Reichstag Zollparlament heißen und sein Bureau eigens bestellen solle. Noch in demselben Monat, am 28., traten die Bevollmächtigten sämtlicher Zollvereinsstaaten in Berlin zusammen und schlossen auf Grund der vorangegangenen Verhandlungen am 8. Juli die definitiven Verträge ab. Es standen nur noch die Ratifikationen der süddeutschen Landtage aus und an die im Herbst 1848 zu Grabe getragenen Träume eines deutschen Parlaments war wieder hoffnungsfreudig angeknüpft. Allein zu jener Ratifikation bedurfte es in Bayern noch eines letzten entscheidenden Kampfes.

Am 8. Oktober legte die Regierung dem am 23. März vertagten und am 30. September wieder zusammengetretenen Landtag die neuen Zollvereinsverträge mit dem Gesetzentwurf über die Wahl der bayerischen Abgeordneten zum Zollparlament vor. Die vom 21. bis 22. Oktober dauernde Debatte über diese Verträge in der zweiten Kammer endete mit Genehmigung derselben durch eine Majorität von 117 gegen 17 Stimmen. Dagegen stellte sich der Reichsrat auf den kleinlichsten partikularistischen Standpunkt. In seiner Sitzung vom 26. Oktober beantragte der Referent Freiherr von Thüngen Verwerfung des neuen Abkommens. Diese selbst lehnte zwar die hohe Kammer ab, aber sie einigte sich zu einem nicht minder verfehlten Vermittlungsantrag, nach welchem sie ihre Zustimmung von der Belassung des alten liberum veto, des in den seitherigen Verträgen den Zollvereinsmitgliedern zustehenden Rechtes der Zustimmung oder Versagung, für Bayern abhängig machen wollte. Der Minister Fürst Hohenlohe und der Freiherr v. Thüngen als Führer der Reichsratsmajorität gingen am Abend jenes Tages noch selbst nach Berlin, um sich ohne Verzug über die Stellung Preußens zu der Bedingung des Reichsrats zu vergewissern. Wie vorauszusehen, ließ sich Graf Bismarck nicht darauf ein, die Hand zu einem so handgreiflichen, von der öffentlichen Meinung längst verurteilten Rückschritt zu bieten und aus dem eigenen Lande selbst wurde die renitente Kammer aus der ganzen Welt der Industrie und des Handels

mit einer solchen Flut von Adressen und Petitionen, die alle die Genehmigung für eine unabweisbare Notwendigkeit erklärten, überschüttet, daß dem Reichsrat nichts übrig blieb, als sich zu fügen und dem Beschluß der Abgeordnetenkammer, allerdings immer noch mit einer Opposition von 13 Stimmen, beizutreten.

Aber auch nach einer andern, mehr internen Seite hin hatte das Ministerium Hohenlohe einen schweren Stand. Schon Anfang September wurde von Passau aus ein ultramontaner Adressensturm gegen die zweite Kammer, „in deren Majorität die Unterzeichner die Vertreter des Landes nicht mehr erblicken zu können glaubten", organisiert, und am 28. September unterbreiteten die sämtlichen Bischöfe Bayerns dem Könige eine Eingabe gegen den vom Ministerium entworfenen, aber noch nicht einmal offiziell veröffentlichten Entwurf eines neuen Schulgesetzes, welches die Stellung der Volksschullehrer verbessern, die Schule selbst heben und dieselbe zugleich von kirchlichen Einflüssen, den Forderungen der Zeit entsprechend, unabhängiger machen wollte. Die Antwort König Ludwigs war die nun am 31. Oktober wirklich erfolgende Vorlage des Gesetzes an die Abgeordnetenkammer und die Ablehnung der bischöflichen Adresse, indem er durch den Kultusminister einerseits die darin ausgesprochenen Befürchtungen für grundlos erklären ließ, anderseits die Rechte des Staates wahren zu wollen entschieden erklärte. Die Entscheidung des Landtags über das Schulgesetz erfolgte nicht mehr im alten Jahre, dafür gab er in diesem noch seine Zustimmung zu zwei anderen für die innere Entwicklung Bayerns hochwichtigen Gesetzen: am 18. November zu dem neuen die Gewerbefreiheit verbürgenden Gewerbegesetz und am 17. Dezember, auf das gediegene, mühevolle Referat des Abgeordneten Freiherrn Schenk von Stauffenberg hin, zum neuen Wehrgesetz, dessen Trefflichkeit sich früher, als man damals zu Ende des Jahres 1867 ahnen mochte, praktisch bewähren sollte. Hatte so das Jahr 1867 für Bayern und seinen König genug gebracht, was des Monarchen Mitdenken und Mitarbeiten völlig in Anspruch nahm, so war es auch für dessen rein persönliche Erlebnisse und Erfahrungen von einer großen, für die Beurteilung späterer Wandlungen auch hereinzuziehenden Bedeutung gewesen.

Am 22. Januar wurde die Residenzstadt durch die Kunde überrascht, König Ludwig habe sich mit der Schwester der Kaiserin von Österreich, der jüngsten Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern, Herzogin Sofie, verlobt. Die hohe Braut war geboren in München am 22. Februar 1847, vollendete also im folgenden Monat ihr zwanzigstes Lebensjahr. Wie der König zu solch schnellem Entschluß gekommen, konnte sich niemand sagen. Das Ereignis schien zu der schwärmerisch angelegten Natur des jugendlichen Monarchen zu passen, es gewann durch seine Plötzlichkeit jenen gewissen romantischen Anstrich, der in Liebeshändeln ganz am Platze ist. Da keinerlei Gründe die Heirat mit einer Tochter einer entfernten Seitenlinie des königlichen Hauses anraten konnten, so war wohl anzunehmen, daß eine Neigungsheirat in Aussicht stand und dazu durften sich sowohl der Fürst als das Volk glückwünschen. Die Tage sind vorüber, wo die Politik größerer Gemeinwesen — und selbst jetzt, nach den Ereignissen von 1866, konnte, richtig geleitet, der bayerische Staat eine angesehene Stellung einnehmen — nach den Einflüssen fürstlicher Heiraten und Verwandtschaften bestimmt wurden.

Und hatte die bisherige Verwandtschaft mit dem Hause Habsburg Bayern nicht gehindert, eine feste Position, wie sie das Hohenlohesche Programm verkündete, zu Österreich zu nehmen, so war auch nicht zu befürchten, daß die kaiserliche Schwägerschaft die Interessen Deutschlands schädigen würde. Von welchem Wert aber für Ton und Haltung in weiteren Kreisen eine fürstliche Ehe ist, die auf gegenseitiger Neigung beruht und in der Residenz das Glück aufbaut, worin Thron und Hütte gleich sind, das hatte ja das Beispiel der Königin Viktoria bewiesen und die Pflichten einer nicht regierenden Königin sind so leicht und angenehm, daß für eine gut angelegte Natur ihre Erfüllung zur Freude werden muß. Die Grenze, welche das Erfordernis der Ebenbürtigkeit der königlichen Neigung setzt, bringt so manche Entsagung mit sich, daß es die ganz natürliche Anteilnahme herausfordert, wenn einmal ein fürstlicher Ehebund als wahre Herzensangelegenheit geschlossen wird.

So schienen auch München und das ganze Land die überraschende Neuigkeit aufzufassen. Dazu gewann diese noch ein besonderes Interesse dadurch, daß es der erste Fall in Bayern war, daß sich der König verlobte, indem seine drei Vorfahren schon vermählt den Thron bestiegen hatten.

Am Abend des Verlobungstages wohnten der König und die Königin Mutter der Vorstellung im Hoftheater bei. Nach dem ersten Akt begaben sich beide Majestäten in die herzogliche Loge und holten von dort die Herzogin Sofie zu sich in die Kaiserloge herüber, wo sie dann zwischen jenen Platz nahm.

Den beiden Kammern wurde die Verlobung offiziell angezeigt und antworteten diese mit einer Glückwunschadresse. Auch der Großvater des hohen Bräutigams, der von diesem sofort die erfreuliche Mitteilung nach Rom gesendet erhalten hatte, hatte eine warme dichterische Erwiderung. „Auf der Eisenbahn zwischen Neapel und Rom" oder eigentlich früher schon, in Pompeji, war dem alten Herrn die poetische Idee gekommen. Dort hatte er bei Betrachtung des schönen, noch in voller Farbenfrische erhaltenen al Fresco-Bildes im Peristyl der darnach benannten Casa d'Adonide sein freudiges Erstaunen geäußert über die Ähnlichkeit des verwundet in die Arme der Venus sinkenden Adonis mit seinem Enkel, namentlich, wie er sagte, in dem „schwärmerischen Ausdruck der Augen", und dichtete er dann das

„Sonett auf ein Gemälde in Pompeji, Venus und Adonis, in Beziehung auf Ludwig II. und Sofie, seine Braut".

Adonis sieht mit schwärmerischen Blicken
Die Schönheitsgöttin an; sie muß ihn lieben;
Sie fühlen zu einander sich getrieben,
Es will ihr Wesen wonniglich erquicken.

In beiden Herzen, glühend, ist geschrieben
Das selige, durchdringende Entzücken,
Das süße gegenseitige Beglücken,
Wie es entstanden, ist es auch geblieben.

Mein Enkel, diese Blicke sind die Deinen,
Lichtstrahlen, welche ungeahnt erscheinen,
Die Irdisches mit Himmlischem vereinen.

Des Lebens höchstes haben sie erworben.
Nie werde durch die Welt Dein Glück verdorben,
Nie heiße es: die Liebe ist gestorben."

War etwas Prophetisches in dem greisen Sänger, als er diese Schlußzeilen schrieb?

Der König erschien vielmals, bei den verschiedensten Gelegenheiten, auf dem Hofball, im Theater, auf einem glänzenden Ball beim Fürsten Hohenlohe, öffentlich mit seiner schönen Braut, hatte die zartesten Aufmerksamkeiten und kostbare Geschenke für sie und als er im Frühjahr in Berg weilte, trug ihn sein Tristan mehrmals des Abends nach Possenhofen hinüber, um diesen an der Seite seiner Verlobten und im Kreise der herzoglichen Familie zu verbringen. Für die künftige Königin Bayerns wurden in der k. Residenz die sogenannten Hofgartenzimmer in Stand gesetzt, in welchen einst König Max Josef I. gewohnt hatte, während König Ludwig seine bisherigen, unmittelbar über jenen gelegenen Gemächer beibehalten wollte. Die durch ihre Schönheit bekannten Deckengemälde des Treppenhauses, noch von der ersten Anlage zu Anfang des 17. Jahrhunderts unter Herzog Maximilian I. herrührend, wurden stilgemäß restauriert und das Treppenhaus selbst mit seinen Marmorstatuen und Säulen zeigte sich, nachdem frühere Korridorwände entfernt worden waren, in fürstlicher Pracht.

Der Vermählungstag war auf den 12. Oktober, als auf den Tag, an welchem einst auch Großvater und Vater des hohen Bräutigams, die Könige Ludwig I. und Maximilian II., 1810 und 1842, ihren Ehebund geschlossen hatten, in Aussicht genommen. Zu ihrer Gedächtnisfeier sollten nach Befehl des Königs, ähnlich wie es bei der seines Vaters geschehen, acht würdige, mit zeitlichen Gütern nicht gesegnete Brautpaare, und zwar aus jeder Provinz ein Paar, mit je 1000 Gulden aus der königlichen Kabinetskasse ausgestattet werden und die Landräte der acht Kreise des Königreichs beschlossen, dem königlichen Beispiel mit einer gleichen Gabe zu folgen.

Inmitten dieser Vorbereitungen auf einen als zweifellos feststehend scheinenden festlichen Tag des königlichen Hauses und des Landes zog es König Ludwig noch einmal über den engern Kreis seiner nie unterbrochenen Ritte und Fahrten in seine geliebte Bergwelt hinaus. Einmal, am 1. Juni, reiste er, wahrscheinlich auch einem plötzlichen Impuls folgend, mit seinem Bruder, Prinz Otto, nach Eisenach, um die Wartburg zu besuchen. Die altehrwürdige, vom romantischen Duft des Mittelalters umflossene Stätte des Sängerkrieges mit eigenen Augen zu sehen, mußte dem Bewunderer des „Tannhäuser" ein natürlicher Wunsch sein und seiner Erfüllung verdanken wir jedenfalls die wunderbar prächtige Nachbildung des Sängersaals der Thüringer Burg auf Neuschwanstein.

Das andere Reiseziel war Paris, welches im Sommer 1867 mit seiner großartigen Weltausstellung fast alle Fürsten Europas unter seinen nach tausenden und

abertausenden zählenden Gästen sah. Am 20. Juli abends traf der König, nur von General von der Tann, seinem Flügeladjutanten Hauptmann von Sauer und seinem Kabinetssekretär begleitet, in der französischen Hauptstadt ein und nahm in dem Hôtel du Rhin Absteigequartier. Das Pariser Journal „La Situation“ hatte seine Leser schon lange auf die Reise des jungen Monarchen als „auf ein Ereignis von unberechenbarer politischer Tragweite“, vorbereitet, und gemeint, Ludwig II. sollte sich Frankreich als König zeigen und Frankreich sollte ihn als jungen zukunftsvollen, für die Würde und Unabhängigkeit Deutschlands besorgten König empfangen und begrüßen. Aber König Ludwig zog doch vor, im strengsten Incognito zu verharren. Das aber schloß nicht aus, daß er am 22. Juli am Hofe der Tuilerien seinen Besuch erstattete. Kaiserin Eugenie befand sich gerade in England, aber Kaiser Napoleon empfing den bayerischen Herrscher als willkommenen Gast. Er lud ihn zu einer Spazierfahrt auf der Seine in seiner Yacht nach Billancourt, wo damals die landwirtschaftliche Abteilung der Weltausstellung ihren Platz aufgeschlagen hatte, ein und erst am Abend kehrten die Fürstlichkeiten, denen sich auch der junge König von Portugal angeschlossen hatte, zurück, worauf König Ludwig noch der Oper „Don Carlos“ in der großen Oper beiwohnte. Ebenfalls in der letzteren hörte er am 24. „die Afrikanerin“ und am 25. in der Opera comique die reizende „Mignon“. Am 23. war er im Theatre Lyrique bei der Aufführung von Gounods: „Romeo und Julia“, gewesen, fast lauter Neuigkeiten, die den Weg nach Deutschland noch nicht gefunden hatten. Fast jede sonstige freie Zeit widmete der König der Weltausstellung auf dem Marsfelde, wo vornehmlich der Kunst-Annex und das Schulwesen, namentlich das „preußische Schulhaus“ und die württembergischen Fortbildungsschulen, seine prüfende Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Eine besondere Aufmerksamkeit glaubte Kaiser Napoleon seinem, für die Bauten vergangener Zeiten so verständnisvollen königlichen Gaste zu erzeigen, daß er ihn am 24. Juli nach Compiegne und dem 14 Kilometer davon entfernten, am südlichen Saume des berühmten Compiegner Waldes reizend gelegenen und eben damals im gotischen Stil prachtvoll restaurierten Schlosse Pierrefonds führte. Das von Ludwig von Orleans, dem Bruder König Karls VI. von Frankreich, 1390 erbaute Schloß, eine der festesten und ansehnlichsten Burgen seiner Zeit, liegt auf einem steilen Hügel. Acht große Türme mit Schießscharten, 95 m hoch und mit 5—6 m dicken Wänden, erheben sich an den Ecken und in der Mitte jeder Façade, von denen die südliche von dem übrigen Plateau durch einen Graben getrennt ist. Zwei feste Brücken und eine Zugbrücke sind zu überschreiten, wenn man den Eingang gewinnen will.

Nach diesem Ausflug wurde in Compiegne Parade über das dort in Garnison liegende Husarenregiment abgehalten und dann das Mittagsmahl in dem zur Blütezeit der napoleonischen Herrschaft so viel genannten Schlosse eingenommen. Außer König Ludwig waren auch hier wieder der König von Portugal und noch der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen und dessen Sohn Erbprinz Leopold des Kaisers Tischgenossen, letzterer der, um dessen und seiner spanischen Thronkandidatur willen drei Jahre später Napoleon sein gewagtes Spiel um Krone und Thron einsetzte.

König Ludwig wollte die Rückkehr der Kaiserin Eugenie abwarten und dann erst die seine antreten. Da traf ihn die betrübende Nachricht aus der Heimat, daß König Otto von Griechenland in seiner Exil-Residenz zu Bamberg am 26. Juli gestorben war. Der trauernde königliche Neffe eilte nach München zurück und wohnte schon am 30. dort den Leichenfeierlichkeiten und der Beisetzung des geschiedenen Oheims in der königlichen Familiengruft von St. Cajetan bei.

Die französische Kaiserin zu begrüßen, hatte bald darauf König Ludwig im eigenen Lande Gelegenheit. Napoleon und Eugenie reisten zur Zusammenkunft mit dem Kaiser und der Kaiserin von Österreich nach Salzburg. Am 18. August früh 1 Uhr trafen sie, schon an der Grenze im Namen des Königs begrüßt, in Augsburg ein. Napoleon lebte hier im Laufe des Vormittags ganz seinen Erinnerungen an die Zeit, wo er im Gymnasium von St. Anna auf der Schulbank gesessen war. Während seines Verweilens in diesen noch ganz unveränderten Räumen, in welchen der Kaiser im Schulzimmer sogar seine eigenhändige Namensschiffre wiederfand, erhielt er die Meldung, daß der König von Bayern auf dem Bahnhofe zur Begrüßung der französischen Majestäten eingetroffen sei. Da die Zeit jedoch drängte, stellte Napoleon das Ersuchen, daß sich der erlauchte Angekommene nicht mehr in die Stadt bemühen möge, da er selbst mit seiner Gemahlin alsbald auf dem Bahnhofe erscheinen würde. Dort fand denn auch bald darauf die beiderseitige Begegnung statt, wobei König Ludwig der Kaiserin Eugenie die Hand, diese dagegen ihm die Wange küßte. Alsdann schloß sich der König der Fahrt des Kaiserpaares nach München an, wo der Zug um 12 Uhr 20 Minuten im Bahnhof anlangte, und seiner Prinz und Prinzessin Adalbert, sowie die königliche Braut mit ihrer Mutter und ihrem Bruder Herzog Karl Theodor, warteten. Der König stellte seine Verlobte selbst vor, worauf sie der Kaiser in den Königssalon geleitete. Nach kurzem Verweilen setzten Napoleon und Eugenie ihre Reise nach Salzburg fort. Auf der Rückkehr nach Frankreich, am 23. August, nahmen sie wieder im Münchner Bahnhof einen kurzen Aufenthalt, ohne aber diesesmal vom König persönlich begrüßt zu werden. Seine Einladung zum Diner auf der Roseninsel hatten sie dankend abgelehnt.

Auch mit dem König und der Königin von Preußen kam es noch zu einer Begegnung. König Wilhelm und Königin Augusta berührten auf der Reise von Hohenzollern nach Nürnberg und Hof—Berlin am 6. Oktober Augsburg. König Ludwig begab sich direkt von Hohenschwangau dorthin, wo die Prinzen Otto und Adalbert mit ihm auf dem Bahnhof zusammentrafen. Es war zum erstenmal nach dem Kriege, daß sich die beiden Monarchen wiedersahen; aber weder im milden Charakter König Wilhelms, noch in dem ritterlichen Wesen König Ludwigs war es gelegen, irgend eine Verstimmung aufkommen zu lassen. Das zweistündige Zusammensein trug durchaus das Gepräge herzlichen Einvernehmens und Einverständnisses.

Inzwischen rückte der Herbst und mit ihm der projektierte Vermählungstag immer näher heran. In der königlichen Münze wurde eine Erinnerungsmedaille mit den Brustbildern des Königs und der Königin geprägt, der an eine Million Gulden kostende prachtvolle Hochzeitswagen war nahezu fertig, die dazu gehörigen acht Rappen

wurden eingefahren; der Hofstaat der künftigen Monarchin war ausgewählt, das Programm der Vermählungsfeierlichkeiten von den zuständigen Hofämtern ausgearbeitet und dem Könige zur Genehmigung vorgelegt; in der Residenz herrschte die größte Thätigkeit, um die Vorbereitungen zu Ende zu führen.

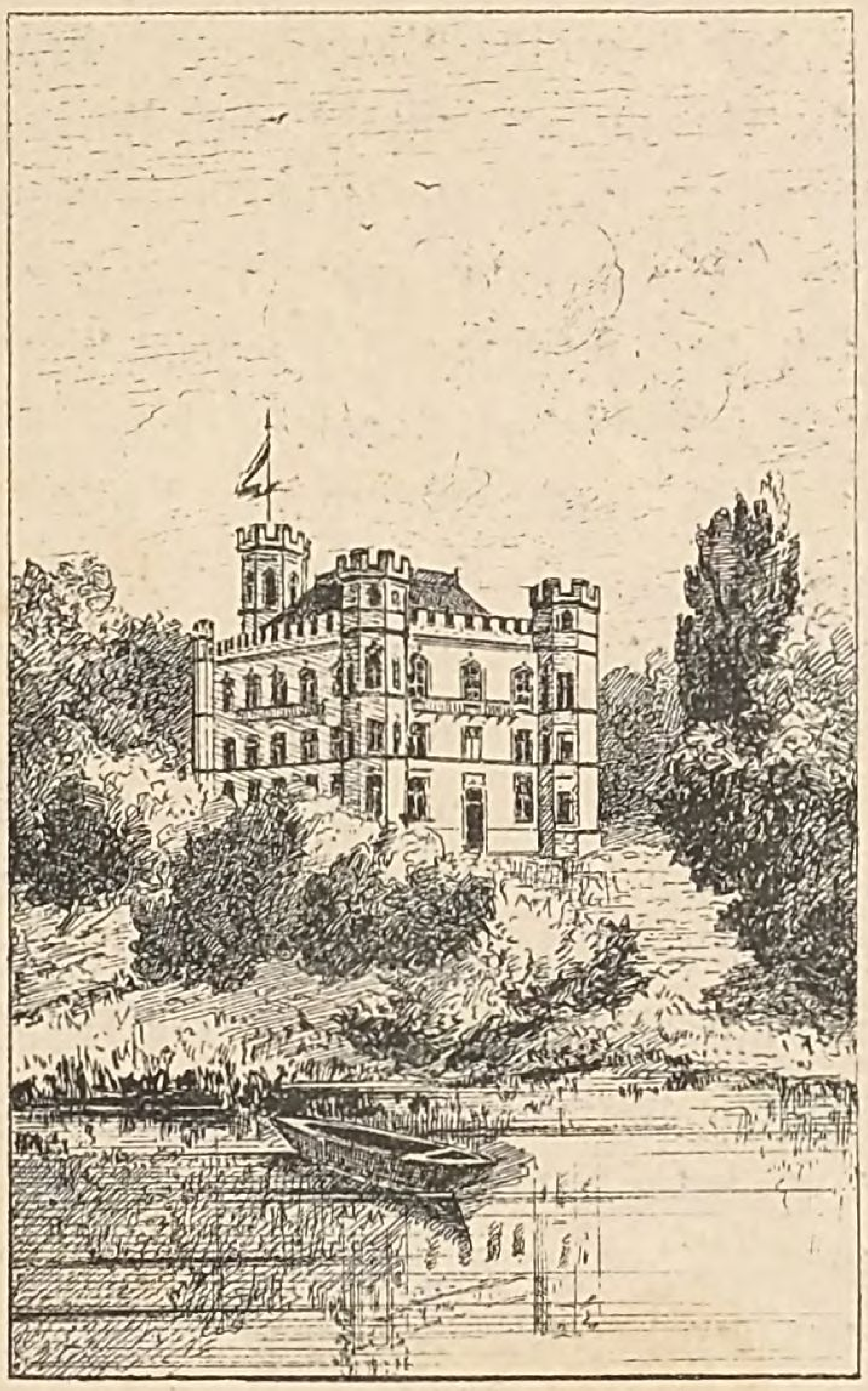
Da wurde auf einmal, ebenso überraschend als wie ihre Verkündigung, die Aufhebung der königlichen Verlobung bekannt. Es hieß, sie sei im gegenseitigen Einverständnis der beiden beteiligten hohen Persönlichkeiten rückgängig geworden. War der König zur Erkenntnis gekommen, daß sein Entschluß ein übereilter gewesen, daß dem Bündnisse doch die Grundlage wahrer aufrichtiger, vertrauensvoller Herzenshingabe von der einen oder der anderen Seite fehlte? Hatte sich wirklich eine zunehmende Disharmonie der Ansichten und Sinnesart des Brautpaares mehr und mehr herausgestellt? Oder hatte es seine Richtigkeit mit der Behauptung, der Monarch hätte die Vermählung noch auf zwei Jahre hinausschieben wollen und sei für diesen Wunsch auf einen entschiedenen Widerstand der Eltern der Braut gestoßen? Thatsache ist, daß Herzog Max an den König die Bitte um Rückgabe des Jawortes seiner Tochter stellte und daß dieser Bitte sofort entsprochen wurde.

König Ludwig war frei, aber seinem Herzen blieb ein Stachel eingedrückt. Er war an bitterer Erfahrung wieder ein Teil reicher geworden. Seine Ideale hatten abermals eine Enttäuschung erlitten. Er glaubte sich fortan dazu verurteilt, einsam durchs Leben zu gehen, aber damit hatte auch das stolze Bewußtsein, sich selbst zu genügen, die Menschen entbehren zu können, ja sie verachten zu dürfen, neue krankhafte Nahrung gesogen. Es zog ihn dorthin, „wo keine Menschen treiben", in die stillen, majestätischen Berge, die er als Knabe lieben gelernt hatte, in die kleinen, fern der lärmenden Residenz gelegenen Schlösser, die schon dem Vater wert gewesen waren und die er ja selbst schon bisher immer und immer wieder aufgesucht hatte. Nach weiterem und größerem stand damals sein Sinn noch nicht.

Es dünkt uns darum hier die richtige Stelle zu sein, einen Blick auf die Lieblingsschlösser König Ludwigs, die das waren, ehe vor seiner Fantasie die Riesengebilde Herrenchiemsees und Neuschwansteins auftauchten, zu werfen, und das Alte am See und in den Bergen zu schildern, bevor wir dem Neuen nahe treten.

Unter all den Schlössern, die mit König Ludwigs II. Andenken stets in Verbindung stehen werden, ist Schloß Berg obenan zu nennen, nicht als ob es das schönste und interessanteste wäre. Im Gegenteil, es steht, etwa seine Lage ausgenommen, allen andern weit nach, es ist einfacher, kleiner als sie, aber es war der erste Lieblingsaufenthalt des Königs und ist dies auch, als er längst seine andern Prachtbauten begonnen und vollendet hatte, geblieben. In Berg hat er doch immer am längsten und ununterbrochensten geweilt, wie sich auch hier seine Lebenstage vollenden sollten. Schon die Poesie der Kindheits- und Jugenderinnerung umkleidete ihm das kleine

Schlößchen. Auch seine Eltern bevorzugten die reizenden Ufer des Starnberger Sees, dessen Wellen den Park von Berg bespülen. Am jenseitigen Ufer, zwischen Feldafing und Tutzing gedachte sich König Maximilian ein zweites, größeres Schloß zu erbauen. Es ist nur zu den herrlichen Parkanlagen, welche jene beiden Orte längs des Seegestades verbinden, gekommen; die Ausführung des andern Plans verhinderte der Tod des Königs. Die Pietät, welche Ludwig II. für den Spielplatz seiner Kindheit hatte, verhinderte ihn vielleicht auch, an ihm große Veränderungen vorzunehmen und das Schlößchen des Charakters zu entkleiden, der ihm unter seinem ersten Bewohner so gut stand. Man möchte sich sogar wundern, daß dem Könige diese engen kleinen Räume genügten. Anderseits erfüllt es auch wieder mit wohlthuender Befriedigung, daß der so ins Extensive und Exzentrische schweifende Geist doch auch Stunden zu haben schien, in denen ihn die Wohnlichkeit und häusliche Behaglichkeit, die jenen Prunkschlössern gänzlich abgeht, fesseln konnte. Schloß Berg steht auf dem Platze des bereits 822 genannten Perga locus cum basilika, wurde ursprünglich 1650 von einem Freiherrn von Hörwarth erbaut und 1671 dem Kurfürsten Ferdinand Maria abgetreten. Seitdem ist es im Besitze der regierenden Linie des Wittelsbacher Hauses geblieben und wurde besonders im 18. Jahrhundert der Mittelpunkt glänzender Feste an und auf dem See. Italienische Nächte, Schifferspiele und Seegefechte, sowie Parforcejagden in das Wasser gehetzter Hirsche wechselten für die Vergnügungen der großen Herren jener kleinen Welt mit einander ab. Auf den Wellen des Sees wiegte sich der nach dem Königsschiff des Dogen von Venedig genannte und gebildete, mit einem Kostenaufwand von 30,000 fl. erbaute Bucentaur, der mit 110 Ruderern bemannt und mit 16 Kanonen armirt war und 500 Personen faßte.



Schloß Berg.

Aber der laute Jubel dieser Feste verstummte allmälig, um sich nie wieder zu erneuern. Max Joseph III ließ den Bucentaur im Jahre 1759 abtakeln und das von Albrecht V. erbaute fürstliche Sommerhaus in Starnberg niederreißen, um aus den Steinen die jetzige Pfarrkirche zu erbauen. Weder Fürst noch Hof kamen mehr zu dem zum einfachen Dorf gewordenen Starnberg. Auch Schloß Berg blieb verödet, bis König Max Joseph I. den dortigen Park anlegen ließ, ohne selbst aber längeren Aufenthalt hier zu nehmen. Seine gänzliche Restauration und Verschönerung verdankt das Schloß in den Jahren 1844—51 König Maximilian II. Er kaufte auch zum Park noch anstoßenden Grund und Boden an, um Platz für Nebenbauten zu gewinnen, in denen der Hofstaat, soweit dieser in die Sommerresidenz mitgenommen wurde, und die Dienerschaft untergebracht werden konnten. Aber auch

diese Nebenhäuser zeigen, wie das Hauptgebäude, größte Einfachheit. Einen höheren Eindruck, als den einer schönen fürstlichen Villa gewinnt man nicht vom Schloß. Es besteht aus zwei Stockwerken, die einen etwas größeren Speisesaal und 12 Zimmer enthalten. Die beiden Türme an den Flanken der Südfront bilden in jeder Etage je zwei kleine Erkerzimmerchen. Aus der ganzen Einrichtung, den Meubeln und Tapeten ist ersichtlich, daß das Schloß in der Zeit, bevor die kunstgewerblichen Bestrebungen der Gegenwart zur Geltung kamen, neu hergerichtet worden ist und zwar mit einer Absicht, die zu jeder Prunksucht im schärfsten Widerspruche steht. Der Aufgang ist, obwohl er dreimal schon erweitert worden, eng und unpraktisch. Im ersten Stockwerk liegen die Gemächer, welche ehemals die Wohnung König Maximilian II. und seiner Gemahlin bildeten und unter Ludwig II. zu Fremdenzimmern dienten. Im ersten derselben, dem Wohnzimmer der Königin-Mutter, an dessen Wand ein wunderschönes Blatt von Neureuther, Hohenschwangau, mit reichen Verzierungen hängt, lag in der Nacht des unglückseligen Pfingstsonntags die Leiche Dr. Guddens, des Todesgefährten König Ludwigs, aufgebahrt. Dieser selbst ruhte im dritten, in blau mit Goldlilien tapezierten Zimmer, das einst das Schlafgemach seiner Mutter gewesen, in dem diese auch mit ihrem Sohne dessen erste Geburtstagsfeier begangen hatte. Auch hier, wie in den anstoßenden Räumen, sieht man interessante Bilder, ein älteres Familienbild „König Max I. in Kreuth“ und die erste Serie von Zeichnungen, die König Ludwig II. bestellte, um seine Lieblingseindrücke verkörpert zu sehen: Scenen aus dem Carlos von Jäger und Müller und aus Wagnerschen Opern von Th. Pixis, an welche sich wieder Darstellungen aus der Jungfrau von Orleans und Maria Stuart anschließen.

Dieser Bilderschmuck an den Wänden setzt sich auch im zweiten Stockwerk der Wohnung des Königs fort und darf in seiner Art ein historisches Museum genannt werden, aus welchem man auch einen jener so vielfach nahe gelegten Schlüsse ziehen mag, wie die nach dem höchsten strebende Entwicklung des jugendlichen Königs hätte werden können, wenn nicht so betrübende Störungen sie gehemmt hätten. Fast jedes Blatt, das hier vor die Augen tritt, ist ein beredtes Zeugnis der Liebe und Begeisterung für deutsche Poesie, die jenen durchglühte und den Drang in ihm erweckte, derselben unvergängliche Denkmale zu errichten. Wäre dieser Drang in geläuterter Form, frei von den Auswüchsen einer entstellenden Prachtliebe zur Anschauung gebracht worden, dann besäße Deutschland an den Kunstschöpfungen dieses Königs etwas, dem kein anderes Land Gleichartiges gegenüberstellen könnte.

Das erste der königlichen Zimmer ist der Speisesaal, den nicht nur wieder Wagner-Bilder von Heigel, sondern auch eine vom Porzellanmaler Dallmaier ausgeführte Regententafel mit den Porträts der Herrscher aus dem Hause Wittelsbach, sowie Büsten Richard Wagners, des Generals von der Tann, Ludwigs XIV. und Maria Antoinettes und die Bronzestatuen von Faust und Gretchen, Mephisto und Frau Martha Schwertlein schmücken. Das Wohn- und Arbeitszimmer zeigt eine Reihe von Bildern des deutschen Sagenstoffes, welcher ja die Begeisterung des Königs für die Schöpfungen Wagners nährte, von Ille und Spieß von hohem künstlerischem Werte. Ebenso sind hier von großer Schönheit die Alabasterstatuen von Bildhauer Zumbusch:

Tannhäuser, Parcifal, Lohengrin, Siegfried, der fliegende Holländer. Unter den Bildern, die sich nicht, wie weitaus die Mehrzahl, auf die Wagner-Motive beziehen, finden sich ein paar, von manchem kaum beachtete, aber doch bemerkenswerte, indem sie physiologische Aufschlüsse geben: das sind zwei Darstellungen der Bankette, die der König früher beim Georgi-Ordens-Ritterfest gegeben: auf dem einen, aus der Anfangszeit seiner Regierung, alles königlich, aber einfach, prunklos; auf dem zweiten, späteren, schon die Entfaltung aller jener extremen Pracht, wie sie sich auf Schritt und Tritt in Herrenchiemsee widerspiegelt. Am eigentümlichsten und ergreifendsten aber mag ein in dem an den Speisesaal anstoßenden Vorzimmer hängendes Bild wirken: es stellt die erste Landung des jungen Königs in Berg dar. Mit elastischem Schritt hat der schöne Jüngling den Strand betreten und glücklich schweift sein Auge über den frühlingsgrünen Park und das Schlößchen, das die Spiele seiner Kindheit gesehen, während im Hintergrund der See, auf dessen Wellen das Boot, das ihn gebracht, schaukelt, durch den vom Ufer heraufführenden Laubgang schimmert.

Das Schlafgemach des Königs ist klein und entsprechend den anderen Räumlichkeiten einfach. Es enthält eine braunpolierte Bettlade mit Roßhaarmatratze, ein Haarpolster mit einem Hirschfellüberzug, ein weißseidenes überzogenes Kissen und die blauseidene Decke, mit welcher bei der ersten Aufbahrung die königliche Leiche verhüllt war. Baldachinartig ist am Bett ein Vorhang von blauer Seide angebracht, darunter ein schön geschnitztes Kruzifix. Ein Nachtkästchen, ein Toilettentisch mit blaugläsernem Service, ein mannshoher Spiegel vervollständigen hier die Ausstattung. Den künstlerischen Schmuck geben ein paar Marmorbüsten und ein das königliche Schlafzimmer im Linderhof mit dem künstlichen Monde darstellendes Gemälde ab. Noch ist der beiden oben schon erwähnten Erkerzimmerchen zu gedenken. In dem einen, dem östlichen, aus dem eine Treppe zum Badezimmerchen führt, sah man noch einige Zeit lang nach dem Tode des Königs auf einer großen Etagère kleine Szenerien aus verschiedenen Opern, wie man sie für Puppentheater braucht, aufgebaut, zierliche Pappfigürchen, die Ankunft Lohengrins, Siegmund und Siegelinde, Wotan und Brunhilde, den Holländer an seinen Mast gelehnt und ähnliches, wie es eben Kinder vergnügen könnte, wie man es aber für die Unterhaltung eines noch so sehr für die „neue" Kunst schwärmenden Mannes unbegreiflich findet. Nun ist die immerhin bezeichnende Spielerei an das Museum in Straßburg verkauft.

In dem andern, dem nach der Seeseite gelegenen Erkerzimmer, befinden sich ein poliertes Stehpult mit Schreibzeug, ein Schränkchen und eine Bücherstellage, aber auch ihres Inhaltes entleert. Ich sah noch hier einen Teil der Bibliothek des Königs, zwar nur einen verschwindend kleinen, aber doch recht charakteristischen, eine Reihe nur französische Dinge behandelnder französischer Bücher, von der „heiligen Dreizahl der Lilien Frankreichs", wie sich Ludwig einmal ausgedrückt, von Louis XIV., XV., XVI.; von Maria Antoinette, aber auch der Ninon de l'Enclos, der Montespan, Pompadour, Valliere und anderen. Doch auch ein paar ganz neue deutsche Bücher, die Erzählungen Maximilian Schmidts, lagen dort. Vom Wohnzimmer des Königs tritt man auf einen den herrlichsten Seeblick spendenden Balkon

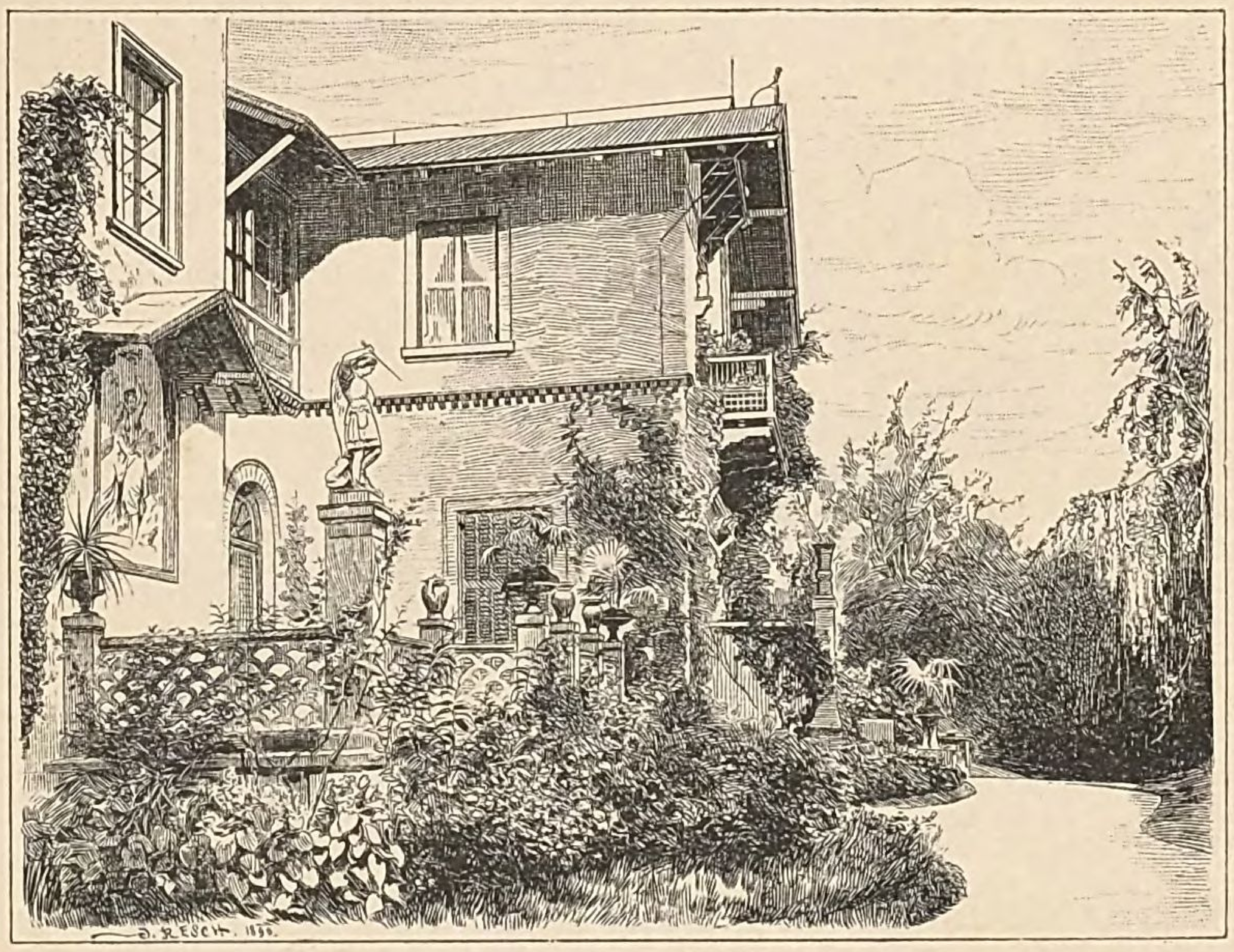
hinaus. Auf ihm pflegte jener am liebsten zu weilen, auch gern bei den wenigen Audienzen, die er doch zeitweise in Berg erteilte, von wo er dann immer wieder ab und zu in das Zimmer, das ganz lichtlos sein mußte und in das nur der Mondschein durch die offene Balkonthüre hereinfiel, zurückkehrte, um das unterbrochene Gespräch fortzusetzen. Diese Altane hätte man, als der König zum letztenmal, aber nicht mehr freiwillig, nach Berg gekommen war, dem armen Gefangenen auch unzugänglich gemacht, wie denn auch geplant war, das ganze obere Fensterwerk mit eisernem Gitter zu umgeben. Bis dies fertig gestellt, wollte man den König in dem Hause, näher dem Ufer zu, in dem sonst während des Hoflagers das Kabinetssekretariat sich befand, unterbringen. „Da hab' ich ja einmal schon gewohnt", antwortete er ruhig, als man ihm den Vorschlag machte, — es war, als die verstorbene Kaiserin von Rußland, die ihn damals mit Heiratsplänen für ihre Tochter geängstigt haben soll, im Schloß sein Gast war. Er wußte schon, welch anderes, kühles, alle Angst und Furcht stillendes Heim er sich suchen wollte.

Auch der Park von Berg steht im Gegensatz zu der landschaftlichen Umgebung der anderen Königsschlösser. Manchem dürfte seine ungezwungene Natürlichkeit auffallen und man könnte in ihm die ängstlich nachgehende Harke und Scheere des Hofgärtners vermissen, denn nur unmittelbar hinter dem Schlößchen finden sich ein paar sorgfältig gepflegte Rosenbeete. Sonst hat man dem natürlichen Wachstum der Bäume freien Lauf gelassen, über das Überwuchern des Grases unter ihnen weggesehen und so haben wir von dem Gehen unter diesem wirklichen Waldesschatten einen vollen freien Genuß. Der Park zieht sich teilweise verschiedene Hügel hinan, auf deren einem der prachtvoll ausgestattete maurische Kiosk stand, in dem der König in späterer Zeit seine einsamen Mahlzeiten einzunehmen pflegte, wie er das früher in der kleinen Laube im Hofraum des Schlosses zu thun gewohnt gewesen. Auch dieser Kiosk ist nun verkauft und der einst vor allen profanen Augen ängstlich gehütete in die Orangerie in Straßburg, einem öffentlichen Vergnügungsort, verpflanzt worden.

Nahe am Seeufer hin läuft der verhängnisvolle Pfad, der dem Könige und seinem Begleiter zum Todeswege geworden. Die Holzbank, auf welcher die beiden zuletzt noch gesessen und von der der König in den See hineingeschritten, ist nicht mehr vorhanden. Dagegen erhebt sich ein paar Schritte landeinwärts in einem aus den Bäumen herausgelichteten Halbrund eine mit einer Laterne und einem Kruzifix gekrönte Säule, um welche die Inschrift: 13. Juni MDCCCLXXXVI sich windet, als nicht gerade künstlerisch ausgeführtes Denkzeichen der Unglücksstätte.

Jetzt legen die Dampfboote, die zur Sommerzeit täglich hunderte von Fremden die Reize des schönen Starnberger Sees bewundern lassen, in Berg an und man geht gewöhnlich nach Besichtigung des Schlosses durch den Park nach der nächsten Schiffsstation, dem ½ Stunde entfernten Leoni. Zu Lebzeiten des Königs mußten die Schiffe, wenn die Königsflagge auf dem Turme die Anwesenheit des Schloßherrn verkündigte, in möglichst weiter Entfernung ihren Kurs nehmen und selbstverständlich war auch der Park dem öffentlichen Zutritt versperrt. Wollte der König den See befahren, so hat er sich ein paarmal, namentlich auch einmal gelegentlich eines Besuches der

Kaiserin von Österreich des stattlichen Salondampfers Bavaria bedient, der ihn dann, für ihn allein gemietet, in der Vollmondnacht planlos von einem Ufer zum andern oder ganz den See entlang trug. Für gewöhnlich aber begab er sich durch jenen schon erwähnten Laubgang vom Schloßhof aus auf sein eigenes kleines, prächtig ausgestattetes Dampfboot Tristan, mit dem er besonders gern zur Roseninsel hinüberfuhr. Diese liegt ziemlich nahe bei Possenhofen und ist die einzige Insel des Würmsees, früher Wörth geheißen, auf der in ältester Zeit ein Heidentempel gestanden haben soll. Dieser machte einer Wallfahrtskirche Platz, deren Besuch so stark war, daß zwei Brücken vom Ufer her geschlagen werden mußten. Auch für Pfahlbauten war die Insel ein interessanter ergiebiger Fundort. Im Jahre 1864 vorgenommene Untersuchungen ergaben an ihrer Südseite die deutlichsten Spuren solcher. Um einen sogenannten Steinberg, einen künstlich aufgeworfenen Hügel im See, stehen die Pfähle gruppiert.



Roseninsel.

Die Roseninsel führt ihren Namen von dem herrlichen Rosengarten, den schon König Max auf ihr anlegen ließ. Sie war schon auch dessen Lieblingsaufenthalt. Die köstlichsten Sorten der Königin der Blumen in einer unglaublichen Fülle von Exemplaren verbreiteten zur Zeit der Blüte fast einen berauschenden Duft. Den die ganze Insel bedeckenden Garten schloß ringsum eine hohe Hecke von Bäumen und Gebüsch hermetisch gegen die Außenwelt ab; kein Blick Vorüberfahrender vermochte diese verhüllende Wand zu durchdringen, nicht einmal die Landungsstelle des königlichen Schiffes konnte man deutlich erkennen. Inmitten nun des Rosenhaines erhebt sich eine kleine Villa im italienischen Stil, welche mit nur wenigen Zimmern das geliebte Buen Retiro der beiden Könige, des Vaters wie des Sohnes war. Beide brachten hierher gewöhnlich ihre Lieblingsdichter mit, um sich in dieser poetischen Abgeschiedenheit ganz und ungestört in sie versenken zu können. Und standen sie an einem der Fenster des ersten Stockwerks der Villa, so konnten sie sich an einem der herrlichsten Blicke weiden, die der See und seine Umgebungen bieten. Er gleitet über die roten und weißen und gelben Rosen in das Blaue des Sees, der dort sich weit und gewaltig ausspannt und erst dort seine Grenze zu haben scheint, wo die festen Berge mit der Farbe des Himmels wetteifern. Das Wasser und die Alpen wirken zusammen. Das Bewegliche und das Starre verbindet sich zu zauberischem Glanze. Der Anblick des südlichen Hintergrundes

wird immer imposanter. Der tiefblaue Schleier, welcher das Gebirge bisher noch umhüllte, beginnt zu zerfließen; die gigantischen Gebilde treten körperhaft und in ihren einzelnen Bestandteilen selbst dem unbewaffneten Auge unterscheidbar hervor: die dunklen Wälder der Vorberge um Tölz, Benediktbeuern und Kochel, das Hellgrün der Almen und Weideflecke, der felsige Würfel des Kirchstein, die kahlen Geschroffe der Benediktenwand. Und über allem lagert der Lasurdunst des Südens.

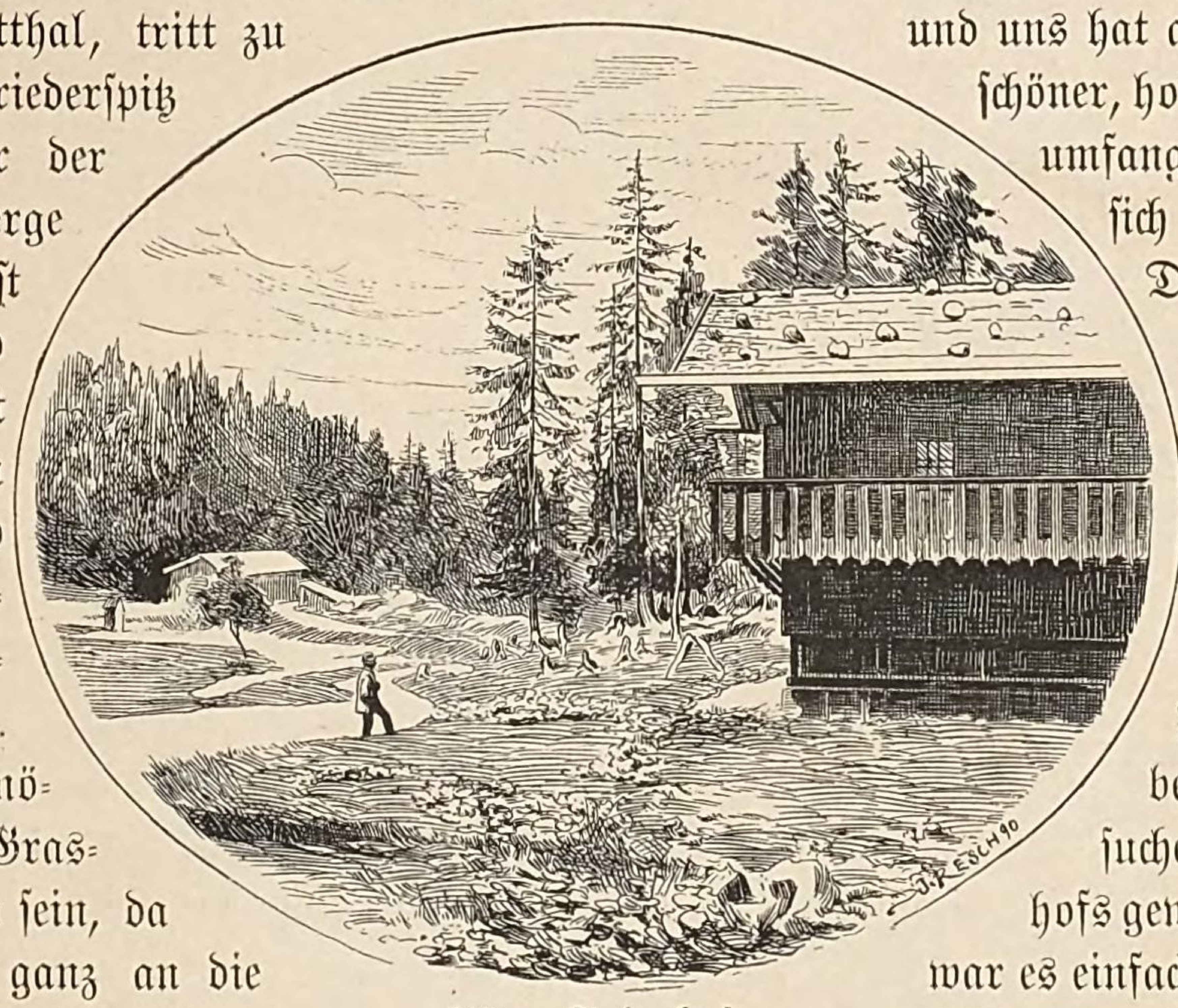
In seinen späteren Jahren, wo andere prachtvollere, fantastische Bilder das einfache und schlichte der Roseninsel in ihm zurückdrängten, wurde sie wenig mehr vom König Ludwig II. besucht und wer sie jetzt betritt, möchte fast über eine Vernachlässigung der herrlichen Anlagen klagen.

Berg wechselte in bestimmtem Turnus mit der Residenz in München und mit Hohenschwangau als Sitz des königlichen Hoflagers. Der König selbst aber band sich weder an das eine oder das andere. Schon früher änderten sich unberechenbar seine Entschlüsse. Glaubte seine Umgebung heute noch an ein längeres Verweilen in dem oder jenem Schlosse, so kam unerwartet der Befehl zum Aufbruch nach einem anderen. Tage lang mußte darum oft der mit verschwenderischer, fabelhafter Pracht ausgestattete Königszug auf den Bahnhöfen Starnberg oder Peissenberg wartend stehen oder die Relais mußten auf dem sogenannten Königswege, der Straße nach Linderhof und Hohenschwangau, Tag und Nacht sich bereit halten. Kam dann der König von Berg auf der ersten Poststation Seeshaupt angefahren, so saßen mit Blitzesschnelle hier die Jokeys auf ihren Pferden, jagte der Vorreiter, des Nachts die weithin leuchtende Laterne in der Hand, voraus und mit Windeseile der königliche Wagen ihm nach. Aber erst später, als seine zunehmende Körperfülle ihm das Fahren angenehmer erscheinen ließ, hatte sich der König dieses erwählt. Im Anfang seiner Regierungsjahre kannte er fast nur das Reiten; prächtig saß er zu Pferde und wer ihn jemals zu sehen Gelegenheit hatte, wie er durch die Wälder längs des Starnberger Sees dahersprengte, wird dieses fesselnden Anblickes nie vergessen.

Nach Hohenschwangau nahm der König von Berg gewöhnlich den jetzt durch die Eisenbahn brach gelegten Weg um den hohen Peissenberg hinab nach Hötten und durch die heitere Gegend über Peiting am Fuße des Hügels, der einst die Stammburg der Welfen getragen haben soll, nach Steingaden und Dorf Schwangau. Nach Linderhof dagegen führte die alte Straße über Murnau, Oberau und Kloster Ettal, dessen altberühmte Kirche als versuchte Verwirklichung des in Titurel aufgestellten Ideals des Gralstempels auf Montsalvatsch auch eine romantische Anziehungskraft für den König hatte, ins Graswangthal. Ein kleiner Weiler gibt dem letzteren seinen Namen. Denn Ammerthal, obwohl dieser Fluß aus ihm kommt, wagt es sich noch nicht zu nennen, indem die Ammer erst jenseits der Ettaler Mühle den Anlauf zu dem breiten, stattlichen Gewässer nimmt, das Oberammergau durchfließt. Hier, in ihrem Mutterthal, ist sie fast unsichtbar. Graswang, d. h. Grieswang, heißt darum jenes, weil das Gries, die Sandanhäufung des Flußbettes das Wasser fast ganz ertödtet hat. „Amber" heißt im Keltischen „verschlingen", der Sand, das Gries hat den Fluß verschlungen. Unterirdisch muß sich das erstickte Wasser sammeln und erstarken, sonst könnte man kaum begreifen, wie auf

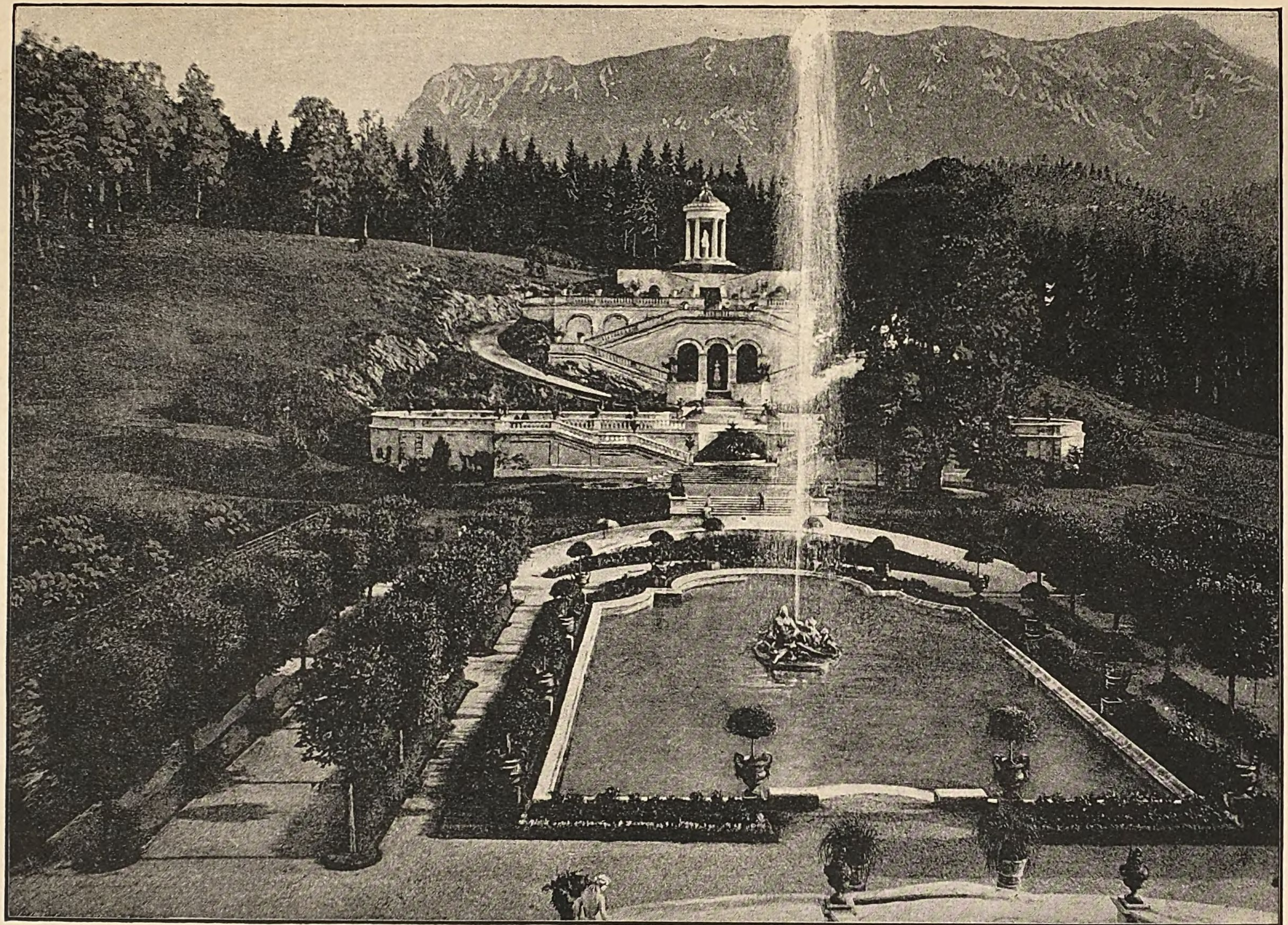
einmal der Fluß so stark und mächtig vorhanden sein kann. Grau und trocken liegt im Sommer der Thalboden da, aber wenn das Frühjahr und der Tauwind kommt, dann rauscht es unter den Schneelagern, welche die Wintergeister über das Gries gebettet, auch über jene, im Sommer so harmlos erscheinenden Rinnsale und Einbuchtungen hin, und wer an solchen Tagen ins Graswangthal kommt, der weiß dann, wer denn doch eigentlich Herr darin ist.

Es ist ein einsam stiller Weg, der durch dies Thal führt. Dieses selbst wird bald enger, die Berge fallen steiler zu ihm ab, der Wiesboden muß dem Walde weichen. Wie eine graue Steinwüste lagert das Gries unter den Bäumen sich hin, nur hier und da sprudelt ein Wasserstrahl aus ihm auf, aber der lange hölzerne Steg, der da über ihn hinüberführt, bekundet genugsam, daß man zu andern Zeiten hier hoch über wildschäumendem Gießbach gehen mag. Das Elmangries, fast ebenso breit, wie das Hauptthal, tritt zu diesem, der Friederspitz ragt als einer der höchsten Felsberge auf, auch sonst der Spitzen und Höhen viele sieht man auf beiden Thalseiten und vor- und rückwärts übereinander klimmen. Eine Stunde mögen wir von Graswang gegangen sein, da ist das Gries ganz an die Bergwand zurückgedrängt und uns hat auf zwei Seiten schöner, hoher Fichtenwald umfangen, lieblich hebt sich von seinem Dunkel das lichte Grün der Wiese ab, auf welcher das Forsthaus Linderstadl vor uns liegt. Jetzt ist dieses auch Fremden-Herberge für die Besucher des Linderhofs geworden. Früher war es einfacher unter seinem Eichen- und Buchengrün, mit den einladenden Tischen und Bänken vor der Thüre, auf die man höchstens ein Glas Bier und Brod gestellt bekam, und wenig waren der Gäste, die an ihnen rasteten. Denn zum alten Linderhof wanderten ihrer eine viel geringere Zahl, als die, welche den neuen überflutet. Und doch hatte auch dieser alte seinen großen poetischen Reiz und auch König Ludwig empfand ihn voll und ganz, ehe es ihn trieb, aus dem kleinen Jagdhaus, das hier sein Vater gebaut, ein Klein-Trianon zu machen. Man ging seitwärts des Forsthauses einen schmalen Pfad und einen kleinen Steg über den hier etwas Herr über das Gries gewordenen Bach und weiter einen niederen Hang hinan und stand dann nach wenigen Minuten wieder vor einem Haus, das aber noch einfacher, wir möchten sagen gewöhnlicher aussah als das Forsthaus, denn es erschien auf der einen, dem Ankömmling zunächst liegenden Seite als ein Bauernhaus mit dem hölzernen Fachwerk, der umlaufenden Altane, wie man sie eben in den Alpen überall findet. Aber wie wir näher und um das Haus herum kamen, so bot uns die andere Seite


Alter Linderhof.

ein etwas stattlicheres Bild. Im oberen Stockwerk gewahrten wir höhere Fenster, kostbare Gardinen waren über ihnen herabgelassen, Goldleisten schimmerten zwischen ihnen vor. In den Parterrezimmern standen die Fenster offen, wir schauten hinein in die Zimmer, sie waren jedenfalls einfacher als die oben eingerichtet, aber was man auch hier sah, paßte nicht zum Äußern des Hauses, sondern zeugte von fürstlichem Haushalt. Und hier, dicht neben uns, war ein Gärtchen, nicht groß, aber so wunderbar lieblich und poetisch mit der kleinen Fontaine, den saubern mit Sand bestreuten Wegen, den köstlichen Rosen, daß man nicht begreifen konnte, wie dies Kabinetsstück städtischer Gartenkunst auf einmal herkam in diese Naturwüchsigkeit ringsum. Denn sonst war alles Natur, einfach große, friedlich stille Natur, wohin das Auge sah, dort am Berghang der breitkronige Buchenwald, hier die frische Wiese, und war vor allem die herrliche, mächtige alte Linde, ein Königsbaum, wie so schön und hoch wenige auf Erden stehen. Sie hat schon dem alten Linderhof den Namen gegeben. Tausende konnten nicht begreifen, was hieher ziehen, hier fesseln konnte, denn still und weltentfremdet, eng und begrenzt war's, man meinte, es führe kein Weg hinaus aus dieser träumerischen Einsamkeit. Und doch war es schon damals wunderbar schön hier, ein verführerischer Ort für Träumen und Dichten, Menschen- und Weltvergessen. Vielleicht glaubte der König selbst eine zeitlang, daß in diese liebliche Idylle, so wie sie war, nichts mehr, was ihr fremdartig und störend sein könnte, hereinkommen dürfte, selbst die Waldkapelle, die in der Nähe der Linde stand, erschien in ihrem Schmuck der schönen Glasmalerei fast zu reich für die ländliche Umgebung. Aber auch hier sollte eine andere, ungesunde Strömung eindringen, der neue Linderhof nichts mehr von dem alten an sich haben. Und wie um den Kontrast zwischen beiden recht lebhaft zur Anschauung zu bringen, wurde das Jagdhaus König Maximilians nicht völlig entfernt, sondern nur versetzt, es steht heute noch, ungefähr 100 Schritte von seinem alten Platze, und hat u. A. mehrere Wochen dem Schauspieler Jos. Kainz während der Zeit seines intimen Verkehrs mit dem König zur Wohnung gedient.

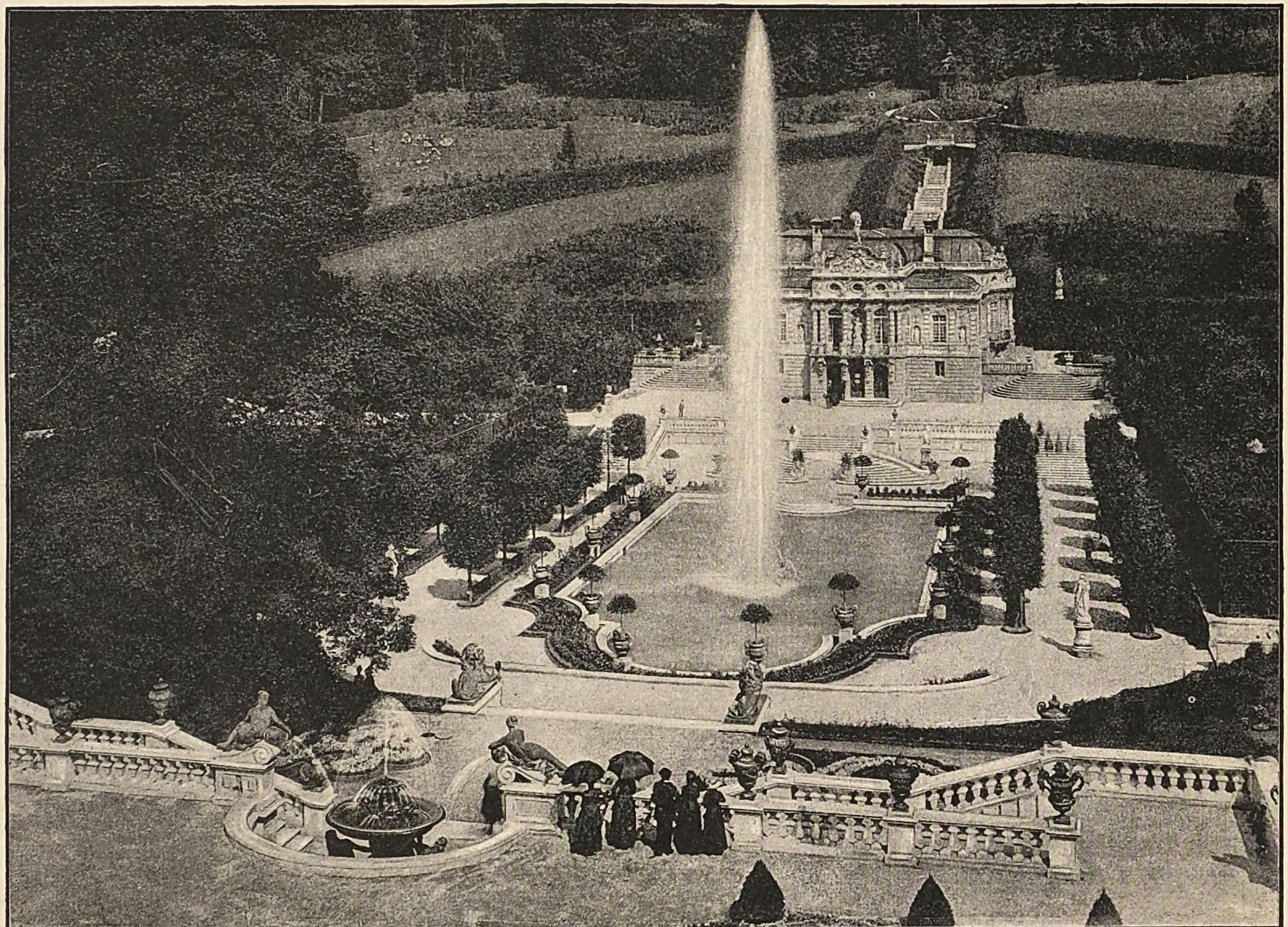
Wir verlassen Linderhof, um bald wieder zu ihm, d. h. dem idyllischen Waldkleinod in seiner neuen glänzenden Fassung zurückzukehren. Wir wandern weiter in der wildschönen Einsamkeit des Ammerwaldes, die vielleicht manchem etwas einförmig erscheint und doch immer wieder andere verschiedenartig gestaltete Szenerien zeigt. Es führt ein, auch von König Ludwig II. oft benützter, Fuß- und Reitpfad näher nach Hohenschwangau hinüber, zur Königsburg, die auf dem Marmorfelsen horstet, an dessen Fuß die Seejungfrauen spielen und um dessen Scheitel es rosig glänzend liegt, wie eine Zauberwolke, wie sie manchmal hereinflattern aus scheinbar längst versunkener Märchenzeit in die nüchternen Menschengegenden und die noch trockenere Menschenwelt. Aber auch der weitere Weg über Reutte hat seine großen Schönheiten. An den „Thorsäulen" tritt man aus stillem Hochwald wieder in belebtere, offene Gegend. Aber ein fast schauerlich Stück Naturromantik hat sich dort noch aufgestellt: die Felsen fallen steil ab, hängen drohend über dem Wanderer, unheimlich heulen die eng umschlossenen Wasser im tiefen Grunde, schmal drückt sich der Weg an der Felslehne hin — da atmen wir auf; wir sind durchgedrungen durch die düstere Klamm, da vorne ist's licht und


U. Consée pht. München

Linderhof.

Freitreppe.

Nach einer Photographie des Hofphotographen G. Böttger.



Linderhof.

Ansicht von der oberen Freitreppe.

Nach einer Photographie des Hofphotographen G. Böttger.

weit, ein großer Thalkessel liegt vor uns erschlossen, aber nicht der zunächst fesselt unser Auge, noch auch der neue, bisher noch nicht gesehene Bergkranz, der hinter ihm aufragt, sondern der grüne, wogende und wallende Schleier, den wir da vor uns ausgespannt zu sehen glauben, ist's, der mit neuem Zauber es uns angethan hat. Wir stehen am Plansee. Auch hier grüßt der Nixengruß der Bergseen unsern Eintritt ins Land Tirol. Woher wir aus dem engeren Vaterland ihm nahen mögen, an Seegestaden entlang, Seewogen rauschen das Abschiedslied des heimischen, den Willkomm des fremden Landes. Wollen wir nach Mittenwald durch die alte Scharnitz, die Porta Claudia, so sind wir am lichtblauen Kochel-, am tiefernsten Walchensee vorbeigewandert; steigen wir bei Jenbach ins Innthal hinab, so hat uns vorher der Kahn über des Achensees gefeierten und vielbesungenen Spiegel getragen und hier wollen wir, am Plansee, den ersten Becher frischen roten Tirolers uns kredenzen lassen. Die Geschichte läßt keine besonderen Namen über ihn ziehen, die Sage baut nicht ihre Burgen an ihm auf — man findet vielleicht an anderen Seen mehr Großartigkeit, Romantik und Poesie heraus: aber auch dies Seebild hat seine schöne, gerade in seinem friedvollen Abgeschlossensein zusagende Eigentümlichkeit, die einst auch König Ludwig oft und gerne den Weg zu ihm finden ließ. Oberhalb des monumentalen „Kaiserbrunnens", welchen König Maximilian II. zum Gedächtnis Ludwig des Bayern an der am Plansee hinführenden Straße errichtet, steht am Berghang eine Holzhütte und dicht daneben ein kleiner Pferdestall, der nirgends fehlt, wo König Ludwig II. sich ein noch so kleines Ruheplätzchen gegründet hatte. Hier weilte er viel, besonders gern in schöner Mondnacht, dann setzte er sich auch auf die Steinbank am Brunnen, vier große Laternen wurden um ihn her aufgestellt und der Tisch gedeckt, dort weilte er endlos lange Stunden. Mitunter stieg er in den Kahn und fuhr auf dem See umher.

Unweit des Kaiserbrunnens führt ein schmaler Fußpfad von der Straße zum Stuibenfall ab. Es ist dieser keiner der größten in den deutschen Alpen, aber immer einer der sehenswertesten, volle ungeschminkte Natur. Fast langsam, wie so gar nicht zu dem tollen Sprung vorbereitet, naht die Arche, wie der den Fall bildende Abfluß des Plansees heißt, der Felsenschlucht, durch und in welche sie in viergeteiltem Sturze hinab muß. Aber wie sie an deren Rand angekommen, da sammelt sie schon auch ihre ganze Kraft; ihre Wogen fest zusammenschließend und dann doch in jähem Fall wieder auseinander stäubend, wirft sie sich, an die 60 Fuß tief, an der von dem steten Anprall abgeglätteten Felswand hinunter. Da ruht das müde Gewässer etwas, allein schon lockt es ein neuer Fall; er ist noch jäher und höher als der erste, nichts hemmt seine Gewalt; fast senkrecht fällt die prächtige, gewaltige Wassermasse herab, wieder ist sie fest zusammengeballt und doch auch wieder in luftige, hochaufsteigende Staubsäulen aufgelöst, so daß der Name des „stäubenden Falles" vollkommen gerechtfertigt erscheint. In einem engen Felsenkessel hat der Fall sein Ende erreicht; schäumend, perlend und stäubend sammelt sich in diesem das Wasser, dann fließt es ruhiger, aber doch noch einmal über ein niedriges Felsenwehr sich werfend, aus ihm hervor und durch ein enges, dem Charakter der an den Fällen herrschenden Wildnis entsprechendes Thal der Ebene zu. Ein neues prächtiges Thal öffnet sich. Wieder wie ein See scheint's dort unten zu fließen, in dem Insel an Insel

auftaucht, aber es ist der Lech, der hier, ehe ihn die weiter abwärts erwartende Felsenenge umschließt, noch einmal sich seeartig ausbreitet. Die aus den Wolken vorgebrochene Sonne läßt rote und goldene Streifen über ihn hinspielen, aber noch farbiger glänzen die scheidenden Lichter auf den mächtigen Bergkronen und Spitzen, die das Thal umreihen. Da hebt sich hoch vor allen hinter grünen Vorbergen ein hohes Kalkgebirge, abgesondert von den übrigen, heraus, der Tauern, ein Bruchstück aus der östlichen Alpenwelt; wie dieser südöstlich über Reutte vortritt, so schützt dieses nordwestlich die hohe und doch grüne Umwallung des Gachtpasses, wo nur der Gimpelspitz felsengrau die grüne Hülle durchbricht, als Eckpfeiler des Lechthals. Im Norden steht der Hüter Hohenschwangaus, der Säuling, und an ihn anschließend die in Ferndust verschwimmende Kette der Algäuer Alpen, im Süden aber beherrscht der Thaneller die ganze Gegend, denn man mag in diese eintreten, woher man will, von den Bergen herab oder von der Ebene heraus, überall hält einem die Turnella, wie der Berg auch heißt, ihr naseweis Felsengesicht entgegen. So zieht sich's im stattlichen Halbkreis um den Ort her, der nun eigentlich der Glanzpunkt all des Geschauten ist, um den Tiroler Markt Reutte. Auch in ihm, im Gasthof zur Post, an welcher ein Bild über der Thüre an die einstige Nachtruhe eines andern Fürsten, Kaiser Josefs I. erinnert, hat König Ludwig zum öftern geweilt. War er doch dort im Gebirge, und seinen Bewohnern gegenüber auch bis in seine letzte Zeit hinein viel weniger der Menschenscheue und Abgeschlossene, als welcher er der großen Welt erschien, und wie die Post in Reutte, so kann auch das Schluchzenwirtshaus im Pinswangerthal an der Straße nach Linderhof, viel von seiner Leutseligkeit und Freundlichkeit gegen Jedermann erzählen. Aber gerade in dem letztern fanden wir schon lange vor der Katastrophe einen Beweis, wie der nächtige Schleier schon früh anfing, den hellen Geist zu umziehen. Dort befand sich ein Fremdenbuch, in das der König sich zum öftern einzeichnete. „Yo Il Rey“, schrieb er da mehr als einmal, ein Zeichen, daß das Majestätsbewußtsein nach spanischen und französischen Mustern schon gefährliche Blüten trieb.

Auf der gewöhnlichen Fahrstraße kann man Hohenschwangau nur über Füssen, der alten Stadt des heiligen Magnus an den fauces Julianae der Römer, dem Lechfall erreichen. Die nähere ist jener Königsweg und Fußgänger wandern auch auf dem von seiner blühenden Umrahmung nicht umsonst so genannten „Alpenrosenweg“ zum Schlosse, das König Max II. so wunderbar aus den Trümmern früherer Jahrhunderte hervorgezaubert. Und wenn auch jetzt die neue Burg, das Walhall König Ludwigs II., Neuschwanstein, das Hauptziel der zu jenem paradiesischen Flecken an der Grenze deutschen Landes pilgernden Hunderte und Tausende ist, sie kann der alten ihren wundersamen Reiz nicht nehmen. Um Hohenschwangaus Zinnen schwebt ein ähnlicher, besonderer Zauber wie über der Wartburg. Steht doch Minnesang, ja sogar Luthers Name mit beiden in gleicher Verbindung. Die wunderbare Waldpracht, die Hohenschwangau gleich der Thüringer Burg umgrünt, wird hier noch erhöht durch den Reiz des Hochgebirges, dem sie entstammt, und den Zauberspiegel der Seen, aus denen sie widerscheint. Das ganze Hohenschwangau ist eine köstliche Vermählung der Alpen mit dem großen Flachlande, so daß das Riesige mit dem Romantischen gemischt ist, dessen eigentlicher Reiz



Hohenschwangau.
Ansicht der ganzen Gegend.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

doch die Flußgebiete in kleineren Gebirgen sind. Die ganze Natur dieses einzigen Ortes trägt ein festliches Gewand. Woher der Wanderer aus der Ebene Hohenschwangau nahen mag, überall wird ihn der erste Blick auf die hoch auf ihrem Felskegel über ihm schwebende Burg überraschen, wenn sie ihn plötzlich, wie ein längst im Geist gesehenes, nun auf einmal lebendig gewordenes Traumbild entgegentritt.

Auch hier deckte einst finsterer Urwald die Gründe. St. Magnus, des heiligen Gallus und Columbanus Schüler, lichtete ihn und brachte den wilden Anwohnern des Lech christliche Lehre und Gesittung. Er erbaute mit seinem Gefährten Tosso ein Kirchlein, Mangoldzell geheißen, aus dem das heutige Pfarrdorf Waltenhofen, in dessen Kirche Königin Marie zum Katholizismus übertrat, erwuchs. Später siedelten sich hier die Schwangauer, die Ministerialen der von den Ufern des Bodensees bis an den Lech ausgebreiteten Welfen an, mit denen sie ein enges Band umschlang. Das Andenken des ersten dieses Geschlechts, dessen Name die Geschichte nennt, des treuen Gefährten des Bayernfürsten Welf in Konstantinopel, in Syrien, am Po und am Rhein, des Minnesängers Hiltebolt von Schwangau, hat nicht nur die Manessische Sammlung und die Chronik des Minneliedes bewahrt, sondern auch ein unvergeßlicher Dichter der Neuzeit, der poetische Herold des Ruhmes und der Schönheit Hohenschwangaus, Karl Stieler erneut, in

„Hiltebold von Swanegawe,
Weithin klingt dein Saitenspiel!
Und dein Lied gilt hoher Fraue,
Welcher Sang hat süß'res Ziel?"

Der Sitz der Schwangauer erhob sich hoch über der Ebene und ihren Seen, an den steilen Abhängen der Neudeck, von denen die Pöllat ins Thal stürzt. Auf der südlich vorspringenden Felsecke hatten schon die Römer ein Kastell gebaut, den von diesem stehen gebliebenen Wartthurm zogen die Schwangauer in den Bau ihrer Burg mit ein. Als aber diese mit der Zeit für ihr Geschlecht nicht genügend Raum mehr bot, da gründeten sie auf dem vordern Rücken des Felsens, der mit der älteren Burg nur durch einen schmalen Grat verbunden war, eine zweite. So entstanden die Schlösser Hinter- und Vorderschwangau.

Weiter unten gegen die Ebene zu stand ein drittes Schloß, seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Schwanstein geheißen, und unfern davon erhob sich auf dem Schwarzenberge noch ein viertes, der Frauenstein.

Von den Welfen kam die Lehensherrschaft an die Hohenstaufen. Auf Hohenschwangau nahm der letzte des hohen Geschlechts, der junge Konradin, Abschied von seiner Mutter, des Bayernherzogs Schwester Elisabeth, um über die Alpen in sein Königreich und zum Schaffot zu ziehen. Mit seinem Tod und dem Untergang der Staufen wandelte sich auch wieder Hohenschwangaus Geschick. Die Schyren, die Ahnen der Wittelsbacher, traten das Erbe jener an. Das Ansehen der Edlen von Schwangau aber war seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im Sinken und den stark Verschuldeten blieb nichts mehr übrig als der Verkauf ihrer Güter. Ein Augsburger Patrizier und kaiserlicher Rat, Johann von Paumgarten, war 1535 der Käufer. Das Gepränge

und der mit einem fürstlichen wetteifernde Glanz eines reichen Handlungshauses zog in die von italienischen Baumeistern und Künstlern völlig umgebaute Burg ein. Aber auch dieser kam der Verfall.

„Und wer noch auf Verderben sann,
Fand nichts mehr zu verderben.
In dreißig Jahren Krieg zerrann
Das Erbe und die Erben."

Nur Ruinen lagen zwischen den beiden Seen, dem smaragdgrünen, von Tannen beschatteten Alpsee und dem geheimnisvollen, tiefblauen Schwansee —

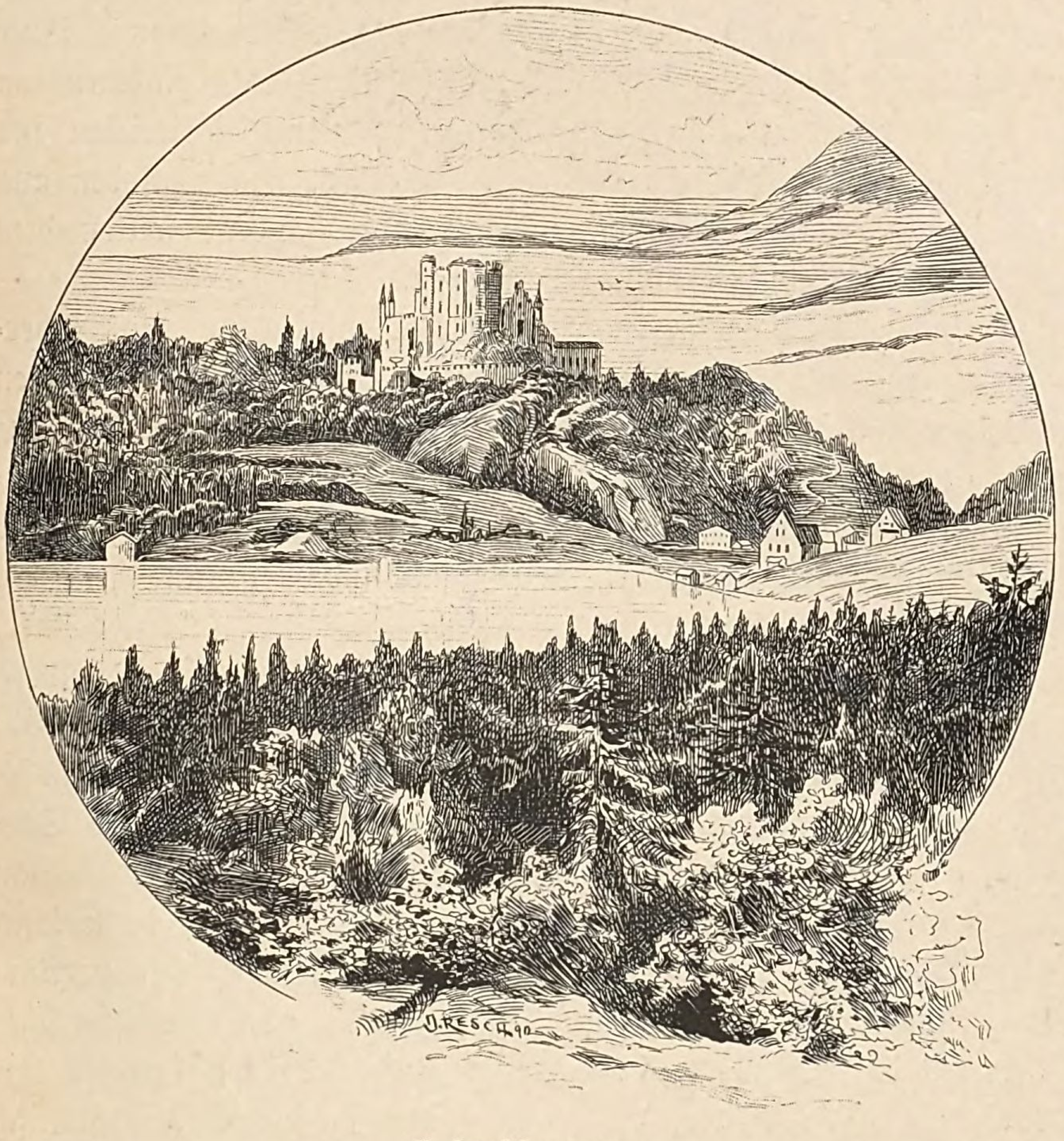
„Laß sie schwinden — Zeit und Dinge!
Aber du geduld' dich fein;
Wohl zweihundert Jahresringe
Wachsen noch im Walde dein:

Dann wird neue Lenzluft wehen,
Wieder hebt dein Zauber an,
Dein Gebäu wird aufersteh'n
Und zum Phönix wird dein Schwan!

Wenn das Banner wallt der Schyren,
Vor dem Thor hallt Hufgedröhn,
Und ein König wird dich küren —
Einsamkeit wie bist du schön!"

So sind's der Geister viele, die über Hohenschwangau hinziehen, Römer und Goten, Welfen und Hohenstaufen, Papisten und Lutheraner, Ritter und Sänger, und alle mögen sie es dem poetischen Sinn König Maximilians danken, daß er die verfallenen Mauern vor völligem Untergang gerettet, nicht nur sie wieder gebaut, sondern auch dem Glanze der Poesie und Kunst, der sie einst umsonnte, wiedergegeben hat. Im Jahre 1834 kaufte der damalige Kronprinz Maximilian die Ruine, um sie im Stil des Mittelalters durch Quaglio wieder aufbauen und von Münchner Künstlern mit Gemälden und Fresken zieren zu lassen. Daß Hohenschwangau dann der Lieblingssitz Maximilians geworden, haben wir schon erzählt. Nach seinem Tode blieb es auch der Königin-Mutter Witwensitz. Sie teilte mit ihrem Sohne die Wohnung im Schlosse. Und wenn wir für König Ludwigs Natursinn und Naturliebe eine Erklärung suchen, so muß sie in allererster Reihe in Hohenschwangau gefunden werden. Und wenn ihm dann auch der alte Bau nicht mehr genügte und er ihn von einem neuen, mehr seinen schwärmerischen Intentionen Rechnung tragenden überstrahlen lassen wollte, so hat er doch das Wohnen im Schlosse seiner Kindheit und Jugend nie ganz aufgegeben. Aber freilich auch wurde gerade auf Hohenschwangau der Grund zu des Königs geistiger Erkrankung, wenigstens nach einer Seite hin, die wir die „Schwanritterkrankheit" nennen könnten, gelegt. Davon muß den Unbefangenen ein Gang durch die Säle und Zimmer dieser Burg widerspruchslos überzeugen. Alles in Hohenschwangau atmet deutsche Romantik und insbesondere durchdringt die Schwanenrittersage die ganze Einrichtung. Ludwig II. beherrschte als persönliches Wappentier der Schwan. Auch Neuschwanstein sollte unter diesem Zeichen stehen, allein bevor es vollendet war, war der Schwan durch den Falken und den Pfau verdrängt worden. Jenen sollte die neue Burg Falkenburg, diesen Herrenchiemsee verherrlichen. Das gehört aber einem späteren Teile unserer Schilderungen an, jetzt haben sich diese der Einzelbesichtigung des alten Schlosses, wie man nun den Bau König Maximilians von Neuschwanstein unterscheidet, zuzuwenden.

Schattige Fußpfade und eine breite Fahrstraße durch den waldigen Schloßpark führen entweder zum Haupt-Doppelthor, welches mit den Wappen Bayerns und der Rheinpfalz, sowie einem fahnentragenden gemalten Ritterpaar geschmückt, das gezahnte Mauerwerk durchbricht und die Inschrift trägt: „Erbaut vom Edlen von Schwanstein im zwölften Jahrhundert“ — oder durch eine Nebenpforte in den, die eine Hälfte der Burg umgebenden Schloßhof. Schon hier begegnen wir dem Namen-verleihenden heraldischen Tiere des Schlosses, zunächst im Lindenschatten unter dem Schutze einer von Glink aufs Mauerwerk gemalten Madonna als wasserspendenden Brunnenfigur. Die andere Hälfte der Burg begrenzt ein zwar kleiner, aber auf das sinnig geschmackvollste angelegter Blumen- und Kunstgarten, auf dessen Terrassenvorsprung eine kräftige Fontäne ihren 36—40 Fuß hohen Strahl emporwirft; die wieder zurückfallenden Wassergarben sammelt eine kolossale Steinschale, die, unverkennbar nach dem maurischen Vorbilde der Alhambra komponiert, von vier Löwen nach Schwanthalers Modellen getragen wird. Weiter befindet sich auch hier der Eingang zu dem in Felsen gehauenen, durch Purpurscheiben magisch beleuchteten Marmorbad, in welchem zwei reizende Schwanthalerische Nymphen den Badenden belauschen. Sowohl die unmittelbar nächste arboreske und architektonische Umgebung, als auch der dunkelfarbige, durch die jäh aufsteigenden Berge gebildete Hintergrund gestalten ein landschaftliches Ensemble, wie es in seiner fast märchenhaft schönen Harmonie kaum irgendwo wieder gefunden wird. Das wird man auch dann zugestehen müssen, wenn man Alt-Hohenschwangau nach dem Wunderbau Neuschwanstein besucht. Im Gegenteil, der Eindruck dieses Nacheinander wird als ein überaus wohlthuender empfunden werden. „Schon die Inschrift über dem Thore: Erbaut vom Edlen von Schwanstein im zwölften Jahrhundert“, sagt K. v. Binzer



Hohenschwangau.

zutreffend, „versetzt in die wirklich romantische Stimmung aus der zuvor geistig heraufbeschworenen.“ So unterscheiden sich auch im Innern des alten Schlosses die Wandgemälde dadurch merkwürdig von denen im neuen, daß sie auch in der Form den romantischen Ton anklingen wie Uhland und Immermann, während die im neuen nur durch den Gegenstand romantisch sind, wie Götz von Berlichingen. Nach dem Willen des erlauchten Erneuerers Hohenschwangaus sollte die bildende Kunst in seinen Sälen und Gemächern die bedeutsamsten geschichtlichen Erinnerungen dreier deutscher Heldengeschlechter, der Welfen, Staufen und Scheyern gleichsam in einem Brennpunkte zusammenfassen. Aus dem Hintergrunde der Lokal- und der deutschen Helden- und Stammsagen sollte das Bild der vaterländischen Geschichte in vollem Glanze ihrer Majestät hervortreten, häusliches Leben und Sitte des Mittelalters als Rahmen um dasselbe sich schließen. Zwei besondere Räume bestimmte Kronprinz Maximilian für Erinnerungen an seine Reise in den Orient und für Darstellungen nach Episoden aus Tasso's „befreitem Jerusalem“. Innere Einrichtung aber und Hausrat sollten dem Stile des Baues und dem der Kunstwerke völlig entsprechen.

Die Ausführung sämtlicher Malereien wurde unter Dominico Quaglios Oberleitung Münchner Künstlern übertragen, dem genialen Moritz v. Schwind, dem tüchtigen Lindenschmitt, dem braven Techniker Glinek, dem Bruder Dominik Quaglios, Lorenz Quaglio, dem trefflichen Ruben, dem wackeren Pferdemaler A. Adam, dem Schlachtenmaler D. Monten, den Landschaftern Scheuchzer, M. Neher, Schimon, Nielson und manchem Anderen. Die Glasmalereien auf Hohenschwangau sind meist aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Die Möbel wurden von Steibel, P. M. Glink, Forstner, Sauter gefertigt. Unter den Ziergeräten zeichnen ein von F. Campe in Nürnberg hierher geschenkter großer Humpen, eine kunstreich gearbeitete Uhr vom Jahre 1587, eine für Herzog Wilhelm V. von Bayern 1591 gemachte Tischplatte aus Solnhofer Marmor, mit kunstvoller Eingravierung der Apostelgeschichte, sich aus. Das die Darstellungen aus Maximilians Orientreise enthaltende Zimmer ist mit Geschenken Sultan Mahmuds ausgestattet. Durchwandeln wir nun die Räume des Schlosses, in welchen die Kunst der alten Geschichten und Sagen ernsten Sinn in heitere Schöne verklärt und allenthalben Sprüche und Reime zu Scherz und Ernst und Wappen von historischer Bedeutsamkeit die Lücken und Erker füllen. Auf breiter flacher Treppe betreten wir das säulengetragene Erdgeschoß, das durch aufgestellte Rüstungen und emblematisch gruppierte Streitwerkzeuge zur mittelalterlichen, von gemalten Fenstern magisch erhellten Waffenhalle eingerichtet ist. Den Abschluß dieses Langraumes bildet, den zweiten Hauptfaktor des Mittelalters andeutend, der den kirchlichen Bedürfnissen geweihte, kapellenartig hergestellte Teil, der vom erstern nur durch ein unbedeutendes Gitterwerk getrennt ist. Hier ließ sich König Ludwig II. öfters um Mitternacht Messen lesen.

Das erste Stockwerk umfaßte zu König Ludwigs Zeiten die Wohnung der Königin Mutter, während jener die seine im zweiten genommen hatte. Die erstere beginnt mit dem Vor- und Billardzimmer mit altertümlichen Gegenständen und einem Murillo, der hl. Josef mit dem Jesuskind, der 14,000 Gulden kostete. Es folgt der

als Speisesaal benutzte Schwanenrittersaal mit vier enkaustischen Wandbildern, nach Zeichnungen von Rubens durch Neher und Lorenz Quaglio gemalt, Scenen aus der Lohengrin-Sage darstellend. Zu Grunde gelegt ist jene von der Wagnerischen etwas abweichende Auffassung derselben, nach welcher die fälschlich angeklagte Herzogin von Bouillon am Kaiserhofe plötzlich den Cleve'schen Schwanenritter als Kämpfer für ihre Unschuld gewinnt und ihm, nachdem er diese durch seinen Sieg über den Verleumder bewiesen, die Hand ihrer Tochter gibt. So sehen wir auf dem ersten Bilde, wie sich der Ritter von seinen Eltern verabschiedet, auf dem zweiten, wie er dem Kaiser durch Hornruf sein Nahen zum Gottesurteilkampf anzeigt, welchen Kampf mit dem falschen Ankläger (dem Telramund der Oper) das dritte Bild schildert, worauf das vierte den Empfang des Siegerlohns, die Heimführung der minniglichen Herzogstochter zeigt. Die Glasgemälde dieses Saals von Keller in Nürnberg stellen jene bekannte Erzählung aus Kaiser Maximilians Leben, wie er dem Albrecht Dürer die Leiter hält, und den hl. Sebaldus dar. Wir wenden uns in das erste Zimmer links, das Toilettenzimmer der Königin, den Schyrensaal, den Lindenschmitt mit acht Fresken aus der ältesten Geschichte Bayerns geschmückt hat, auf welche das Licht aus alten gemalten Fenstern fällt. Das erste Bild zeigt den Stammvater des erlauchten Geschlechts der Schyren, Markgraf Luitpold, wie er 892 das Normannen-Lager an der Dyle erstürmt; das zweite — wir folgen bei unserer Aufzählung der chronologischen Ordnung — den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, mit Heinrich dem Löwen zu Rom 1155 den Kaiser Friedrich I. in einem Aufstande beschützend. Auf dem dritten sehen wir den Sohn jenes Otto, Herzog Ludwig, wie er 1204 bei der schönen Ludmilla, der Tochter des Böhmerkönigs und Witwe Adalberts von Bayern, um Gewährung süßer Minne fleht. Dem Rat eines Getreuen folgend ließ die schlaue Frau drei Ritter auf einen Teppich malen und als der feurige Freier aufs neue warb, versprach sie ihm Gewährung, wenn er ihr vor jenen die Ehe gelobe. Er thats und alsbald traten hinter dem Teppich drei lebende Ritter als Zeugen hervor. Zürnend, daß er überlistet worden, eilt der Herzog von hinnen und brachte es über sich, die Geliebte ein Jahr lang zu meiden. Dann aber beging er mit ihr zu Kelheim fröhliche Hochzeit.

Es folgt der Kampf Herzogs Ludwigs im Heere des vierten Kreuzzugs gegen die Sarazenen in Egypten. Auf Ludwigs Rat sollte das Heer, da die Not von allen Seiten her stündlich wuchs, in der Nacht vom 26. zum 27. August 1221 nach Damiette zurückkehren. Aber die Unvorsichtigkeit Einzelner weckte die Sarazenen, welche nun die Schleußen des Niles aufzogen und einen Hauptdamm durchstachen. Mit den Fluten und den Feinden ringend, gewannen die Kreuzfahrer vom Sultan Kamel endlich den Vertrag, daß alle Gefangenen wechselseits zurückgegeben, Damiette von den Christen geräumt und der Friede acht Jahre lang gehalten werden sollte. Unter den Geiseln, welche beide Teile stellten, befanden sich von christlicher Seite auch Ludwig von Bayern, König Johann von Cypern und der Kardinal Pelagius.

Das fünfte Gemälde führt uns das Siegesmahl nach der Schlacht bei Mühldorf und Ampfing, 28. September 1322, vor, bei welchem Ludwig der Bayer das einzige aufgetriebene Gericht den Kampfgenossen vorlegte und austeilte, seinem Feldhauptmann

die bekannten, auf dessen Grabtafel im Kloster Kastel aufgezeichneten Worte zurufend: „jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei“.

Ebenso verherrlicht die sechste Freske die Versöhnung Kaiser Ludwigs mit seinem Gegner Friedrich dem Schönen auf der Trausnitz 1325. Die siebente macht uns zu Zeugen des Hochzeitsturnieres Georgs des Reichen 1475, auf welchem Herzog Christoph von München den prahlerischen Woywoden von Lublin aus dem Sattel hob. Und endlich beschließt diesen bayerischen Cyklus würdig und bedeutsam der große Geschichtsschreiber der Bojuwaren, Johann Thurmayer, genannt Aventinus.

In möglichst denkbarem Kontrast zum Schyrensaal steht das nun folgende Orientzimmer, das Schlafkabinet der Königin, das ihrem Gemahl das Gedächtnis seiner Morgenlandfahrt im Jahre 1842 erhalten sollte und das darum die Maler Scheuchzer mit den Ansichten von Smyrna, Troja, Mytilene, den Dardanellen, Konstantinopel und Bujukdere und Monten mit der Darstellung der Einfahrt in Beglerbeg, des Empfangs des Kronprinzen beim Sultan und den Einzug Maximilians mit seinem Bruder König Otto in Athen geschmückt hatten. Südlich vom Schwanrittersaal ist ein Erkerzimmer, das „Ruh-“ oder Schwangauer Zimmer, der Lokalgeschichte Hohenschwangaus geweiht. Sieben Gemälde Lindenschmitts beziehen sich auf diese. Sie zeigen den Tod des von seiner Romfahrt heimkehrenden Kaisers Lothar II. (1137) in einer Hütte des unfern der Burg gelegenen Dörfchens Breitenwang; den ritterlichen Minnesänger Hiltebolt von Swanegau; den Abschied Konradins von seiner Mutter 1267; den Überfall des Klosters Reittenbuch durch Georg von Schwangau 1280; die Rettung des von seinen Feinden auf der Heerstraße überfallenen und verwundeten Konrads von Schwangau in der Abtei Steingaden 1316; Luthers gastliche Aufnahme in Hohenschwangau, als dieser am 20. Oktober 1518 nach seiner Unterredung mit Kardinal Cajetan unter dem Schutze des Patriziers Langemantel Augsburg, heimlich flüchtend, verlassen hatte; und endlich Kaiser Maximilian I., der auch von Augsburg schon in Todesahnung nach Füssen gereist, um nach der Ehrenberger Klause weiter zu ziehen. In Füssen nimmt der letzte Ritter Abschied.

An dieses Schwangauer- stößt das Berthazimmer. Einen Schatz, der alles Übrige in beiden Schwanen-Schlössern geistig überragt, birgt dieses in den fünf herrlichen, vielleicht weniger in die Augen fallenden, aber um so mehr zur Seele sprechenden Fresken, mit denen Meister Schwind die abenteuerliche Sage von der Herkunft Karls des Großen verherrlicht hat. Der Frankenkönig Pipin hatte seinen Marschall abgesandt, die Tochter eines mächtigen Fürsten im Osten Europas für ihn als königliche Braut einzuholen. Dieser beschließt, sein eigenes Kind als Prinzessin unterzuschieben und die echte Braut ermorden zu lassen. Der Plan gelingt, nur mit dem Unterschiede, daß die mit der Ermordung beauftragten Knechte Mitleid mit der bildschönen Jungfrau haben, sie leben und in die Wildniß entfliehen lassen. In dieser findet sie der Müller in der Reismühle im Würmthal, bei dem sie sich durch ihrer kunstfertigen Finger Arbeit ernährt. Nach langer Frist reitet der König von der Burg eines seiner Edlen, dem jetzigen Weihenstephan, zur Jagd ins Mühlthal. Bald kommt er von seinem Wege ab und verirrt sich, blos von seinem sternkundigen Arzte und einem Knechte



Schloß Hohenschwangau.
Rittersaal.



Schloß Hohenschwangau.
Gräfin Agnes-Zimmer.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

begleitet, bis endlich ein von der Ferne her schimmerndes Licht die Ermüdeten zur Reismühle leitet. Da sieht der Astrologe in den Sternen geschrieben, daß in dieser Nacht der König mit seiner ehelichen Hausfrau einen Sohn gewinnen werde, vor dem der Christen und Heiden Könige sich neigen. Der Müller gesteht, daß er seit sieben Jahren eine wunderholde Jungfrau hüte und durch den Verlobungsring an ihrem Finger erweist sich Bertha als die echte Königsbraut. Strenges Gericht ergeht über die Betrüger und die falsche Königin. Im folgenden Jahre aber ward auf der Reismühle das Knäblein geboren, das als Carolus Magnus alle Welt mit seinem Ruhm erfüllen sollte.

Das letzte Gemach des ersten Stockwerkes, das Empfangszimmer, heißt das Burgfrauen- oder Agnes-Zimmer wegen seines von Schneider auf Leinwand gemalten Bilderschmucks, der in elf Scenen aus dem Leben und Weben der Pfalzgräfin Agnes, der Gemahlin Ottos von Wittelsbach, das häusliche Treiben deutscher Burgherrinnen überhaupt schildern soll. Ein silberner Kronleuchter, den 12 gekrönte Schwäne tragen, ist dieses Raumes besondere Zierde.

Wir steigen nun zum zweiten Stockwerk, der einstigen Wohnung König Ludwigs II., empor. Sie paßt mehr als das unter ihr liegende zu den Prachtansprüchen des Monarchen. Schon der erste, der Audienz- oder Heldensaal nimmt die ganze Länge des Schlosses ein. Wieder begegnen wir in ihm dem Genius Moriz von Schwinds, nach dessen Kompositionen Neher, Glink u. A. 16 Bilder aus der nordischen Wilkyna-Sage, dem dem Nibelungenliede vorausgehenden Sagencyklus gemalt haben.

Wir betreten links im Ankleidezimmer des Königs den Hohenstaufensaal, in welchem Lindenschmitts Pinsel sich mit sechs Darstellungen aus der Geschichte des hehren Kaisergeschlechtes beschäftigt hat.

Die erste zeigt Mailands Demütigung durch Barbarossa 1162, da das unglückliche Volk mit Stricken um den Hals vor dem Sieger erschien und den Mast des Caroccios vor ihm neigte. Auf der zweiten sehen wir den großen Sieg des großen Hohenstaufen über die Ungläubigen bei Iconium, 1190, gewonnen im Feldgeschrei: „Christus herrscht!"; — auf der dritten des Rotbarts Tod im Flusse Saleph, wenige Tage nach jener glorreichen Schlacht. Das vierte Bild verherrlicht Kaiser Friedrich II., wie er, 42 Jahre nach der Eroberung Jerusalems durch Saladin, sein in Aachen bei der Krönung gethanes Gelübde lösend, 1229 die heilige Stadt den Christen wiedergewinnt und deren Schlüssel empfängt. Das fünfte weist Frangipanis Verrat an Konradin und die Gefangennahme des letzten Staufen. Enzios Gefangenschaft in Bologna 1270 schließt den Hohenstaufen-Cyklus ab. Der Erker neben dem Hohenstaufensaal ist das Betzimmer des Königs mit Bildern der Madonna und des heiligen Nikolaus, Geschenk des Kaisers von Rußland, und entzückender Aussicht auf Neuschwanstein und die beiden Seen.

Die Reihe der Erinnerungen an das Morgenland, welche durch die zweite, dritte und vierte Komposition der Bilder des Hohenstaufensaals angeregt wurden, setzt sich in dem anstoßenden Tassozimmer in der von Schwind auf die Wände gezauberten

Episode: „Rinaldo und Armida" aus dem „befreiten Jerusalem" fort. Es ist leicht erklärlich, daß Armidens Wundergarten König Ludwig als passende Umrahmung seines Schlafgemachs erschien, zu welchem er darum das Tassozimmer machte. Es ist dies deshalb auch das einzige der Burg, das eine größere Veränderung erfahren. Der Plafond wurde in den Sternenhimmel umgemalt, künstlicher Mondenschein fiel auf das mächtige Bett des Königs, das ebenfalls künstliche Gewächsgruppen und Blumen umgaben, ein Wasserfall rauschte, der erlauchte Schläfer glaubte wirklich in einem Zaubergarten zu schlummern. Man hat auch diesen nun entfernen zu müssen geglaubt, die Öffnung der Decke, durch welche der Mond hereinschien, ist vermauert, Blumen und Gesträuche sind weggeschafft, der Wasserfall ist verstummt und das Tassozimmer so etwas nüchtern geworden. Es hätte auch in seiner fantastischen Ausstattung die Harmonie Alt-Hohenschwangaus nicht gestört.

Diese setzt sich nun wieder in dem Bibliothek- oder Welfenzimmer fort, das den naturgemäßen Gegensatz zum Hohenstaufensaal bildet, indem es des großen Staufenkaisers einstigen größten Freund und späteren größten Feind, Heinrich den Löwen, verherrlicht. Die sechs Bilder sind von Lindenschmitt gemalt. Das erste hat die Gründung Münchens 1158 durch den jungen Löwen zum Vorwurf. Das zweite führt uns in dessen Geschichte schon um 12 Jahre weiter, indem es Heinrich als den Besieger und Bekehrer der Slaven zeigt. Während die Priester den heiligen Opferhain zerstören, jagt der Gewaltige den Haufen der Besiegten in den Schweriner See. Das dritte Bild zeigt den festlichen Empfang des Kreuzfahrers Heinrich auf seiner Rückkehr vom gelobten Land bei dem Sultan zu Iconium 1172. Auf dem vierten Bilde sind wir Zeugen der Zusammenkunft Barbarossas und Heinrichs des Löwen im Frühjahr 1176, die nach den einen Berichten in Chiavenna, nach den andern in Partenkirchen stattgefunden und in welcher der Kaiser den frühern treuen Freund umsonst um Hilfe angefleht. Lindenschmitt gibt hier die am reichsten ausgeschmückte Überlieferung des denkwürdigen Vorgangs, nach der Friedrich, auf einen Augenblick die Majestät vergessend, die Füße des Herzogs umfaßt und ihm die Kaiserin zugerufen haben soll: „Stehe auf, Gott und Du gedenket einst dieses Tages!" Des Kaisers Niederlage bei Lugano und die Ächtung des Löwen, der Übergang seines Herzogtums Bayern an die Wittelsbacher waren die Folgen der Weigerung des Stolzen. Aber auch ihm leuchtete nach schmerzlichen Erfahrungen die Sonne des Glückes wieder. Sie scheint aus dem fünften Bild, seinem Einzug mit seinen gefangenen Gegnern in Braunschweig, und volle Friedensstimmung weht aus dem letzten, auf welchem wir den alten Helden auf seinem Sterbelager (1195) sehen.

In die älteste Zeit bajuwarischer Geschichte versetzt uns noch einmal das Gast- oder Autharisszimmer zurück, in dessen künstlerischer Ausschmückung Glink nach Schwinds Entwurf die Sage von der Bayern und Longobarden Vereinigung behandelt hat. Paul Warnefried erzählt von Autharis, dem Könige der Longobarden, daß er Boten an den Hof Garibalds, der über Bayern herrschte, gesendet, um dessen Tochter Theodolinde für ihn zu werben. Garibald versprach sie ihm und die heimgekehrten Gesandten konnten kein Ende finden, die Schönheit und Minniglichkeit der Braut zu rühmen. Neugierig beschloß Autharis, selbst nach Bayerland zu fahren und unerkannt

die Verlobte zu sehen. Am Hoflager Garibalds angekommen, sprach er zu diesem: „Mein König sandte mich her, daß ich seine Braut schaue und ihm recht nach Treuen schildere.“ Alsbald erschien Theodolinde vor dem Gaste und als Autharis sie ersah, sprach er mit Freuden: „O wohl ist sie wert, über uns zu herrschen“, und erbat sich's, daß sie ihm den Becher reiche. Ehe er ihr aber diesen dankend zurückgab, berührte er, ohne daß es die Anderen bemerkten, mit seiner Hand Theodolindens Finger und fuhr sich mit der Rechten über das Gesicht. Theodolinde vertraute voll Scham, was ihr widerfahren, ihrer Amme, diese aber erwiderte ihr: „Gewiß war der, der dich berührte, dein Bräutigam selber, denn ein Geringerer hätte es nicht gewagt; dieser aber ist so hoch und herrlich von Gestalt, daß er ein König und dein Gemahl zu sein wohl verdient.“ Die Bayern gaben den Longobarden das Geleite bis zur Grenze. Beim Abschied aber hob sich der letzteren König hoch im Bügel und rief, seine Streitaxt in einen Baum schleudernd: „Solche Würfe thut Autharis“! Daran erkannten ihn die Bayern. Nicht lange Zeit darauf zog die königliche Braut ins Longobardenland und die Hochzeit wurde auf dem Salisfeld oberhalb Veronas mit großer Pracht gefeiert.

Die ganz Hohenschwangau beherrschende Poesie des ritterlichen Mittelalters faßt sich noch einmal im letzten, dem Arbeits- oder Ritterzimmer zusammen, in dem uns dieses, auch nach Schwinds Entwürfen, in das Ritterleben selbst versetzt. Der Knabe erlernt die Kunst, die Rosse zu tummeln, — der Jüngling hält die erste Waffenwacht und empfängt den Ritterschlag — der Ritter nimmt den Turnierpreis aus schöner Hand — Falkenjagd, erste Liebe, des Kreuzfahrers Abschied, Kampf im Morgenlande, glückliche Heimkehr runden sich zu schönem Ganzen.

Vor jedes Fenster der Säle und Zimmer, die wir durchwandern, hat sich auch ein anderes, liebliches Aussichtsbild gestellt, bald hinab zu den smaragdenen Seen, die den Fuß der Burg umfluten, bald hinauf zu den duftigen Berggipfeln oder hinaus in den Schloßgarten, wo Ephen und Weinlaub das Kranzband einer Fülle von duftenden Blumen sind, der Löwenbrunnen seinen Wasserstrahl hoch hinaufschleudert, das Felsenbad sich in magischen Rosenschimmer hüllt.

Ja, es ist schön, auf dieser Burg zu wohnen, wird doch der, der nur auf Stunden hier weilt, unwiderstehlich von ihrem Zauber betroffen. Was Wunder, daß dieser auch den letzten königlichen Burgherrn ganz in seinen Bann gezogen hat, daß es früh sein Lieblingstraum wurde, hier ein zweites der Kunst und Poesie, der Sage und Geschichte deutschen Landes, der Romantik früherer Jahrhunderte geweihtes Schloß zu bauen? Aber die fast mehr als großartig gelungene Ausführung dieses Gedankens gehört einer späteren Lebensperiode des Königs an und darum soll sich das Feenbild Neuschwansteins auch später erst vor unserm geistigen Auge aufbauen.

Aber auch noch anderwärts als in Hohenschwangau und Linderhof gab es für Ludwig „Königsstillleben in den Bergen“. Dürfte da vor allem der Herzogstand ungenannt bleiben?

Wer an der Station Penzberg der Starnberg—Murnauer Bahn diese verläßt und den Bergen zu will, hat staubigen und mühseligen Weg zu überwinden, bis ihm die Gewaltigen der Alpenwelt näher treten. Hat er aber das hinter sich, dann

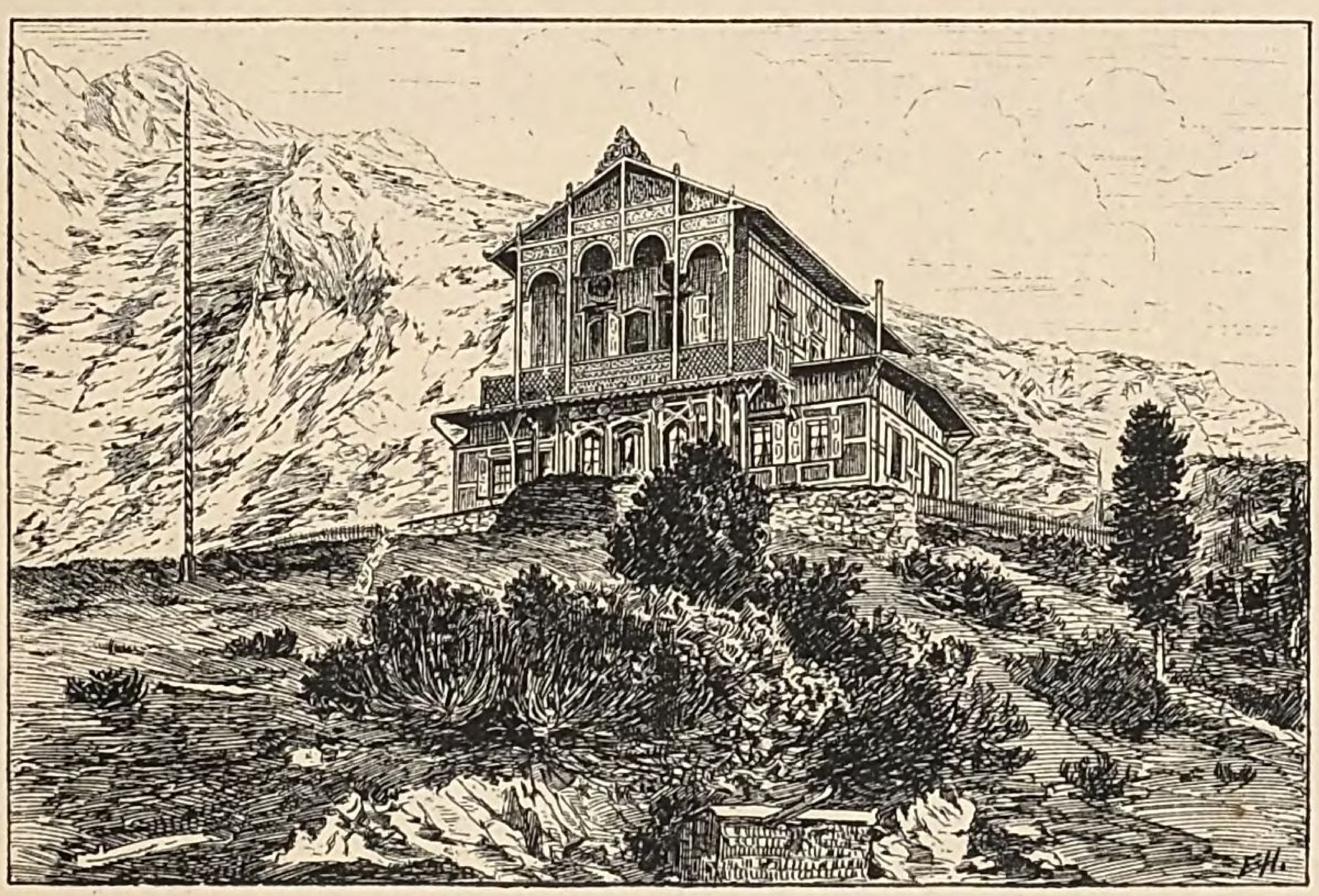
umweht ihn erfrischende Kühle, Berg- und Seeluft strömt stärkend zum Herzen, noch einen Blick hinaus zur Ebene, dann ist diese verschlossen, das mächtige Thor, das sich dort zwischen der Benediktenwand, dem Herzogstand, dem Heimgarten und wie sie alle heißen, jene hochmögenden Herren, deren Fuß teilweise der anmutige grüne Kochelsee netzt, aufthut, hat sich auch uns geöffnet. Wir wandern den Kesselberg, das Schrecknis aller müden Pferde und auch abgematteter Fußgänger, hinan. Es ist eine der steilsten Alpenstraßen, aber auch eine der ältesten; sie wurde in demselben Jahre angelegt, in welchem Columbus Amerika entdeckte. Herzog Albrecht IV. baute so den alten Saumpfad, der ehedem hier hinüberführte, um. Zur Seite des Weges rauschen die kleinen Kochler Wasserfälle.

Man sollte kaum meinen, daß wir, eben von einem Seerand kommend, zu einem anderen, viel höher gelegenen, hinaufsteigen. Und doch ist dem so. Bald stehen wir oben und schauen hinein in eine wunderbar schöne Seeflut, so schön und großartig, wie wir wenige in dem deutschen Alpengebiet kennen, die des Walchensees oder Wallersees, wie er auch heißt. Ob unsere Straße in der Bergenge noch den Weg zu ihm vollends hinab findet, ob andere Wege an den unmittelbar in den See hängenden Bergen und Hängen einen Raum haben, wir wissen es nicht; solche Einsamkeit erschreckt fast, wenn man eben aus dem Getriebe der Welt kommt; es ist uns, als ob wir auf ein Stück Erde schauten, dem wir als erste Zeugen des Menschenlebens nahten. Nur zwischen Wasser, Wald und schneegefleckte Felswüsten scheint Alles geteilt. Schwarze Fichtenforste umnachten die große dunkle Flut, duftige 8000 Fuß hohe Felsenhöhen umsäumen sie, sich im Seespiegel verdoppelnd, und selbst die ferneren Gebirge, das große Karwendelgebirge, scheinen noch in diesem wider. Der menschlichen Wohnungen sind wenige am Walchensee; erst, wenn wir unmittelbar vor ihr stehen, sehen wir die erste im „Jäger am See". Von der Terrasse desselben schaut man besonders in Mondscheinnächten gerne und lange hinein in das einsame, ernste Gewässer. Man sieht's ihm nicht an, wenn die Wogen so gleichmäßig auf und nieder gehen oder im Takte fast an das Kiesgerölle, das sie dem Ufer abgewonnen haben, schlagen, wie es oft so erregt und stürmisch werden kann. Wenn die Berge im Südwesten ihre Sturmhaube aufsetzen, dann treibt jeder Kahn, der noch draußen sich schaukelt, ängstlich ans Land, dann rasen und stöhnen die entfesselten Wasser, dann ist verloren, was noch in ihrem Bereiche ist.

Dort vom Jäger am See führt der Reitweg König Ludwigs auf den Herzogstand. Bequemer können wir keinen Berg ersteigen; unmerkbar hebt uns der Pfad ein hundert Fuß nach den anderen. Erst wenn der Wald sich einmal lichtet und ein frei gelegenes Hochthal uns aufnimmt, sehen wir, daß wir um ein beträchtliches schon heraufgekommen sind. In vielen Windungen zieht sich der Steig höher. Anstatt der Buchen und Tannen besäumen ihn nur noch die Latschen. Zwischen ihnen liegen weiße Kalktrümmer, rieseln hier und da seichte Wasser. Schon möchte an der oder jener Stelle, wo sich eine Öffnung hinaus zu der tiefer und tiefer uns entschwindenden Menschenwelt aufthut, der Fuß stille stehen und das Auge sich voreilig weiden an der immer mächtiger sich aufdrängenden Aussichtspracht, allein von der Jochhöhe herab

winkt die Veranda des königlichen Schlößchens, darum vollends hinauf, wo dann alles mit einem Male, mit einem Zauberblick vor uns ausgebreitet sein muß.

Und so ist es auch. Nicht mit Unrecht mag man den Herzogstand dem Rigi vergleichen. Gleich diesem nicht allzuschwer zu ersteigen, hat auch er tiefblaue Seen zu seinen Füßen, wunderbare Blicke in die noch nicht dem Auge meilenweit entrückte Ebene und doch gleichzeitig in die ganze Pracht der höheren Alpenregion. Wie da draußen und drüben Berg an Berg, Zinne an Zinne sich reiht an der blinkenden Wand, über alle hoch sich hebend der Ortler, vor ihm ausgegossen das Oetzthaler Eismeer, so liegt drunten auch weit hinaus ein gut Stück des reichen Altbayerlandes ausgebreitet, einer Karte gleich, auf der wir an Straßen, Seen und Flüssen nachzählen können, wo unser Fuß schon gewandert, wo wir schon gemütlich gerastet oder wohin sich unser Pilgerstab noch weiter setzen soll. Namentlich der Reichtum an Seen ist es, der hier das Auge entzückt. Dort liegt der Starnberger als weites Lasurbecken in der schillernden Ebene; drüben vom Ammersee schaut der „heilige Berg“ von Andechs her, glänzt der Rieg- und Staffelsee auf, aber am bezauberndsten ist doch tief unten der nächste Vordergrund, der tiefgrüne Walchen-, der lichtblaue Kochelsee. Und in all diesen Zauber hinein, in diese Pracht hinaus hat nun des Königs Berghaus die hellste und sonnigste Schau.



Schachen.

Da mußte es ihm wohlig zu Mute sein, in der duftigen Frühe, wenn die Sonne, die bleichen Schneehäupter mit rosigem Hauch belebend, höher und höher stieg, die Nebel zu Thale sanken und aus ihnen dann Punkt für Punkt, Landschaft für Landschaft, das Bild der Ebene entstieg, oder des Abends, wenn drunten alles schon in Dunkel sich hüllte, ihn, den Einsamen, noch das letzte Glühen der in Purpur getauchten Firnen grüßte!

Es ist ein einfach, aber wohnlich zugerichtetes Haus, dessen eine Veranda hinüber schaut in die Bergschlucht, aus der wir heraufgekommen sind, während die andere einen vollen Blick auf die vergletscherten Ketten zwischen Selrain, Stubai und Oetzthal hat. Eine halbe Stunde höher, wo die immer kühner, aber auch da ganz gefahrlos sich windenden Serpentinenpfade den höchsten Gipfel und damit fast 6000 Fuß vollends ersteigen, ist noch eine kleine Rotunde gebaut, in der man eigentlich mitten in diesem unvergleichlichen Diorama der Gebirgswelt steht.

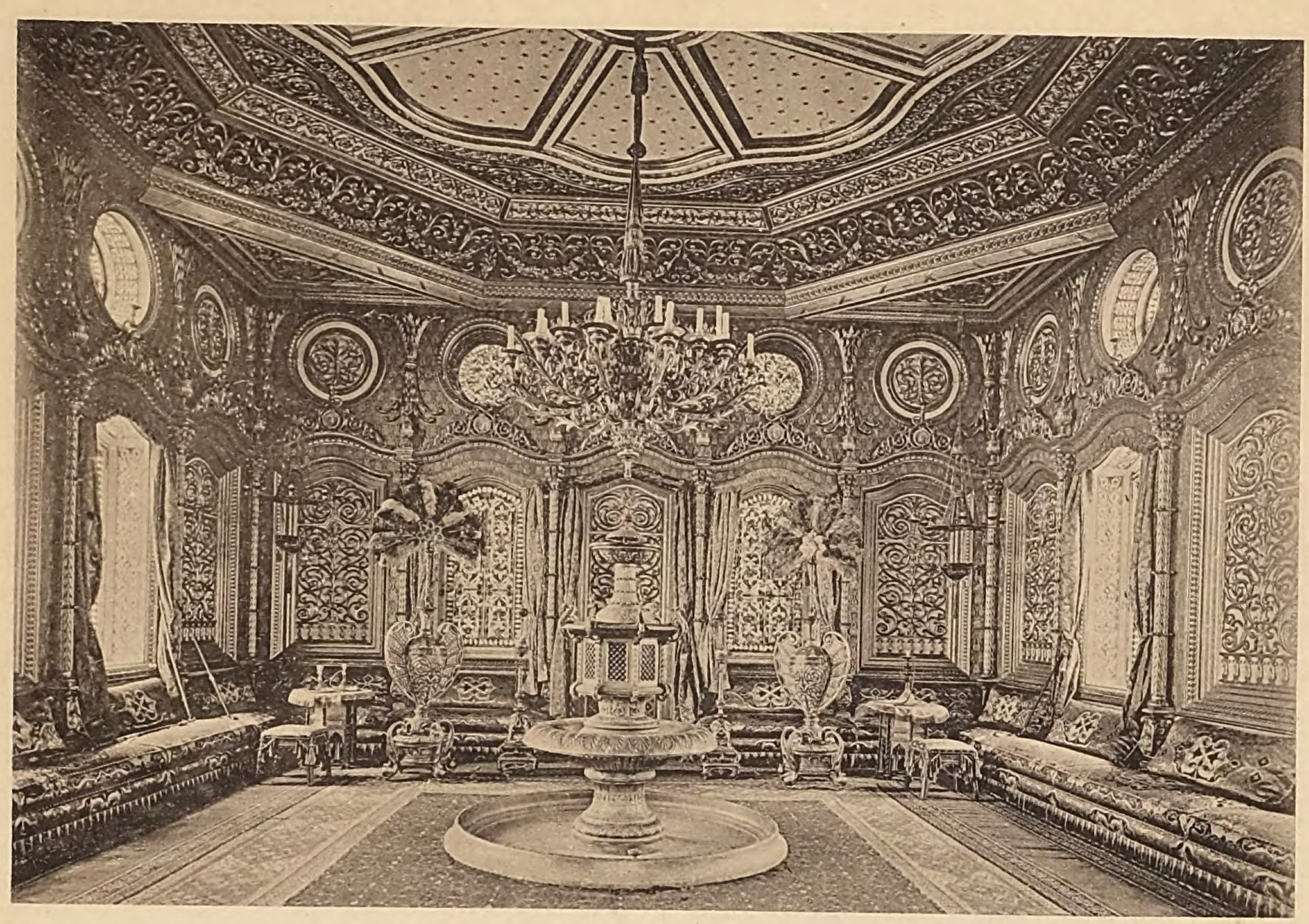
Scheint schon das Königshaus auf dem Herzogstand Manchem ein kühner Gedanke, so könnte es einem fast verwegen vorkommen, daß König Ludwig sich in noch

höheren, wenigstens unwirtlicheren Regionen, da wo das Wettersteingebirge, auf welchem die Zugspitze wie ein Adlernest horstet, seine gigantischen, unersteigbaren Mauern aufgerichtet hat, ein ähnlich Obdach erwählt. Dort auf dem Schachen, 5400 Fuß über dem tiefen und engen Rainthal, gegenüber einem Halbkreise höchster Felswände, Spitzen, Kuppen, Platten und Schneeferner, wurde in den Jahren des französischen Krieges ebenfalls ein Königshaus erbaut. Das Erdgeschoß war einfach möbliert und verziert. Im Speisezimmer sieht man noch als Wandschmuck Stahlstichbilder von Hohenschwangau und dem alten Linderhof, sowie auch hier Darstellungen aus dem „Nibelungenring". Im Arbeitszimmer trägt der Teppich neben dem Schreibtisch noch die hundertfachen Tintenspritzer der königlichen Feder. Nur der obere Stock, von einem Saal im maurischen Stil ausgefüllt, reiht sich den Prunkgemächern von Linderhof und Herrenchiemsee an. Hier träumte sich der König in die Märchenwelt des Orients, ein riesiger Tschibuk fand dabei Benutzung und die gesamte Ausstattung des großen Raumes entspricht ihrem Zwecke. Noch höher als das Königshaus schwebt scheinbar senkrecht über dem Rainthal ein Pavillon, des Königs allereinsamstes, weltverlassenstes Bergheim, wo er, ganz Manfred, mit diesem sprechen konnte:

„With men, and with the thoughts of men,
I held but slight communion; but instead,
My joy was in the wilderness, to breathe
The difficult air of the iced mountain's top,
Where the birds dare not build, nor insect's wing
Flit o'er the herbless granite."
„No eyes
But mine not drinks this sight of loveliness."

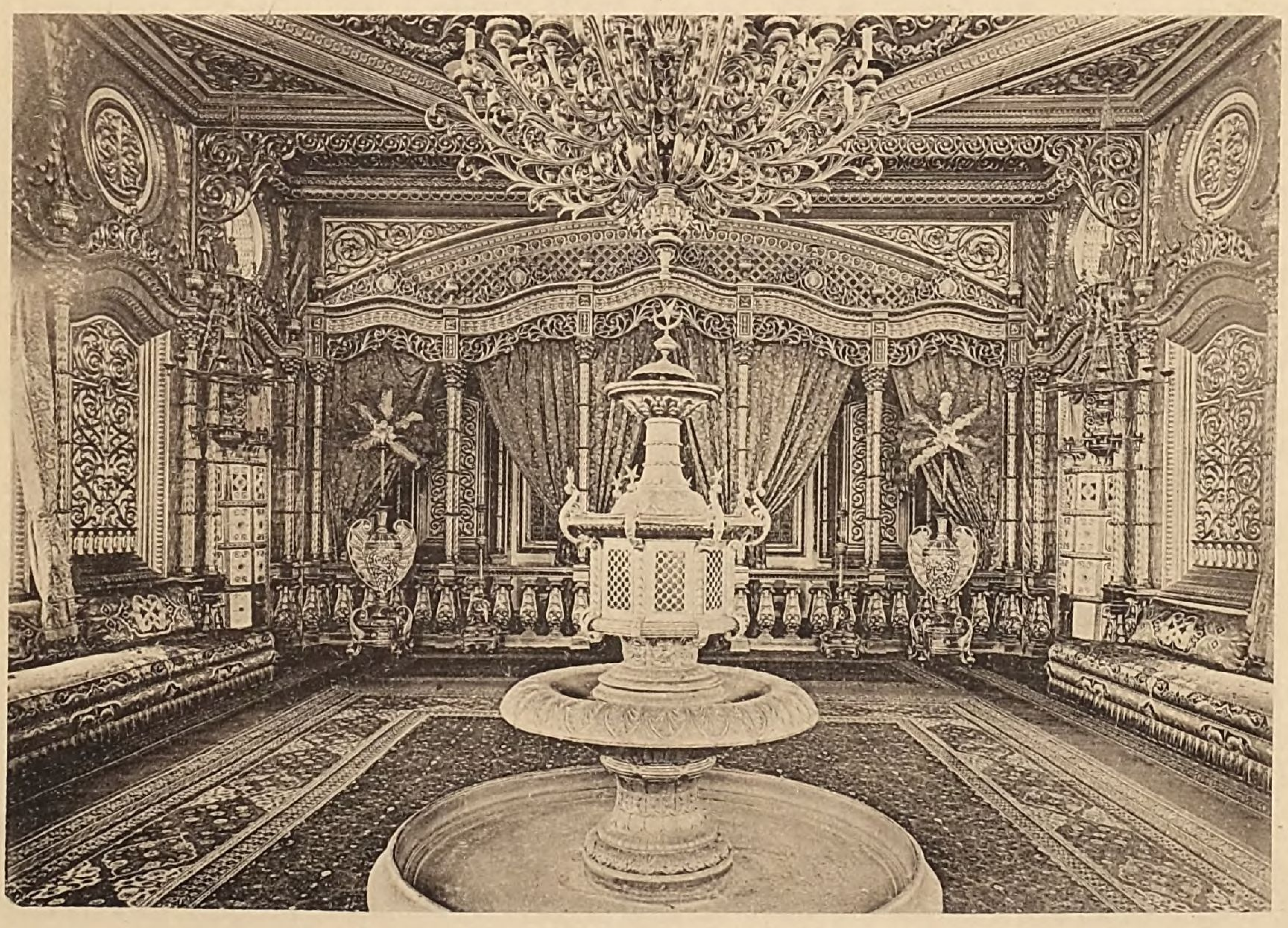
„Mit Menschen und der Menschen Sinn
Hatt' wenig ich Gemeinschaft; Lust war's mir
Zu wandeln durch die Wildniß; der Gebirge,
Der eisbedeckten, schwier'ge Luft zu atmen,
Wo kein Gevögel nistet, wo um kahlen
Granit kein Käfer fleugt."
„Außer meinem
Trinkt hier kein Auge dieser Schönheit Anblick!"

Wir treten jetzt aus dem natürlichen Zauber der Bergwelt heraus, um einen anderen kennen zu lernen, mit dem König Ludwig auch fern jener oder auch mitten in Winterszeit sich Frühlingsträume und sozusagen ein ununterbrochenes Stillleben in der Natur heraufzubeschwören verstand, ich meine den Wintergarten auf der Residenz in München, in den mich jetzt der Leser begleiten möge.



Schachen.
Maurischer Saal (Vorderseite).

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.



Schachen.
Maurischer Saal (Rückseite).

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

Auch der Wintergarten Ludwigs II. hat seinen älteren Pendant, wie Linderhof und Neuschwanstein. Denn auch König Max hatte sich einen solchen einrichten lassen, welcher stets dem Besuche offen stand, während der neue fast noch ängstlicher und fester verschlossen war, als es die Königsschlösser waren. Dieser ältere Wintergarten befindet sich zwischen dem k. Hof- und Nationaltheater über dem Eingange zum Residenztheater bis gegen die Allerheiligenhofkirche sich hinziehend und sollte dem leidenden Könige in den rauhen Wintertagen zum Erholungsplatze und als Ersatz für den Aufenthalt in einem südlichen Klima dienen. Unmittelbar aus seinem Arbeitskabinet konnte er in ihn eintreten; er war einfach, sinnig, genügend reich an exotischen Pflanzen und lieblich duftenden Blumen ausgestattet, aber, wie es zu Königs Max Wesen paßte, frei von jeglichem übertriebenen Prunke.

Dem anders geratenen Sohne konnte nicht das einfache und doch so traute Blumenasyl des Vaters genügen. Sein Wintergarten mußte hoch oben über den Häuptern der profanen Menschenwelt schweben. Auf dem Dache des Festsaalbaus der Residenz dehnt sich die riesige, 600 Fuß lange, von Eisengerippen durchzogene und getragene Glashalle, von keinem Gebäude der Stadt, nur von deren Türmen überragt, hin. Sie war für König Ludwig wirklich jener Zaubergarten der Armida, auf welchen er in seinem Schlafgemach in Althohenschwangau nur im Bilde schaute. Hier wandelte sich ihm der Winter zum Frühling, der Nord zum Süden, die Nacht zum Tage. Denn gerade das jeweilig von der Natur Versagte oder ihr Widerstrebende wollte der König besitzen oder war ihm genehm. Hatte der Schnee seinen Linderhof in den strengen Wintertagen des Hochgebirgs fußhoch umwallt, so mußte er oft von Hunderten von Arbeitern weggefegt und die Eisbahn mit Kies und Sand bestreut werden, damit er meinte, im Frühling spazieren zu fahren. Wenn auch draußen in den Bergen die herrlichsten Seen blauten, so war ihm später doch ein aus Metall geschmiedetes, mit Wasser künstlich gespeistes Bassin lieber, auf dem der Lohengrinkahn schaukelte; und wenn die gewöhnliche Menschheit die Zeit, die Gott zum Ruhen verordnet hat, diese Ruhe aufsuchte, dann erglänzten die am Tage verhüllten königlichen Gemächer weithin in Strahlen des Lichts und verkündeten, daß der König sein Tagesleben begonnen, daß er wachte, wenn Andere schliefen. Und dieses Nacht-Tagelebens Schauplatz war namentlich der Wintergarten. Besonders nach den Separatvorstellungen im Theater, die ohnehin spät genug ihren Anfang nahmen, zog er sich hierher zurück, wie immer, allein, unnahbar. Selbst von den Mitgliedern der königlichen Familie hat keines bei Lebzeiten des Königs den Wintergarten betreten. Nur Frau Prinzessin Leopold war unseres Wissens die Einzige, die davon eine Ausnahme machen durfte, als ihre kaiserliche Mutter und ihr Bruder die Gäste des Königs in seinem Wunderhaine waren. Denn Kaiserin Elisabeth und Erzherzog Rudolf von Österreich waren diejenigen fürstlichen Persönlichkeiten, welche allein die unüberwindliche Abneigung Ludwigs gegen den Verkehr selbst mit mitgekrönten Häuptern wenigstens zeitweise zu überwinden im Stande waren.

Der mysteriöse Schleier, welcher so lange Jahre sich um die Person Ludwigs II. verdichtet hatte, hatte sich auch um seine Bauten gelegt. Als jener fiel und all die

so lange Zeit ängstlich vor entweihenden Blicken gehüteten Herrlichkeiten zugänglich wurden, hatte man Ursache, die verschwenderische Prunksucht ihres Besitzers in einem Maße geltend gemacht zu sehen, wie man sie bei allen Vorstellungen von ihrer Weite und Größe doch nicht geahnt, anderseits aber auch den Geschmack und das Kunstverständnis zu bewundern, das entschieden dem Ganzen wie vielen Einzelheiten aufgeprägt ist.

Der Wintergarten war das Erste, was von jenen Verborgenheiten zuerst einem größeren Publikum vor Augen kam. Nur Schreiber dieses war einer der Wenigen, welchem Herrenchiemsee gleich in den ersten Tagen nach der Katastrophe vor jenem zu besuchen Gelegenheit gegeben gewesen. Wenn das Insel-Versailles, welchen Namen wir dem riesigen Schloß inmitten der Fluten des Chiemsees wohl geben dürfen, meine Erwartungen von der fast sklavischen Imitation des französischen Vorbildes weit übertroffen hatte, so mußte ich mir sagen, daß sie im Wintergarten etwas enttäuscht waren. Mochte sein, daß man merkte, wie die sorgsam pflegende Hand bei der damals fast schon Jahre lang gewährt habenden Abwesenheit des Schloßherrn etwas an Bäumen und Pflanzen nachgelassen hatte; wenigstens kränkelten von letzteren manche sichtlich; auch beeinträchtigte den Gesamteindruck der Mangel frischen Rasens, wie der des Wassers in dem großen Bassin. Aber demungeachtet wirkte das Ganze wie ein Bild aus einer Traumwelt auf den Eintretenden.

Aus dem Hintergrund leuchtete eine prachtvoll perspektivisch gemalte Landschaft aus dem Himalaya entgegen, die sogar, wenn man ihr ganz nahe trat, von ihrer Täuschung nichts verlor. Riesige Palmen von einer Schönheit und Stärke, wie sie uns noch nie in einem Warmhaus vorgekommen, neigten ihre breiten Blätter, ihr zartes Gefieder herab; die Tropen schienen ihr Bestes und Schönstes dem rauhen Gestade der Isar geborgt zu haben; prächtige Schlingpflanzen umzogen einen langen, in Spiegelung verdoppelten Gittergang. Durch diesen betrat der König unmittelbar aus seiner im Westpavillon des Saalbaues der Residenz belegenen, nur aus wenigen Gemächern bestehenden, aber wie unsere Bilder zeigen, mit der ganzen ihm unentbehrlichen Pracht ausgestatteten Wohnung den Garten. Rechts führte er ihn mit dem vollen Blick auf den „See“ und jenen Gebirgshintergrund zu seinem Lieblingsaufenthalt in jener so hoch der Stadt und ihrem Treiben entrückten Region, in die Grotte. In kühnem Aufbau wölbte sich diese, in ihrem Innern in träumerisches Dunkel gehüllt, von einem kleinen Wasserfall durchrauscht. Stundenlang saß hier der König, weltverloren, den Phantasien nachsinnend, die ihn immer mehr und gefährlicher gefangen nahmen. Wenn dann rings in den Blumenbeeten und unter den Bäumen und Sträuchern, in denen sich auf goldenen Stäben bunte Papageie wiegten, die zahllos zerstreuten Lampen erglühten, verborgene Musik oder die glockenhelle Stimme einer Hofopernsängerin hinter den Büschen erklang und ihm im Halbtraum in dem vergoldeten Kahne auf dem von Seerosen bedeckten See der Schwanenritter vorüberzog, so kann man schon den allerdings eigentümlichen Genuß begreifen, der jenem in dieser Umgebung geboten schien.

Von der Grotte führte der schmale Pfad zum Kiosk, der einfach genannt werden konnte, wie dann weiter über ein kleines Steinbrückchen zur „Fischerhütte“,



Münchener Residenz.
Wintergarten.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.



Münchener Residenz.
Wintergarten.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

einem hübschen, die Wirklichkeit gut imitirenden Bau. Schlingwege mancherlei Art leiten vollends durch den Park, den See umziehend, bis sie über eine größere Brücke hin wieder in jenen Bogengang zurückführen.

Was mit dem Wintergarten wohl geschehen wird? Ausgeräumt, seines herrlichen Baumschmucks entleert, ist er längst. Man hat Recht, wenn man befürchtet, sein längerer Bestand möchte dem Dachstuhl der Residenz Schaden bringen. Auch die Einheitlichkeit des Baustils ihrer architektonisch so schönen Hofgartenseite beeinträchtigt der kolossale Aufsatz. Dazu sind die Kosten der Unterhaltung des Gartens außerordentlich groß gewesen. Die Beheizung allein beanspruchte zweitausend Klafter Holz im Jahr. Wenn das Ganze im Englischen Garten als ein schönes und großartiges Palmenhaus eine Art Wiedergeburt erleben sollte, so würde München einen interessanten Anziehungspunkt mehr haben.

Noch sehen wir aber den König, wenn er auch den Aufenthalt in den eben geschilderten Schlössern immer mehr dem in der Residenz vorzieht, dieser nicht völlig entfremdet. Er bringt die ersten Monate des Jahres 1868 sogar ganz in München zu, hält große Neujahrscour ab, beteiligt sich an einem Hofball und feiert am 9. Februar das mit allem Prunk der katholischen Kirche ausgestattete vierhundertjährige Säkularfest der ehrwürdigen Frauenkirche mit. Anhaltende entzündliche katarrhalische Zustände mit Gelenkschmerzen verurteilten ihn dann wieder zu größerer Zurückgezogenheit, aus welcher er auch zu seinem Leidwesen nicht heraustreten konnte, als am 29. Februar zu Nizza der königliche Großvater, Ludwig I., gestorben war und am 9. März unter allgemeiner Teilnahme, in der schönsten der von ihm erbauten Kirchen, der Basilika, beigesetzt wurde.

Am 17. April besuchte auf seiner Reise nach Italien zur Vermählung des Kronprinzen Humbert und der Prinzessin Marguerita von Genua, Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen München und verweilte in herzlichstem gegenseitigen Austausch viel bei König Ludwig. Am 26. Mai beging Bayern im ganzen Lande das Fest des 50jährigen Bestandes seiner Verfassung, der ersten Constitution, die ein deutscher Fürst seinem Volke gegeben. Dieselben Grundsätze, welche Max Josef I. dazu veranlaßt hatten, lebten auch in der Brust seines Urenkels. Die Proklamation König Ludwigs, welche das Regierungsblatt veröffentlichte, gibt Zeugnis davon:

„An Mein Volk!

Heute vor 50 Jahren hat Bayerns erster König, mein Urgroßvater Max Josef I., dem Lande die Verfassung gegeben. Die Grundsätze, auf welchen dieses Staatsgrundgesetz ruht, sind seit jenem denkwürdigen Tag in ungeschmälerter Geltung geblieben und die Segnungen der Verfassung haben das feste Band, welches Fürst und Volk von Bayern seit Jahrhunderten umschlingt, enger und herzlicher geknüpft. Das beseligende Gefühl freudigen Stolzes ist es, das Mich, Bayerns König, am heutigen Tage erfüllt. Treu dem Vorbilde Meines erlauchten Ahnen, werde auch Ich das Banner der Verfassung hoch halten, unter deren schirmendem Dache die Macht und die Wohlfahrt Meines geliebten Landes immer kräftiger erblühen möge, denn Mein höchstes Glück finde Ich in dem Glücke Meines Volkes.

Schloß Berg, 26. Mai. Ludwig."

Sei es gestattet, diesen warmen königlichen Worten auch die Rede des Ministerpräsidenten, Fürsten Hohenlohe, hinzuzufügen, mit welcher dieser bei dem am Festtage abgehaltenen zahlreich besuchten Mahle den Toast auf den Monarchen einleitete. Er sagte:

„Wenn es einen Tag gibt, an dem wir stolz sein können, uns Bayern zu nennen; wenn es ein Fest gibt, das uns berechtigt, mit hoher Befriedigung auf die Vergangenheit und mit freudiger Zuversicht in die Zukunft zu blicken, so ist es das heutige Fest der Einigung zwischen Fürst und Volk, jener Einigung, welche die Grundlage unserer Freiheit, unserer Selbständigkeit, unserer staatlichen Existenz ist. Daß wir aber dieses Fest in ungetrübter, reiner Freude feiern, das verdanken wir unserer Dynastie, und darum ist es gerechtfertigt, wenn heute vor unserem dankbaren Blick die erhabenen Gestalten der Monarchen aufsteigen, in deren Händen in dieser Zeit die Geschicke unseres Vaterlandes geruht haben. Und hier sehen wir zuerst König Maximilian I., den das Volk mit Recht den Guten nennt, den unvergeßlichen Geber der Verfassung, den seltenen Monarchen, der aus eigenem freien Antriebe das staatsrechtliche Band dargeboten, welches nun seit 50 Jahren Krone und Volk zu einträchtigem Handeln umschlingt. Wir sehen König Ludwig I., wie er fest und selbstbewußt den Thron seiner Väter betritt und in langer und segensreicher Regierung und in längerem, segensreichen Leben gerecht und beharrlich die Ziele verfolgt, die sein hoher Geist als die richtigen sich vorgezeichnet. Was König Ludwig I. für uns und für die Welt war, das haben beredtere Lippen vor kurzem geschildert; jede Beredsamkeit muß aber zurücktreten vor seinem Wirken und den Thränen, mit denen das Volk ihn zur letzten Ruhestätte geleitet hat. Ein harmonisches Bild bietet die Erinnerung an König Max II., dessen warme Begeisterung für Wahrheit und Recht, dessen freundliche Milde, dessen sorgsame Gewissenhaftigkeit ihn stets die Mittel finden ließ, den Frieden mit seinem Volke zu erhalten, oder, wenn er erschüttert war, wieder zu festigen. Und über diesem ganzen Fürstenhaus schwebt ein Geist der Treue, der die Versuchung fern hält, die da drohen und deuteln möchte an dem gegebenen Fürstenwort. So ist unser allergnädigster König und Herr, des jetzt regierenden Königs Ludwigs II. Majestät, unter den Auspizien erhabener Vorbilder in die Regierung getreten. Auch ihm wurde eine reiche Fülle geistiger Gaben zu teil, in höherem Maße vielleicht, als irgend einem seiner Vorgänger. Wir sehen darin eine um so sicherere Gewähr für die Zukunft, als es dem Könige in der kurzen Zeit seiner Regierung gelungen ist, die Fortbildung unserer inneren Zustände in einer Weise zu fördern, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Und wie heute der König in edlem Vertrauen zu seinem Volke ausgesprochen hat, „daß auch er nach dem Vorbild seiner Ahnen das Banner der Verfassung hoch halten wird", so bringen wir ihm heute den Ausdruck des Dankes, der Verehrung und der Liebe dar, der Liebe seines Volkes, die das wahre Fundament jedes Fürstenthrones ist. Und so fordere ich Sie auf, die Gläser zu erheben und mit mir einzustimmen in den Ruf: „Es lebe Se. Majestät der König!"

Um der konstitutionellen Bedeutung des Verfassungsfestes von seiner Seite anerkennenden Ausdruck zu geben, hatte der König den Präsidenten der beiden Kammern des Landtags, Freiherrn v. Stauffenberg und Dr. v. Pözl hohe Ordensauszeichnungen verliehen.

Wie es im Jahre 1864 der Fall gewesen, besuchte auch 1868 wieder das russische Kaiserpaar Kissingen. Auch diesmal hielt es König Ludwig für seine ritterliche Pflicht, die fürstlichen Gäste seines Landes zu begrüßen. Vom 2. bis 9. August weilte er mit seinem Bruder Otto bei ihnen in Kissingen und als Kaiserin Maria auf ihrer Weiterreise nach Italien den Weg über München nehmen mußte, folgte sie der Einladung des erlauchten Gastfreundes nach Berg und der Roseninsel. Am 26. August fuhr ihr dieser bis Pasing entgegen, um sie dann von Starnberg auf dem Dampfer Tristan nach

dem Schloß am See zu geleiten. Sänger des Hoftheaters und die Kapelle des ersten Infanterieregiments waren zur abendlichen Serenade befohlen. Großfürstin Maria, die Tochter der Kaiserin, war nicht mit der Mutter gekommen; sie hatte einen anderen Weg nach Como genommen. Aber man sprach damals davon, daß sie es gewesen, um derer willen die Zarewna das freundliche Entgegenkommen des jungen Bayernkönigs gerne gesehen habe. Allein nichts läßt darauf schließen, daß dieser einem neuen Verlöbnis nur mit seinen Gedanken nahe getreten sei. An dem Tage, an welchem Herzogin Sofie von Bayern dem Herzog von Alençon aus dem Hause Orleans angetraut wurde, gab König Ludwig der russischen Kaiserin das Geleite bis Innsbruck, um dann in seine Bergeinsamkeit, nach Hohenschwangau, zurückzukehren. Aber auch auf ihrer Rückreise, die sie am 14. November an die bayerische Grenze bei Kufstein brachte, fand jene den König ihrer wieder harrend, diesmal nahm sie in der Residenz in München Wohnung, erschien andern Tags nach der Familientafel mit den bayerischen Fürstlichkeiten im Hoftheater zur Aufführung der Meistersinger von Nürnberg und ward am 16. wieder vom König bis zur Landesgrenze bei Nördlingen geleitet.

Am Geburtstage des Königs Max II., am 28. November, wurde in der altbayerischen Herzogstadt Landshut das von dieser errichtete eherne Standbild des unvergeßlichen Monarchen enthüllt. König Ludwig II. ließ sich bei dieser Feier durch seinen erlauchten Oheim Prinzen Luitpold vertreten. Er selbst aber hatte an den Bürgermeister Dr. Göhring folgendes Handschreiben gerichtet:

> . . . . . Die Huldigung, welche die Bürger und Bewohner der Stadt Landshut dem Andenken des höchstseligen Königs durch Aufstellung des Denkmals darbringen, ergreift Mich wahrhaftig. Denn Ich erkenne in dieser edlen Handlung nicht allein den biederen Ausdruck echten Dankes und treuer Verehrung für Meinen verlebten unvergeßlichen Vater, sondern Mir ist dieses erhabene Gedenkzeichen gleichzeitig eine natürlich wohlthuende Bestätigung der geschichtlich durch Jahrhunderte bewährten Treue der wackeren Bürger Landshuts an Mein wittelsbachisches Fürstenbanner. Freudig bewegt spreche Ich daher durch Sie Meiner getreuen Stadt Landshut Meine dankbare Anerkennung aus und verleihe in der Absicht, den patriotischen Akt der Bürgerschaft in ihrem Vertreter zu ehren, Ihnen das Ritterkreuz erster Klasse des Verdienstordens vom hl. Michael. Indem Ich Ihnen und Ihren Mitbürgern Meinen freundlichen Gruß entbiete, verbleibe Ich Ihr gnädiger König
>
> Hohenschwangau, 23. Nov. 1868. Ludwig.

Am 21. August des folgenden Jahres 1869 besuchte der König selbst Landshut. Er nahm seine Wohnung in der Residenz, gegenüber dem neu errichteten Monument. Die ganze, in ihrer geschichtlichen wie baulichen Eigenart so interessante niederbayerische Hauptstadt ward durchwandert und sorgfältig besichtigt; auf der alten Herzogsburg, der hochragenden Trausnitz Tafel gehalten. Die Trausnitz fesselte den König so, daß er beschloß, einen Teil derselben getreu im Stil der alten Zeit restaurieren und wohnlich einrichten zu lassen.

Wie München durch König Max sein Schiller-Monument erhalten hatte, so schenkte ihm König Ludwig das des zweiten deutschen Dichterheros. Am 120. Geburtstage Goethes, am 28. August 1869, wurde mit angemessener Feier durch Graf Pocci, als Bevollmächtigten des königlichen Spenders, das Denkmal enthüllt, ein ehrend Zeugnis für des Königs kunstbegeisterten Sinn, aber in seiner Ausführung leider kein der Kunststadt München würdiges Kunstwerk.

Im September hatte das Kriegsministerium zum erstenmal, seitdem die neue Wehrordnung ins Leben getreten war, eine größere Truppenkonzentration in einem Lager bei Schweinfurt angeordnet, das als Mittelpunkt für ausgedehntere Manöver dienen sollte. Der König verfügte sich am 11. September selbst dorthin, um auf der Ebene südlich von Grettstadt über einen Teil der versammelten Truppen, das Westkorps unter Führung des Generals von Hartmann, Heerschau abzuhalten. Se. Majestät ließ Offizieren und Mannschaften seine Anerkennung für ihre treffliche Haltung aussprechen und kehrte nach Schluß der in Schweinfurt abgehaltenen Galatafel am Abend noch über Würzburg nach Schloß Berg zurück.

Im Landtag hatten die Kammern indes in der sozialen Gesetzgebung wieder einen Schritt vorwärts gethan, und das Gesetz über Heimat, Verehelichung und Bürgerrecht angenommen. Konnte so die Regierung nach dieser Seite hin zufrieden sein, so mußte ihr aber anderseits jener Entwurf eines neuen Schulgesetzes Sorge machen, indem sich die klerikale Agitation gegen denselben zusehends mehrte und sogar ein Teil der Beamtenwelt aktiv und passiv sich widerstrebend verhielt. Die Übertragung des Referats über die Vorlage im Reichsrat an den Bischof Dinkel von Augsburg und den Oberkonsistorialpräsidenten von Harleß mußte als schlimme Vorbedeutung für das Geschick derselben gelten. Auch bei den am 10. Februar 1868 nach allgemeinem und direkten Stimmrecht vorgenommenen Wahlen zum ersten Zollparlament hatte die partikularistisch-klerikale Partei eine überraschend große Mehrheit erlangt und in dem am 27. Mai in Berlin eröffneten Parlament selbst die sogenannte „Süddeutsche Fraktion" unter Führung des bayerischen Reichsrats von Thüngen die von den süddeutschen Nationalliberalen beantragte, entschieden national gefärbte Adresse an den König von Preußen vereitelt. Die Majorität aber nahm dafür auch ihrerseits wieder Genugthuung, indem sie einige Tage später bei der Abstimmung über einen Antrag des Abgeordneten Bamberger, welcher nach der Meinung jener Fraktion die hessische Souveränität gefährdete, diese völlig isolierte und im Stiche ließ. Der Abgeordnete Völk rief sein prophetisches Wort: „jetzt ist Frühling geworden in Deutschland" und die national Gesinnten schieden mit verstärkter Hoffnung auf ein baldiges engeres Verhältnis zwischen Nord und Süd von Berlin. Die Regierung, welche durch die neuen Minister des Kultus, Greßer, und des Innern, von Hörmann, eine Verstärkung des liberalen Elements für die inneren Verhältnisse erhalten hatte, verhielt sich nach außen immer noch zuwartend. Der König selbst schien durch die Festigung, welche Preußens Stellung in Deutschland durch das Zollparlament erfahren, verstimmt zu sein. Wenigstens ließ darauf eine am 14. Oktober 1868 an die königliche Kabinetskasse ergangene Verfügung schließen, welche den dem seinerzeit von König Max nach München

berufenen und auch von König Ludwig II. hoch gehaltenen Dichter Emanuel Geibel bisher bewilligten Ehrenbezug aus jener Kasse infolge „der in jenes Gedichten neuerlich ausgesprochenen Tendenzen“ einzustellen befahl. Namentlich auf einen von Geibel verfaßten Willkommgruß an den am 13. September Lübeck besuchenden König Wilhelm hatte diese Aufsehen erregende Kabinetsordre Bezug, welcher mit den Worten geschlossen hatte:

„Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst Dein Aug' es sieht,
Wie über's Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer Dein Adler zieht!“

Und nicht drei volle Jahre sollten ins Land ziehen, daß König Ludwig selbst die Erfüllung dieses Wunsches zu krönen berufen war!

Aber für jetzt noch, zu Ende des Jahres 1868 und in dem diesem folgenden, schienen seine Anschauungen in der That durch die der Majorität seines Landes gerechtfertigt zu sein.

Zwar hatte die Abgeordnetenkammer den Entwurf des Schulgesetzes nach einer sehr eingehenden Beratung mit nicht allzu wesentlichen Modifikationen als Ganzes mit 114 gegen blos 26 Stimmen am 23. Februar 1869 angenommen, nicht dagegen aber die Reichsratkammer. Hier gaben sich vielmehr katholische und protestantische Würdenträger, protestantische und katholische Tories die Hand, um der Kirche neuerdings den überwiegenden Einfluß auf die Schule zu wahren: nicht blos die liberalen Modifikationen der zweiten Kammer, sondern auch die ursprünglichen Vorschläge der Regierung wurden abgelehnt und das so verstümmelte Gesetz am 23. April an das andere Haus zurückgegeben. Um wenigstens mit der Regierung unter diesen Umständen völlig einig zu gehen, verzichtete dieses auf diejenigen Punkte, welche es gegen jene durchgesetzt hatte, beharrte aber auf den Hauptgrundzügen des Entwurfes. Der Reichsrat jedoch beschloß auf Antrag seiner beiden geistlichen Referenten — ohne auch nur in eine nochmalige artikelweise Beratung, wie es die Verfassung und die Geschäftsordnung verlangen, einzugehen — in Bausch und Bogen, daß er bezüglich aller noch zwischen ihm, der zweiten Kammer und der Staatsregierung vorhandenen Differenzpunkte auf seinen früheren Beschlüssen beharre, und damit war am 26. April das Schulgesetz gefallen. Zwei Tage darauf erfolgte der Schluß der Session. Im Landtagsabschied sprach der König sein „Bedauern“ aus, daß „sein Bestreben, dem Wunsche der beiden Kammern entsprechend, das Schulwesen auf freisinniger Grundlage gesetzlich zu regeln und damit die Entwicklung seines Volkes durch Erhöhung und Sicherung seiner Bildung zu befördern, von einem glücklichen Erfolge nicht begleitet gewesen“. Dagegen erkannte er dankbar an, daß die Landesvertretung seiner „landesväterlichen Absicht, die innere Entwicklung des Königreichs nach allen Richtungen zu fördern, mit Bereitwilligkeit entgegengekommen und eine Reihe wichtiger, eingreifender und wohlthätiger Gesetze unter ihrer verfassungsmäßigen Mitwirkung zustande gebracht seien.“ Zu letzteren gehörte auch der neue Zivilprozeß und die neue Militärstrafprozeßordnung, über welch' letztere nach längeren Verhandlungen zwischen beiden

Kammern, namentlich über die Zuweisung auch der gemeinen Verbrechen an die Militärgerichte, am 25. April Gesamtbeschluß erzielt worden war.

Die Neuwahlen zur zweiten Kammer, die nun bevorstanden, waren es namentlich gewesen, welche der Majorität in der ersten den Mut zu ihrem Auftreten gegen die Regierung und das Abgeordnetenhaus gegeben hatten. Die Anschauungen der liberalen Majorität der letzteren schienen denen der Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr zu entsprechen, und einen entschiedenen Umschwung in nahe Aussicht zu stellen. Schon bei den Zollparlamentswahlen des vorhergehenden Jahres hatte ja ein Teil des Adels und der Bureaukratie dem katholischen Klerus die Hand gereicht, um das Landvolk gegen Preußen aufzuhetzen, und die Vorlage des Schulgesetzes von Seite der Regierung war zu neuen Agitationen auch gegen diese Anlaß geworden. Es hatte sich eine sogenannte patriotische Partei gebildet, die so ziemlich den gesamten katholischen Teil der Bevölkerung mit Ausnahme der Städte in ihre Kreise zog und als der Wahltag für die Wahlen der zweiten Kammer, der 22. Mai, herankam, ergab es sich, daß die Patrioten auf der einen und die vereinigten liberalen Parteien auf der andern Seite, sich in das Resultat dermaßen teilten, daß es ungewiß blieb, ob die einen oder die anderen in der künftigen Kammer um eine Stimme im Übergewicht sein würden.

Von einem engeren Anschluß an Preußen und an die seit 1866 unter dessen Führung eingetretene nationale Entwicklung konnte unter diesen Umständen für Bayern keine Rede mehr sein. Selbst die bisherige Stellung des Fürsten Hohenlohe, der zwar auch seinerseits von einem Eintritte Bayerns in den norddeutschen Bund nichts wissen wollte, aber, wie er es offen in einer unmittelbar nach den Landtagswahlen, den 29. Mai, erlassenen Zirkulardepesche aussprach, einen irgendwie anders gestalteten, mit der „Selbständigkeit“ Bayerns verträglichen näheren Anschluß an den Norden erstrebte, schien erschüttert. Augenblicklich wenigstens mußten alle nationalen Hoffnungen auf den Süden gedämpft und, wo nicht für gebrochen, doch unleugbar als mutmaßlich auf längere Zeit zurückgestellt erachtet werden. Wenn nämlich die patriotische Partei wirklich die Mehrheit in der zweiten Kammer errang und zu behaupten vermochte, so konnte man darauf gefaßt sein, daß sie in erster Linie die Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen zu einem toten Buchstaben zu machen sich bemühen, in zweiter aber mit der Zeit selbst das kaum geschlungene Band des Zollvereins zu lösen versuchen würde.

Der neugewählte Landtag, ein Budget-Landtag, trat Ende September zusammen. Bei der Prüfung der Wahlen in Schweinfurt stimmten zwei Abgeordnete der patriotischen Partei, die Tragweite der etwas subtilen Abstimmung nicht erkennend, mit der liberalen Fraktion, wodurch jene Wahlen als beanstandet erklärt wurden und die Majorität vier Stimmen verlor. Infolgedessen war Stimmengleichheit von je 71 zwischen beiden Parteien der zweiten Kammer entstanden und bei der Präsidentenwahl am 29. September konnte keine Mehrheit erzielt werden. Auch bei sechs folgenden Wahlgängen ergab sich immer wieder dasselbe Resultat, daß für den Kandidaten der Patrioten, den Ministerialrath Dr. Weis, um dessen willen einst König Max II. sein Wort: „ich will Frieden halten mit meinem Volke“ gesprochen hatte, 71 Stimmen und die gleiche Anzahl für den Kandidaten der Liberalen, den Universitätsprofessor Dr. Edel von

Würzburg, von der früheren Mittelpartei abgegeben wurden. So blieb der Staatsregierung nichts übrig, als die Kammer aufzulösen und Neuwahlen anzuordnen.

Diese wurden unter einer ziemlich eingreifenden Veränderung der Wahlbezirke seitens des Ministeriums des Innern, der nachher so heftig angegriffenen „Wahlkreisgeometrie", zu gunsten der Liberalen, auf den 25. November 1869 ausgeschrieben. Trotz der letzteren Maßnahme aber siegte die patriotische Partei wieder und noch in verstärktem Grade, indem sie 80 gegen 74 Sitze eroberte. Infolge dessen bot schon anderen Tags das Ministerium dem Könige seine Entlassung an. Dieser aber nahm nur die der Minister des Innern und des Kultus, Hörmann und Greßer, an, verweigerte aber die der übrigen. Vor allem blieb Fürst Hohenlohe, dessen Kollegen im Innern Ministerialrat von Braun, im Kultus der nun zwei Portefeuilles vereinende Justizminister von Lutz wurden, und damit die Bürgschaft eines liberalen Regimes einerseits, wie anderseits auch eines zwar zurückhaltenden, aber doch freundlichen Verhältnisses Bayerns zu Preußen und dem norddeutschen Bunde. Aber beides war es gerade, was die Mehrheit der neuen Kammer nicht wollte, wogegen sie alle Hebel einzusetzen fest entschlossen war. Die Regierung konnte sich auf heftige Kämpfe gefaßt machen. Und sie blieben auch nicht aus.

Am 3. Januar 1870 trat die neugewählte Kammer zusammen. Schon gleich zu Anfang der Verhandlungen, die nach der damals noch bestehenden alten Geschäftsordnung möglichst weitschweifig geführt worden, sah man die Absicht der Majorität, ihre günstige Stellung, soweit es nur anging, auszunützen. Sie begann damit, die liberalen Wahlen von Günzburg und München zu beanstanden und so den Eintritt von 10 Mitgliedern in die Kammer zu vertagen. Ebenso rücksichtslos besetzte sie das Präsidium und die Ausschüsse, indem sie für ersteres die Abgeordneten Dr. Weiß und Graf Seinsheim gegen den Widerspruch der Linken wählte und für letztere die Parität nicht einmal insofern gelten ließ, daß sie der anderen Seite der Kammer Vorschläge zu machen gestattete, sondern nach ihrem Gutdünken auch die wenigen Mitglieder der Linken bestimmte, welche sie gleichsam in die Ausschüsse pardonnierte.

Das vom Finanzminister vorgelegte Budget für 1870 und 71 forderte eine Steuererhöhung von 1'521,126 fl. Dazu verlangte der Kriegsminister für außerordentliche Militärbedürfnisse 2'791,390 fl. und 3'665,000 fl. für Neubewaffnung der Infanterie. Da damals nicht, wie es nach der neuen, 1871 angenommenen Geschäftsordnung jetzt der Fall ist, die Eröffnung des Landtags mit dem Tag seiner Einberufung zusammenfiel, sondern erst die Konstituierung seines Bureaus und die weitwendigen, nur von der „Einweisungskommission" vorgenommenen Wahlprüfungen vorangehen mußten, so konnten die Kammern auch sehr spät, erst am 17. Januar eröffnet werden. Zum erstenmal that das König Ludwig II. in eigener Person, umgeben von den Prinzen des königlichen Hauses, dem großen Cortège und dem gesamten Staatsministerium in dem glänzenden Thronsaale der Residenz. Mit lauter, sonorer Stimme verlas er die Thronrede:

Meine Herren Reichsräte und Abgeordneten!

„Es gereicht Mir zu hoher Befriedigung, die Kammern des Landtages wieder um Mich versammelt zu sehen, und mit Freude entbiete Ich Ihnen Meinen Königlichen Gruß.

Die Schwierigkeiten, welche sich der Konstituierung der für den 21. September des vergangenen Jahres einberufenen Kammer der Abgeordneten entgegengestellt haben, waren der Anlaß zur Aufhebung derselben und zur Anordnung von Neuwahlen.

Der Widerstreit entgegenstehender Meinungen hat in der letzten Zeit einen Grad ungewöhnlicher Heftigkeit erreicht. In Folge dessen haben sich vielfach irrtümliche und beunruhigende Vorstellungen verbreitet. Im Vertrauen auf Ihrer Aller Vaterlandsliebe und Einsicht gebe Ich Mich der Hoffnung hin, daß das Vorbild maßvoller Haltung, welches Sie dem Lande geben werden, wesentlich zu seiner Beruhigung beitragen wird.

Ich weiß, daß manche Gemüter die Sorge erfüllt, es sei die wohlberechtigte Selbständigkeit Bayerns bedroht. Diese Befürchtung ist unbegründet. Alle Verträge, welche Ich mit Preußen und dem Norddeutschen Bunde geschlossen habe, sind dem Lande bekannt. Treu dem Allianzvertrage, für welchen Ich Mein Königliches Wort verpfändet habe, werde Ich mit Meinem mächtigen Bundesgenossen für die Ehre Deutschlands und damit für die Ehre Bayerns einstehen, wenn es Unsere Pflicht gebietet.

So sehr Ich die Wiederherstellung einer nationalen Verbindung der deutschen Staaten wünsche und hoffe, so werde Ich doch nur in eine solche Gestaltung Deutschlands willigen, welche die Selbständigkeit Bayerns nicht gefährdet.

Indem Ich der Krone und dem Lande die freie Selbstbestimmung wahre, erfülle Ich eine Pflicht nicht allein gegen Bayern, sondern auch gegen Deutschland. Nur wenn die deutschen Stämme sich nicht selbst aufgeben, sichern sie die Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung Gesammt-Deutschlands auf dem Boden des Rechtes.

Ich hege die zuversichtliche Erwartung, daß Sie Mein Bestreben, an dem Wohle Meines Volkes im Geiste der neuen Gesetzgebung fortzubauen, kräftig unterstützen werden.

Die Aufgaben, welche Sie erwarten, sind wichtig.

Unter ihnen tritt die Regelung des Staatshaushaltes für die X. Finanzperiode vor allem hervor.

Meine Regierung war sorgfältig bemüht, bei Feststellung des Voranschlages der Staatsausgaben mit all derjenigen Sparsamkeit zu Werke zu gehen, welche die pflichtmäßige Rücksicht auf die berechtigten Interessen des Landes als zulässig erscheinen ließ.

Gleichwohl war es, insbesondere mit dem Wegfall jener außerordentlichen Deckungsmittel, welche für die IX. Finanzperiode zu Gebote standen, nicht möglich, das Budget ohne erhöhte Inanspruchnahme der Steuerkräfte des Landes aufzustellen.

Sie werden den Voranschlag der Ausgaben und Einnahmen, welcher mit dem Entwurfe des Finanzgesetzes an Sie gelangen wird, eingehender Prüfung unterstellen. Ich darf zu Ihrer Opferwilligkeit das Vertrauen hegen, daß Sie für die Bedürfnisse des Landes die erforderlichen Mittel rechtzeitig zur Verfügung stellen werden.

Auch die Rechnungsnachweisungen für die Jahre 1866/67 und 1868 werden zu Ihrer Einsicht und Prüfung gelangen.

Noch andere Vorlagen von Bedeutung werden erfolgen.

Beseelt von dem Wunsche, daß die Wahlen zum Landtage einen getreuen Ausdruck der im Volke lebenden Überzeugung bieten, habe Ich Meine Regierung beauftragt, Ihnen den Entwurf eines Wahlgesetzes auf der Grundlage des direkten Wahlrechtes vorzulegen.

Der Entwurf einer neuen Strafprozeßordnung soll die Möglichkeit gewähren, die auf diesem Gebiete bestehenden gesetzlichen Bestimmungen in ein harmonisches Ganzes zusammenzufassen, in welchem zugleich die durch die neueren Erfahrungen veranlaßten Verbesserungen ihre Verwirklichung finden werden und mit welchem das bereits bisher durch neue Gesetz-

bücher bekundete Streben, die Strafrechtspflege des Landes nach allen Richtungen zu heben und wirksamer zu machen, eine natürliche Förderung erhalten wird.

Die mit der Einführung des Civilprozeßgesetzes im Zusammenhange stehende Advokatenordnung, sowie eine neue Regelung der Tax- und Stempelgesetzgebung werden Ihrer Beratung unterstellt werden.

Neben anderen Gesetzentwürfen wird auch ein solcher über die Organisation der Bürgerwehr in Vorlage kommen, bestimmt, die verdienstlichen Leistungen, welche die Bürgerschaft Meines Landes unter der bisherigen Gesetzgebung mit anerkennenswerter Hingebung der Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung gewidmet hat, auch für die Zukunft zu sichern.

Ein Feld ausgedehnter Thätigkeit ist Ihnen hienach eröffnet.

Gehen Sie nunmehr an die Ihnen gestellte Aufgabe und lösen Sie dieselbe in einträchtigem Zusammenwirken mit bewährter Treue gegen Ihren König und mit gewissenhafter Würdigung der Bedürfnisse des Landes.

Durchdrungen von warmer Liebe für Mein treues Volk, werde Ich mit Gottes allmächtigem Beistande Bayerns Wohl nach allen Kräften zu fördern trachten, und Mein höchster Lohn soll das Glück Meines theueren Landes sein."

Nachdem der König geendet hatte, brachte der erste Präsident der Kammer der Reichsräte das dreimalige Hoch auf ihn aus, in das die ganze Versammlung begeistert einstimmte. Nun trat der Staatsminister v. Lutz auf die zweite Stufe des Thrones, um den von sämtlichen Mitgliedern der Abgeordnetenkammer zu leistenden Eid zu verlesen, welchen diese bei dem durch den Minister des Innern vorgenommenen Namensaufruf beschwuren. Eben derselbe Minister des Innern erklärte hierauf namens des Königs den Landtag für eröffnet — einen Landtag, der zu seinem Beginn und für die Dauer von Monaten zu den unfruchtbarsten und an seinem Schlusse zu den bedeutendsten und wichtigsten zählen sollte, die Bayern seit dem Bestehen der Verfassung gesehen.

Zunächst wurde in beiden Häusern eine Adresse zur Beantwortung der königlichen Thronrede beantragt. Die dafür in der Kammer der Abgeordneten bestellte Kommission von 15 Mitgliedern ließ schon in ihrer Zusammensetzung aus den größten Heißspornen der Majorität, welchen nur drei Mitglieder der Linken, Marquard Barth, Freiherr v. Stauffenberg und Umbscheiden, beigegeben waren, erkennen, was der Zielpunkt der Adresse sein sollte — der Sturz des Ministeriums Hohenlohe.

Der Adreßentwurf der Majorität, wie ihn ihr Referent, Dr. Edmund Jörg, am 29. Januar dem Hause unterbreitete, lautete:

„Dem Rufe Ew. Kgl. Majestät folgend, nähert sich die alleruntertänigst treugehorsamste Kammer der Abgeordneten den Stufen des Thrones, beseelt von dem Eifer, treu und gewissenhaft die Bedürfnisse des Landes zu erwägen und, so viel an ihr ist, dem bayerischen Volk den innern Frieden wieder zu geben, dessen Trübung Ew. Majestät mit uns beklagen. Ew. Majestät Königliches Wort: „alle Verträge, welche Ich mit Preußen und dem norddeutschen Bunde geschlossen, sind dem Lande bekannt" — legt den Grund zur Beruhigung der durch ein schweres Schicksal erschütterten Gemüter. Nie wird eine Lockung zum Vertragsbruch bei unserem Volke Eingang finden. — Aber wir leben in einer Zeit, die zu entscheidenden Krisen führt und wo von europäischen Rechtszuständen kaum mehr die Rede sein kann. Die Verträge mit Preußen sind erfahrungsgemäß der Deutung fähig und die möglichen Deutungen

verbreiten Beängstigung im Volke. Daraus entspringt unwillkürlich das Verlangen nach einem Leiter unserer auswärtigen Angelegenheiten, dem das Vertrauen des Landes entgegen getragen werde. — Wir stehen ein wie Ein Mann für die Integrität der deutschen Grenzen; und auch die Hoffnung ist in uns nicht erloschen, daß eine nationale Verbindung auf der Basis des gleichen Rechts der deutschen Stämme dereinst sich verwirklichen werde. In den erhabenen Worten Ew. Majestät finden wir das eigene Programm unserer ebenso deutsch- als bayerisch-patriotischen Hoffnung wieder. — Auch im Innern werden wir keiner besonnenen Reform unsere Mitwirkung versagen. Nachdem aber durch eine Reihe neuer Gesetze dem Lande erhöhte Leistungen zugewachsen sind, so sehnt sich das Volk zugleich, Wege der Reform eingeschlagen zu sehen, welche zu annähernder Entlastung der Staatsausgaben zu führen geeignet wären. — Von neuen Gesetzen erwarten wir, daß ihr Geist nicht den Gefühlen und Anschauungen des Volkes entgegen sei. Daran ist das Schulgesetz gescheitert, nicht an einer Scheu vor vermehrten Kosten für Schule und Lehrer. Den unmittelbarsten Einfluß auf die Stimmung im Lande übt der Geist, welcher sich in der Ausführung der Gesetze und in der Verwaltung kund gibt. Das bayerische Volk, monarchisch von Natur, kann und wird nicht verstehen, daß die Machtmittel des Staates einer Partei dienstbar sein könnten. Das bayerische Volk ist konstitutionell von Geburt, aber es will keine Parteiregierung. — Um so mehr anerkennen wir mit dem allerunterthänigsten Dank den hochherzigen Entschluß Ew. Majestät, durch ein neues Wahlgesetz auf der Grundlage des direkten Wahlrechts notorische Mißbräuche abzuschneiden und der im Volke lebenden Überzeugung zu einem getreuen Ausdruck zu verhelfen. Gott der Allmächtige segne Ew. Majestät für die warme Liebe, deren Ew. Majestät treues Volk immerdar versichert ist, und die wir an unserem Teil zu verdienen nach bestem Wissen und Gewissen bestrebt sein werden."

Im möglichst denkbaren Gegensatz zu dem in diesem Adreßentwurf ausgesprochenen Gedanken stand der der Fortschrittspartei:

„Mit Ew. Kgl. Majestät beklagen wir den Grad der Heftigkeit, welchen der Widerstreit der Meinungen in der letzten Zeit erreicht hat, sowie die vielfach verbreiteten irrtümlichen und beunruhigenden Vorstellungen. Vorurteilsfreier Prüfung und unbefangener Vaterlandsliebe wird es gelingen, jene Vorstellungen, welche den inneren Frieden des Landes untergraben, zu zerstreuen. Um so mehr wird dann Ew. Kgl. Majestät Regierung, getragen von der aufgeklärten Volksmeinung, mit Erfolg an der Lösung der hohen Aufgaben arbeiten können, welche die ernste Zeit und die schwierige Lage des Landes gestellt haben. Weder durch die Verträge mit Preußen und dem norddeutschen Bunde, noch auch durch eine enge nationale Vereinigung der süddeutschen Staaten mit dem Norden, sehen wir die berechtigte Selbständigkeit der deutschen Stämme bedroht. Möge es Ew. Majestät Regierung gelingen, durch entgegenkommende Mitbegründung der bundesstaatlichen Neugestaltung Deutschlands die Gefahren, welche in der jetzigen Isolierung Bayerns liegen, abzuwenden und zugleich den Einheitsstaat fern zu halten. Dann wird die fest begründete Macht und Größe, die Freiheit und Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes an den wohlberechtigten und wohlverdienten Fortbestand der Einzelstaaten gebunden sein. In Folge der veränderten Gestalt, welche die Ereignisse des Jahres 1866 Deutschland gegeben haben, ist der Weg nahe gelegt, welcher zur Lösung des im Jahre 1848 gegebenen und vom Volke mit Jubel aufgenommenen Fürstenwortes führt. Mit der Ausbildung des völkerrechtlich anerkannten norddeutschen Bundes zu einem deutschen Bundesstaate ist die Wahrung der Grundlagen unseres Staatshaushaltes und die Selbständigkeit im Innern, insbesondere die freiheitliche Entwicklung Bayerns, sehr wohl vereinbar. Die erneute Versicherung aus königlichem Munde, daß, wenn die Pflicht ruft, unser Land an der Seite des mächtigen Bundesgenossen für die Ehre Deutschlands, mit der

Bayerns Ehre ohnehin unlösbar verbunden ist, einstehen werde, wird als gewichtige Friedensbürgschaft allüberall im deutschen Vaterlande den lebhaftesten Widerhall finden. Wie Ew. Majestät, die Lage und die Bedürfnisse der Zeit erkennend, bisher die soziale Gesetzgebung mit fester Hand geschirmt haben, so möge auch fortan Ew. Kgl. Majestät Regierung die Wiederaufnahme und Weiterführung notwendiger Reformen, wie: die Förderung der bürgerlichen Selbstverwaltung, die Revision der Preß- und Vereinsgesetzgebung, Reformen auf dem Gesamtgebiete des Unterrichts, insbesondere die zeitgemäße Hebung der Volksschule und die Aufbesserung der finanziellen Lage der Volksschullehrer, fest im Auge behalten."

Zwölf volle Sitzungen füllte nun die Adreßdebatte aus, bei welcher nach des Hauptwortführers Jörg Diktum die Augen Europas in den Saal in der Prannerstraße schauen sollten. Beide Parteien schickten ihre besten parlamentarischen und oratorischen Kräfte ins Feld; mit großer Heftigkeit und Erregtheit wurde hin und hergestritten, mit Erbitterung der partikularistische Standpunkt der Rechten, mit unentwegtem Freimut der nationale der Linken hervorgekehrt. Mehr als einmal griff der Ministerpräsident schneidig, und sein gutes Recht, wie die Ehrlichkeit seiner ganzen bisherigen Haltung wahrend, in die Debatte ein. Am 12. Februar endete diese mit der Annahme des Majoritätsentwurfes mit 78 gegen 62 Stimmen.

Gleichzeitig hatte auch die Majorität der Reichsratskammer dieselbe oppositionelle Stellung gegen die Staatsregierung eingenommen, wie die des Abgeordnetenhauses. Ihr Referent, der Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums, v. Harleß, scheute sich nicht, sich ganz auf die Seite der katholisch-patriotischen Partei zu stellen und in dem von ihm verfaßten Adreßentwurf dem gesamten Ministerium ein entschiedenes Mißtrauensvotum zu erteilen. Nur 12 Getreue fand dieses in dem hohen Hause. Eine Deputation von sechs Mitgliedern sollte die Adresse dem Könige überreichen. Allein dieser lehnte es ab, sie entgegen zu nehmen, und wie er schon ostentativ die Herren der Minorität der Reichsratskammer und die Minister zur Tafel geladen hatte, so motivierte er auch jene Zurückweisung durch ein Signat folgenden Inhalts:

„Die Adresse der Kammer der Reichsräte hat durch prinzipielle Angriffe auf den Gesamtbestand des gegenwärtigen Ministeriums ohne jede thatsächliche oder gesetzlich greifbare Begründung dem Geiste der Versöhnung nicht entsprochen, welchen Ich in Meiner Thronrede der Landesvertretung entgegen gebracht habe, und hiedurch die Möglichkeit ihrer Annahme für Mich ausgeschlossen. Übrigens werde Ich deshalb nicht vermeiden, dem Lande die durch das Übermaß der Parteibewegung gestörte Ruhe wieder zu geben. Von dieser Meiner Entschließung ist der erste Präsident der Kammer der Reichsräte sofort zu verständigen."

König Ludwig hatte sich wiedergefunden und wußte, wo er im Interesse des Rechtes und der Wahrheit Stellung zu nehmen hatte. Trotzdem konnte er nicht dem „rasenden See" sein Opfer vorenthalten, er genehmigte am 7. März das am 15. Februar eingereichte Entlassungsgesuch des Fürsten Hohenlohe. Dessen Kollegen waren anfangs uneinig, ob sie sich nicht dem Schritt des Ministerpräsidenten anschließen sollten, unterließen dies aber dann, vielleicht auch deshalb, weil sie nach Jörgs ausdrücklicher Erklärung von dem Mißtrauensvotum der zweiten Kammer nicht mitgetroffen waren und auch aus dem Grunde, um nicht einem gegnerischen Ministerium geradezu den

Weg zu bahnen. Aber auch der Nachfolger Hohenlohes, der bayerische Gesandte am österreichischen Hofe, Graf Bray-Steinburg, schien nicht der Mann zu sein, die utopischen Träume der Patrioten erfüllen zu wollen oder zu können. In seiner Programmrede am 30. März verwahrte auch er sich gegen den Vorwurf, eine Parteiregierung zu führen und stellte sich auf den Grund der bindenden und auf Gegenseitigkeit beruhenden Verträge. „Was ich empfehle", schloß er, „ist eine praktische Politik, eine Politik unserer wahren Interessen; was ich Ihnen verspreche, ist eine offene Politik und selbstverständlich eine ehrliche und loyale Politik. Eine offene Politik hat für uns um so weniger Schwierigkeiten, als wir keine geheimen Verträge haben, keine geheimen Verpflichtungen, keine geheimen Pläne und überhaupt keine politischen Geheimnisse. Was wir wollen, was wir anstreben, was wir wünschen, darf die ganze Welt erfahren: wir wollen Deutsche, aber auch Bayern sein."

Inzwischen war die Kammer der Abgeordneten in die Beratung jener von der Regierung verlangten außerordentlichen Militärkredite getreten. Der Referent des Finanzausschusses, der in früheren Sessionen des Landtags um die Wahrung freiheitlicher und konstitutioneller Rechte hochverdiente Pfälzer Abgeordnete Georg Friedrich Kolb, wollte nicht ganz zwei Millionen Gulden bewilligen und sofort bei Gelegenheit dieser Bewilligung und derjenigen des ordentlichen Militärbudgets mit der allmählichen Überleitung des bayerischen Heerwesens in das Milizsystem beginnen. Sein Referat, im Klub der patriotischen Partei verlesen, fand „nicht nur einstimmigen, sondern wahrhaft begeisterten Beifall." Diese hatte mit Annahme der Kolbschen Prinzipien ein neues Schlagwort in ihr Programm eingefügt und einen neuen Vorstoß gegen die Regierung begonnen. Zeitraubend und schleppend zogen sich die Kammerverhandlungen hin; die Rechnungsnachweise der Jahre 1866 bis 1868 hatten dazu dienen müssen, der Rechten Gelegenheit zu geben, alles das zur Sprache zu bringen, was die patriotische Partei nur irgend wünschte oder verlangte, was wieder zu tagelangen, immer mehr gegenseitig erbitternden Debatten führte. Erst am 9. Juni, nachdem schon fünf Monate der neuen Finanzperiode verflossen waren, trat der Finanzausschuß in die Budgetberatung ein. Der Abgeordnete Greil, der fanatischste der Klerikalen, referierte über den Gesamt-Ausgabeetat mit Ausschluß des Militäretats, Kolb über diesen. Beide schlugen starke, namentlich die Position für Unterricht und Bildung treffende Abstriche vor, um jedes Defizit und damit jede Erhöhung der Steuern zu vermeiden. Am 13. Juni begann im Plenum die Generaldebatte zunächst über das Kolb'sche Referat, den Militäretat. Drei Tage währte sie, in endlosen Auseinandersetzungen in erster Linie Präsenzzeit und Milizsystem erörternd — seine ganze Redegewandtheit bot trotz des Widerspruchs des Kriegsministers und der liberalen Wortführer der Referent auf, letzteres als das Eine, was Bayern wahrhaft not thäte, zu rechtfertigen — da sollten, in eigentümlicher Ironie des Schicksals, seine Ideen durch den thatsächlichen Beweis ihrer Unausführbarkeit gerichtet werden. An demselben 15. Juli, an welchem in der Generaldebatte geschlossen wurde, hatte der gesetzgebende Körper in Frankreich „leichten Gemütes" den Krieg gegen Deutschland beschlossen. Europa schaute nicht mehr auf den bayerischen Ständesaal, es hatte anderswohin sein Auge zu richten, ein Wetter-

strahl hatte es aus seiner Ruhe aufgescheucht. Auch die bayerische Kammer hatte an anderes zu denken, als den akademischen Streit über Miliz oder stehendes Heer fortzusetzen.

Letzterem hatte sein oberster Kriegsherr schon seine Stellung vorgeschrieben. König Ludwig erkannte den Eintritt des casus foederis, den Bündnisfall mit Preußen, unumwunden als gegeben an. Am 16. Juli schon erging der Befehl zur Mobilisierung der bayerischen Armee. Am folgenden Tag, einem Sonntag, kam der König von Berg nach München, und eine großartige Demonstration vor der Residenz brachte ihm den Dank seiner Hauptstadt.

Am Montag den 18. Juli eröffnete die Sitzung der Abgeordnetenkammer der Kriegsminister von Pranckh mit dem Verlangen eines außerordentlichen Kredits von 5'600,000 fl. und von 21 Millionen für den Unterhalt des Heeres auf Kriegsfuß bis Ende des laufenden Jahres. Graf Bray skizzierte kurz und bündig die Lage und schlug mit der Behauptung: „die spanische Kandidatur verschwindet, die deutsche Frage beginnt", den rechten Ton an. Allein die Rechte zeigte sofort, wonach sie strebte, indem sie die Einsetzung eines besonderen Ausschusses von neun Mitgliedern für die kriegsministerielle Vorlage verlangte und so die Sache zum mindesten verschleppen wollte. Nach einer Stunde war dieser Ausschuß gewählt und zwar im schwärzesten Sinne, nur zwei Liberale, die Abgeordneten Marquard Barth und Sellner, hatten Zulassung gefunden. Die am Morgen unterbrochene Sitzung wurde abends 7 Uhr wieder aufgenommen; der Präsident teilte mit, daß der bestellte Ausschuß zu Referenten, Jörg für den politischen, Kolb für den finanziellen Teil gewählt habe, aber noch nicht in der Lage sei, seinen Antrag zu stellen, weshalb die nächste Sitzung der Kammer erst auf den folgenden Tag, den 19. Juli, nachmittags 4 Uhr, anberaumt werden könne. Man erfuhr, daß die Kommission entschlossen sei, sich für bewaffnete Neutralität auszusprechen. In der Abendsitzung des patriotischen Klubs gaben sich die Mitglieder das Wort, hiefür und nur hiefür zu stimmen. Ebenso tagten die Liberalen. Ihre Stellung konnte ihnen keinen Augenblick zweifelhaft sein. Stimmte am folgenden Tag die Mehrheit gegen den außerordentlichen Militärkredit, so mußten sie die Kammer verlassen und dadurch jede Verantwortung, mit jener noch länger zu tagen, ablehnen. Dieser Standpunkt sollte festgehalten und in die Debatte so wenig als möglich eingetreten werden.

Am Dienstag den 19. Juli, demselben Tage, an welchem König Wilhelm von Preußen seine Thronrede vor dem norddeutschen Reichstag mit den Worten schloß: „wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war", wurde nachmittags 4 Uhr die Sitzung der Abgeordnetenkammer eröffnet, die über Bayerns Ehre, über seine Stellung zur deutschen Sache entscheiden sollte. Unvergeßlich wird sie allen denen sein, die Zeugen jener inhaltsschweren Abend- und Nachtstunden waren, die selbst mitraten und mitthaten durften an jenem nationalen Geburtstage unseres engeren

Vaterlandes. Entsprechend der drückenden Stimmung, die auf den Herzen lastete, herrschte eine bange Schwüle in dem Sitzungssaale, trüb brannten die Lichter auf den Lüstern, die ihn nie völlig zu erhellen vermochten; die Galerien waren überfüllt; in der Diplomatenloge saß der preußische Gesandte, fast stündlich Depeschen empfangend oder befördernd; der Hof des Ständehauses war militärisch besetzt; auf den Straßen um es herum drängte und staute es sich von Tausenden von Menschen, die begierig jeder Kunde harrten, die hin und wieder aus den Verhandlungen zu ihnen drang.

Mit eisiger Kälte begründete der Referent Jörg den Ausschußantrag, der auf bewaffnete Neutralität lautete. Der Bündnisfall sollte nicht gegeben sein, die Ursache der gegenwärtigen Verwicklung „außerhalb des Gebiets deutscher Ehre und Integrität liegen", der Krieg nur aus einem wirklichen oder eingebildeten Verstoß gegen die Etiquette seinen Ursprung nehmen.

Mit patriotischer Wärme entgegnete der Ministerpräsident Graf Bray: „das Schutz- und Trutzbündnis ist ein Defensivvertrag; wir sind nicht zur Mitwirkung an einem Krieg verbunden, wenn Preußen einen Krieg anfängt; aber wir sind dazu verpflichtet, wenn ein Angriff auf deutsches Gebiet stattfindet. Dieser Fall hat stattgefunden, der Krieg ist da, das deutsche Gebiet wird von Frankreich überschritten, die Kriegserklärung ist erfolgt. Der Fall des Vertrags ist somit eingetreten, und wir müssen Stellung zu Deutschland nehmen!" Und der Kriegsminister von Pranckh fuhr fort: „die Lage ist klar durch das männliche Eingreifen unseres Königs für die Sache Deutschlands. Halten wir zu Deutschland, sonst sind wir verloren! Beweise Bayern, das vor Jahren schon viele Stürme bestanden, daß es ein selbständiger Staat ist, beweise es das dadurch, daß es die nationale Idee, welche nun einmal besteht, sich richtig aneigne!"

Da begann es warm zu werden auch in dem oder jenem bisher so kühlen „patriotischen" Herzen. „Zwischen dem gestrigen und heutigen Tage liegen zehn Jahre", rief einer der Hauptkämpen der Rechten, Dr. Sepp. „Gestern konnte man sich noch der Hoffnung hingeben, die Furie des Krieges zu beschwören, heute ist soeben die sichere Depesche eingelaufen, daß der Krieg erklärt sei. — Wir haben an der Schlacht von Leipzig nicht teilgenommen, wenn es aber sein muß, werden wir an der neuen nationalen Schlacht teilnehmen. — Auch wir haben ein deutsches Herz, wir halten fest an dem Ausspruch des deutschesten unter den deutschen Fürsten, weiland unseres Königs Ludwigs I.: „wir wollen Deutsche sein und Bayern bleiben!" — Können wir ruhig liegen, wenn die Welt ringsum in Waffen aufsteht? Wir werden in den Krieg eintreten mit allem Ernst und aller Kraft. Gott gebe den Waffen der Deutschen den Sieg!" Begeistert und begeisternd sprachen noch von der Linken Völk, Gerstner, Edel u. A.

Der erste Erfolg war, daß der Ausschußantrag mit 81 gegen 58 Stimmen verworfen wurde. Ebenso fand eine Modifikation Huttlers, den von der Regierung geforderten Kredit „für bewaffnete Neutralität oder für den Fall der Unvermeidlichkeit des Kriegs zur Erhaltung der Integrität des Königreichs" zu bewilligen, mit 72 gegen 70 Stimmen Ablehnung. Dagegen erhielt nun der vermittelnde Antrag Schleich's, die Neutralität ganz fallen zu lassen und die Bewilligung „einfach für den Fall der Unvermeidlichkeit

des Kriegs" zu erteilen, womit sich die Regierung einverstanden erklärte, die Majorität von 101 gegen 47 Stimmen. Fünfunddreißig von der Rechten waren in letzter Stunde der nationalen Sache zugefallen. Ein unbeschreiblicher Jubel erhob sich in- und außerhalb des Hauses, als um 10½ Uhr nachts das Resultat der Abstimmung bekannt gegeben wurde. Als die liberalen Abgeordneten aus dem Hause traten, empfingen sie brausende Hochs, die sich von Straße zu Straße fortpflanzten, indem die Menge vor die Residenz und dann zum Palais des preußischen Gesandten zog, um auch da ihren begeisterten Gefühlen Luft zu machen.

Noch ehe ein Tropfen Bluts geflossen war, noch ehe irgend jemand die zermalmende Überlegenheit der deutschen Waffen ahnte, stand es an jenem Abend fest und über allen Zweifel erhaben: die deutsche Nation war gegründet, die fünfhundertjährige Leidensgeschichte ihrer Schwäche und Zerrissenheit hatte ein Ende, der Sehnsuchtsgedanke von Menschenaltern, der Traum der Väter, die Hoffnung der Jugend war in Erfüllung gegangen, der Deutschen Vaterland war endlich geschaffen.

Am 20. Juli trat die erste Kammer ohne Debatte dem Beschlusse der zweiten bei. Im Gegensatz zur Zögerung dieser und der Haltung ihrer undeutschen Majorität war die Einstimmigkeit des obern Hauses, Freiherrn von Thüngens Referat und des ersten Präsidenten, Freiherrn von Stauffenberg, Schlußrede von erhebendem Eindruck.

In Paris hatte man sicher wenigstens auf die Neutralität Bayerns gerechnet; am Tage seiner Stellungnahme für Alldeutschland war die Anfrage Frankreichs an die bayerische Regierung ergangen, welche Haltung sie einzunehmen gedenke. Der französische Gesandte Cadore hatte dafür gesorgt, hoffnunggebende Berichte seinem Kaiser einzusenden, aber am 20. erklärte Graf Bray dem Herzog, daß sich Bayern im Kriegszustand mit Frankreich befindlich erachte, und stellte ihm seine Pässe zu. Die Regierung telegraphierte sofort die nunmehr vollendete Entscheidung nach Berlin. Darauf traf folgende telegraphische Antwort des Königs von Preußen an König Ludwig ein:

„Nach Empfang des Telegramms Ihres Ministeriums übernahm ich sofort das Kommando der bayerischen Armee und überwies die letztere der unter den Oberbefehl des Kronprinzen gestellten dritten Armee. Wir sind durch unerhörten Übermut aus dem tiefsten Frieden in den Krieg geworfen. Ihre echt deutsche Haltung elektrisierte auch Ihr Volk. Ganz Deutschland steht zusammen, wie nie zuvor. Gott segne unsere Waffen in den Wechselfällen des Kriegs. Ihnen persönlich aber muß ich meinen innigsten Dank aussprechen für die treue Festhaltung an dem Vertrage, worauf Deutschlands Heil beruht. Wilhelm."

König Ludwig erwiderte:

„Ihr Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Widerhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutschlands und zum Heile Bayerns enden!"

Am 22. Juli wurde durch königliche Entschließung der Landtag bis aufs weitere vertagt, und von demselben Tage ab die gesamte mobile Armee auf den Kriegsfuß gestellt, sowie die Festung Landau in den Kriegsstand erklärt.

Die bayerische Armee war, wie König Wilhelm es seinem erlauchten Bundesgenossen mitgeteilt hatte, unter das Kommando des Oberbefehlshabers der dritten Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen gestellt worden. Von welch gewaltiger Bedeutung war unter den Verhältnissen, wie sie damals gegeben waren, die Persönlichkeit der dieses Kommando vertraut wurde. Man vergegenwärtige sich die Lage und die Zusammensetzung der dritten Armee. Zwei preußische Armeekorps aus dem fernsten Osten, die nie einen süddeutschen Soldaten gesehen hatten, die süddeutschen Truppen zum erstenmale mit preußischen im Verbande. Die verschiedenen Korps der Armee standen zu einander in einem Verhältnis loser Personalunion, nur zusammengehalten durch die Person des obersten Führers. Aber gerade diese Person war die rechte an richtiger Stelle. Von oben her gelang es, die Glieder unter einander näher zu bringen und ein gegenseitiges Vertrauen zu begründen, das schon am 6. August, am Tage von Wörth, beispielsweise das zweite bayerische Korps unbeirrt die ihm zugehenden Befehle ausführen ließ. Das Oberkommando der dritten Armee und seine Spitze, Kronprinz Friedrich Wilhelm, ward bald der ideale Mittelpunkt der deutschen Einheitsbestrebungen, da er es verstanden hatte, alle ihm unterstellten deutschen Stämme in gleicher Liebe und Verehrung an seine Person zu fesseln. Um persönlich sein Kommando zu übernehmen und sich König Ludwig vorzustellen, kam der Kronprinz am 27. Juli nach München. Schon an der Landesgrenze in Hof war ihm ein festlicher Empfang bereitet, in Bamberg erwartete ihn der vom König entgegengeschickte Extrazug, in welchem ihn im allerhöchsten Auftrag Generallieutenant Baron Jeetze, Rittmeister Freiherr von Stauffenberg und der kgl. Kämmerer von Beustl begrüßten. König Ludwig selbst war mit Prinz Otto dem erlauchten Gast bis Röhrmoos entgegengefahren. Zu gleicher Zeit liefen die beiden Züge in der Station ein. Sofort verließen der König und der Kronprinz ihre Wagen; eine außerordentlich herzliche Begrüßung erfolgte; die Beiden umarmten und küßten sich wiederholt. Der Kronprinz bestieg den Königstrain, welcher 18 Minuten nach 11 Uhr im reich geschmückten Münchner Bahnhof einfuhr, wo die sämtlichen königlichen Prinzen, die Minister und die Generalität der hohen Ankommenden warteten. Tausende von Menschen füllten die Straßen und das jubelnde Hoch, das bis zur Residenz sich fortpflanzend, immer von neuem die beiden deutschen Fürsten umbrauste, konnte diesen sagen, wie München nur von dem einen Gedanken: „Deutschland über Alles" beseelt war. In der ritterlichen, männlich schönen Erscheinung des Führers seiner Söhne sah das Land schon die Bürgschaft des kommenden Sieges. Der Kronprinz empfing in seinen Gemächern in der Residenz, den sogenannten Trierschen Zimmern, die Meldungen der mit einem Kommando betrauten Generale, namentlich des Kommandanten des ersten Armeekorps, Freiherrn von der Tann und des Generalquartiermeisters Grafen von Bothmer, sowie auf seinen speziellen Wunsch die Deputationen der gemeindlichen Kollegien, den ersten Bürgermeister Erhardt an der Spitze. Wie es ihn gedrängt habe, sagte er diesen, nach München zu kommen, um die Bevölkerung kennen zu lernen, und wie er es sich zur besonderen Ehre rechne, die bayerischen Truppen führen zu dürfen. Wohl möge im Kriege und insbesondere am Anfang desselben nicht alles sich so ereignen, wie wir es wünschen,

aber man dürfe nicht verzagen — das Recht und das einige Deutschland werde schließlich den Sieg erringen, für den er zu Gott flehe.

Wie schon der Empfang am Morgen und die Stimmung des ganzen Tages sich gleichsam zu einem Verbrüderungsfest zwischen Bayern und Preußen gestaltet hatte, so trug der Abend im Hoftheater vollends ein national-patriotisches Gepräge von historischer Bedeutsamkeit. Die ersten Logenräume waren mit den höchsten Würdenträgern des Hofes, des Staates und der Armee in ihren glänzenden, mit Orden besäten Uniformen dicht besetzt; die Damen erschienen im festlichen Anzuge und vielfach in reichem Diamantenschmucke. Als der Kronprinz am Arme die Königin Mutter, gefolgt von König Ludwig und dem Prinzen Otto, in die Kaiserloge trat, ertönten begeisterte Hochrufe, die unter den Fanfaren des Orchesters sich wohl mehr als ein dutzendmal wiederholten; die Frauen schwenkten ihre Tücher und stimmten in den allgemeinen Jubel ein. Nach einer Beethovenschen Ouverture sprach der k. Hofschauspieler Ernst Possart einen von ihm selbst gedichteten Prolog, dessen beide letzten Strophen lauteten:

„Das Land ist einig! Wer will es bezwingen?
Entrollet mutig das Panier zum Krieg,
Denn eh' am Rhein noch die Fanfaren klingen,
Schlug Deutschland schon in sich den größten Sieg.
Fürsten und Völker haben sich gefunden,
Erneuert ist des alten Blutes Macht,
Die Brudervölker sind auf's neu verbunden,
Sie halten an dem deutschen Rhein die Wacht.
Es führet sie ein königliches Paar:
Es führt sie Bayerns Löwe — Preußens Aar!

Dies hehre Zweiggestirn wird unsern Söhnen
Als Oriflammen leuchten durch die Nacht,
Und Sieg wird unsre deutschen Fahnen krönen
Auch in der zweiten großen Freiheitsschlacht;
Denn was im Drange der Gefahr auf's neue
Ein edles Fürstenpaar zum Kampf vereint,
Das Königswort es heißet: Treu' um Treue,
Mit diesem Feldgeschrei verjagt den Feind!
Heil! Dreifach Heil dem hohen Fürstenpaar,
Dem Deutschlands alte Treue heilig war!"

Als neu die Fanfaren der Musik und neue Jubelrufe das Haus durchschallten, trat der König mit dem Kronprinzen dicht an die Logenbrüstung vor und drückte diesem warm die Hand. Und nicht minder ergriff dann alle Herzen die folgende treffliche Aufführung von „Wallensteins Lager" und insbesondere der Vortrag des „Reiterliedes", zu dem Meister Kindermann folgende Strophe hinzusang:

„Frisch auf, Kameraden, in's Feld gerückt,
Von den Grenzen den Franzmann zu jagen,
Den Säbel geschliffen, die Schwerter gezückt,
Auf den Feind ohne Zaudern und Zagen!
Und setzen wir auch das Leben ein,
Befreit wird für ewig der deutsche Rhein!"

Um 3 Uhr morgens am folgenden Tage verließ der fürstliche Oberbefehlshaber der dritten deutschen Armee wieder München, um in Stuttgart und Karlsruhe auch die andern jener zugeteilten süddeutschen Kontingente zu übernehmen, und in wenigen Wochen schmückte sein und seines tapfern Heeres Haupt schon das erste Siegeslorbeerreis von Weissenburg und Wörth.

Es hieße über den uns gestellten Rahmen hinausgreifen, wollten wir dem wunderbaren Siegeszuge, wie die Geschichte vordem von keinem zu erzählen weiß, Alldeutschlands nach Frankreich hinein Schritt für Schritt folgen und in stolzer Erinnerung an das vor 20 Jahren Geschehene im Einzelnen nachweisen, wie auf den Schlachtfeldern von Wörth und Sedan, an der Loire und vor Paris die Waffenbrüderschaft von Nord und Süd für alle Zeiten fest zusammengekittet worden ist. Wir haben nur dessen noch zu gedenken, was als schönste Frucht dieser Schlag auf Schlag sich folgenden Siege auch unser Bayern ernten sollte: die Einheit des deutschen Vaterlandes, das neue deutsche Reich.

Jetzt stand nichts mehr im Wege, den Main vollends zu überbrücken, sich an den staatsrechtlich schon geeinten Norden in gleichem Verhältnis anzuschließen. Die auf dem Schlachtfeld gefundene Bundesgenossenschaft konnte sich nach dem Frieden nicht mehr lösen. Ohne eine bundesstaatliche Einigung Deutschlands war dieser selbst undenkbar.

Im Anschluß an eine am 30. August in Berlin vollzogene Manifestation und eine an den König von Preußen ergangene Adresse beschlossen an dem Tage, wo bei Sedan die große Entscheidungsschlacht geschlagen wurde, die städtischen Kollegien Münchens und eine große Anzahl von Notabeln folgendes Telegramm an König Ludwig zu richten:

„Im Namen der Münchner Bürgerschaft wünschen die Unterzeichneten Ew. Kgl. Majestät Glück zu dem neuen glorreichen Siege der deutschen Waffen in dem Kampfe bei Beaumont Monjou, an welchem sich auch wieder unsere bayerischen Truppen in höchst ruhmvoller Weise beteiligt haben. Wir hegen das unerschütterliche Vertrauen, daß Ew. Kgl. Majestät im Verein mit den verbündeten Fürsten Deutschlands dem deutschen Volke durch die Wiedererwerbung der deutschen Lande Elsaß und Lothringen einen dauernden Frieden sichern, jeden Versuch einer fremden Einmischung in die Friedensunterhandlungen energisch zurückweisen und der deutschen Nation zu einer gemeinsamen, ihrer Stellung würdigen Gesamtvertretung, deren Bedürfnis die deutschen Fürsten wie das deutsche Volk schon längst anerkannt haben, verhelfen werden."

Aus allen größeren Städten, aus allen Teilen des Landes folgte Zustimmung auf Zustimmung zu diesem Telegramm und der König ließ dahin antworten, daß er „die volle Zuversicht hege, daß es gelingen werde, Deutschland wie Bayern die Früchte des Sieges in reichstem Maße zu sichern."

Am 12. September beantragte das Gesamtministerium in einem Bericht an den König, mit dem norddeutschen Bunde über eine nähere Verbindung Bayerns mit demselben in Unterhandlung treten zu dürfen. Der Präsident des norddeutschen Bundeskanzleramtes von Delbrück fand sich selbst in München ein, um mit der Regierung Besprechungen über die deutsche Verfassungsfrage zu pflegen, und am 20. Oktober reisten die Minister Graf Bray, von Pranckh und von Lutz in das Hauptquartier

des Königs von Preußen nach Versailles, um das, was als Herzensangelegenheit der Nation erschien, zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Lange aber ließ dieser auf sich warten; mehr als einmal drohten die Verhandlungen zu scheitern; die Unruhe und Aufregung im Lande wuchs; endlich kam die ersehnte Nachricht, daß am 23. November der Vertrag über den Beitritt Bayerns zu einem neuen deutschen Bunde völlig und gültig vollzogen worden sei. Und mehr noch: König Ludwig ergriff die Initiative zum definitiven Ausbau der deutschen Verfassung, indem er am 4. Dezember die übrigen deutschen Fürsten durch eigenhändige Handschreiben einlud, dem Könige von Preußen, den er schon bei der Kapitulation von Metz als „Wilhelm den Siegreichen" beglückwünscht hatte, statt des bisherigen Titels eines Bundespräsidenten, denjenigen des „deutschen Kaisers" anzutragen.

Das Schreiben lautete:

„Die von Preußens Heldenkönige siegreich geführten deutschen Stämme, in Sprache und Sitte, Wissenschaft und Kunst seit Jahrhunderten vereint, feiern nunmehr auch eine Waffenbrüderschaft, welche von der Machtstellung eines geeinigten Deutschlands glänzendes Zeugnis gibt. Beseelt von dem Streben, an dieser werdenden Einigung Deutschlands nach Kräften mitzuwirken, habe ich nicht gesäumt, deshalb mit dem Bundeskanzleramte des norddeutschen Bundes in Verhandlungen zu treten. Dieselben sind jüngst in Versailles zum Abschluß gediehen. Nach dem Beitritte Süddeutschlands zum deutschen Verfassungsbündnisse werden die Sr. Majestät dem Könige von Preußen übertragenen Präsidialrechte über alle deutschen Staaten sich erstrecken. Ich habe mich zu deren Vereinigung in Einer Hand in der Überzeugung bereit erklärt, daß dadurch den Gesamtinteressen des deutschen Vaterlandes und seiner verbündeten Fürsten entsprochen werde, zugleich aber in dem Vertrauen, daß die dem Bundespräsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung des deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Se. Majestät der König von Preußen im Namen des gesamten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausübt. In Würdigung der Wichtigkeit dieser Sache wende ich mich nun an Eure . . . . mit dem Vorschlage, in Gemeinschaft mit mir bei Sr. Majestät dem Könige von Preußen in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Bundespräsidialrechte mit Führung des Titels eines „deutschen Kaisers" verbunden werde. Es ist mir ein erhebender Gedanke, daß ich mich durch meine Stellung in Deutschland und durch die Geschichte meines Landes berufen fühlen kann, zur Krönung des deutschen Einigungswerkes den ersten Schritt zu thun, und gebe ich mich der freudigen Hoffnung hin, daß Eure . . . . meinem Vorgehen Ihre freundliche Zustimmung erteilen werden."

Welche Verhältnisse und Konstellationen jenen Brief diktiert haben, das brauchen wir im Vollgefühl des durch ihn Angebahnten und Erreichten nicht mehr kritisch zu untersuchen. Mag er mehr aus politischer Nötigung und Klugheit, als aus voller freier Überzeugung hervorgegangen sein, mit ihm vollzog Ludwig II. von Bayern doch einen historischen Akt, eine That von tiefster sittlicher Bedeutung für Deutschlands

ganzes künftiges Leben. Hat es ihm einen Kampf gekostet, seinen fürstlichen Stolz zum Heil des Ganzen zu überwinden, er ist als Sieger aus ihm hervorgegangen und wir wollen uns nicht vermessen, das Lorbeerblatt, das künftig, wie bisher, jedes bayerische Geschichtslehrbuch, wenn es die große Geschichte der Neuerstehung des deutschen Reichs erzählt, um unseres Königs Namen flechten wird, wegzunehmen.

Freudigen Widerhall fand also der Heroldruf des erlauchten Wittelsbachers, neu den Kaiser zu küren, allerüberall im deutschen Lande. Nur im eigenen erhob sich von der Seite, die schon bei Beginn des Krieges dem Könige in seinem entschiedenen nationalen Vorgehen die Heeresfolge verweigern hatte wollen, neuer Widerstand. Am 14. Dezember legte die Regierung dem Landtage mit der gleichzeitigen Forderung eines weiteren Kriegskredits von 41 Millionen Gulden die Versailler Verträge zur Genehmigung vor. Bei der Wahl des zur Prüfung derselben bestellten Ausschusses unterlagen innerhalb der patriotischen Partei die gemäßigten den extremen Elementen, so daß letztere mit zwölf, die Liberalen gar nur mit drei Mitgliedern vertreten waren und wieder der Abgeordnete Jörg, der entschiedenste Gegner der Verträge, zum Referenten ernannt wurde. Noch vor Jahresschluß, am 29. Dezember, stellte dieser seinen, vom Ausschusse angenommenen Antrag dahin, der Kammer die Verwerfung der Verträge mit dem norddeutschen Bund zu empfehlen. Dagegen waren die Ausschüsse der Reichsratskammer gerade zu dem entgegengesetzten Beschlusse gekommen. So brachte man es glücklich dahin, die im Plenum der Kammer zu erzielende Entscheidung bis in das neue Jahr hineinzuziehen. Erst am 11. Januar 1871 begannen die Verhandlungen darüber. Zehn Tage lang währten sie; in sie hinein fiel die Kaiserproklamation, der 18. Januar, in Versailles; aber Bayern stand eigentlich doch noch außerhalb des Reichs. Erst am 21. Januar ward der Sieg gegen die nach ihrer Niederlage vom 19. Juli 1870 neu mit verbissener Verzweiflung gegen die Übermacht des nationalen Gedankens sich wehrenden Partikularisten erfochten, indem mit 102 gegen 48 Stimmen die verfassungsmäßig nötige Zweidrittelsmehrheit für die Annahme der Verträge und damit für die volle Zugehörigkeit des zweitgrößten Bundesstaates zu Kaiser und Reich sich ergab.

Sei es dem Verfasser gestattet, hier den Trinkspruch einzufügen, den er im Kreise der liberalen Abgeordneten an diesem „ersten Abend im Reiche“ ausbrachte:

„Nun grüß' dich Gott, du hohe
Vielreiche Königin!
Wie treten doch so freudig
Wir heute vor dich hin!
Um's Haupt die Schlachtenrosen,
Das Siegschwert hoch gezückt,
Zu Fuß des Erbfeinds Leichen: —
Wie bist du stolz geschmückt!

Die Festesglocken läuten,
Der Hochzeitstag ist da,
Du lang und heiß Umfreite,
Hurrah, Germania!

Noch galt's ein höchstes Ringen
Zum letzten, vollen Sieg;
Nun aber ist's erstritten,
Nun, Siegeskunde, flieg'.

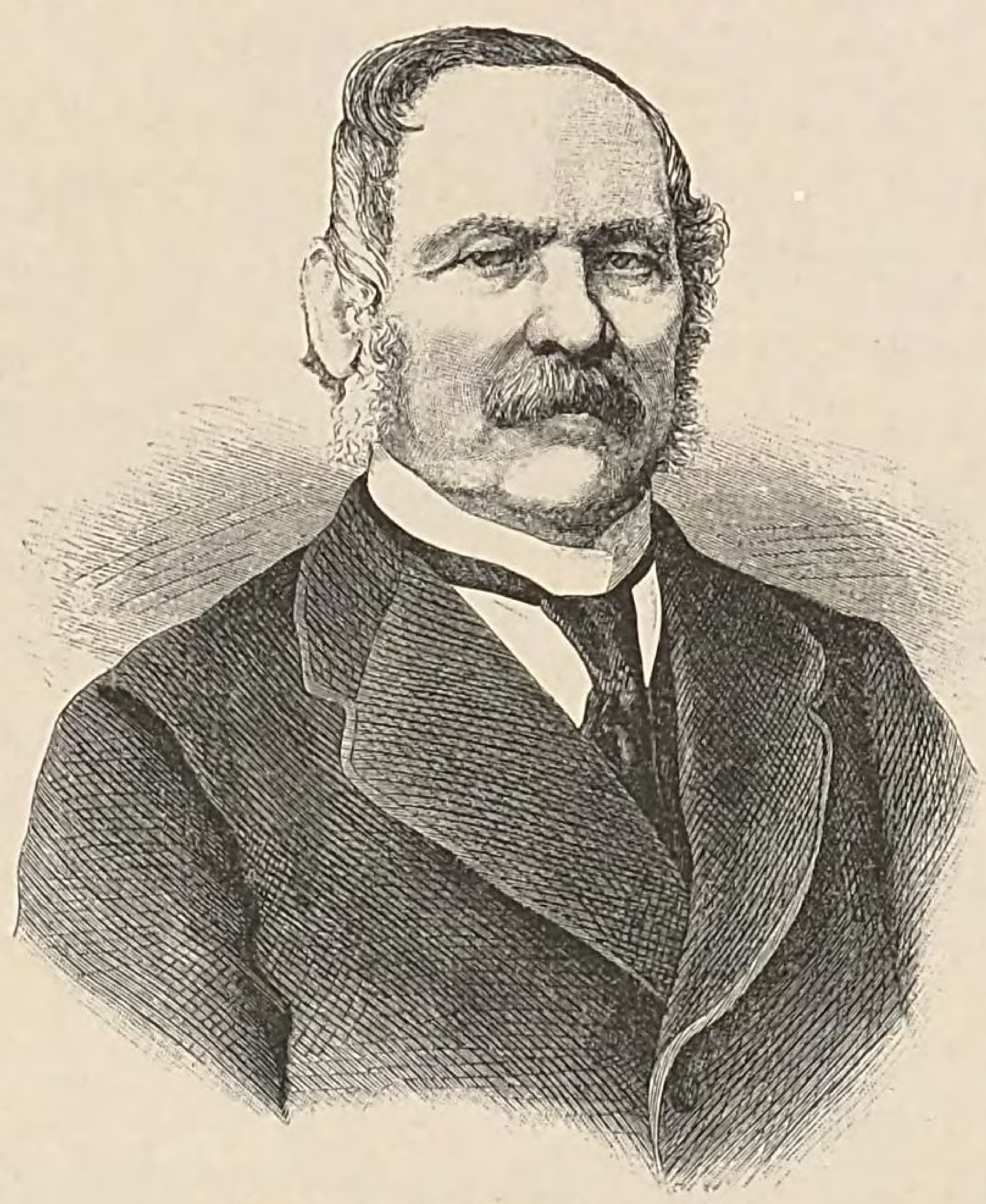
Flieg' aus vom Alpenrande
Bis hin zum nord'schen Belt,
Flieg' aus durch alle Lande
Und künd's der ganzen Welt:
Wir sind nicht mehr die Armen,
Uns ist nun Keiner gleich,
Das Kleinod ist gefunden:
Es gibt ein deutsches Reich!

Auf that sich im Kyffhäuser
Das lang verschloss'ne Thor,
Die Raben nicht mehr fliegen,
Der Kaiser trat hervor,
Und ihm zur Heeresfolge
Stellt freudig Euch nun ein,
In's deutsche Reich, das große,
All Bayerland hinein!

Wir bleiben noch die Alten,
Soll's sein, die Zähen auch,
Und niemand uns verkümm're
Den warmen Freiheitshauch,
Der je und je noch immer
Die Brust uns hat durchglüht. —
Doch heut' gilt's Eins nur jubeln:
Geeint ist Nord und Süd!

Geeint durch das, was draußen
Das deutsche Schwert erzwang,
Durch das, was nun hier innen
Das deutsche Wort errang —
Und dieser Siegesbeute
Sei dieses Glas gebracht:
Wohlauf, ihr Kampfgenossen!
Dem Sieg der Doppelschlacht!“

Nachdem am 18. Februar der bayerische Landtag im Namen des Königs durch den Prinzen Adalbert geschlossen worden war, fanden am 3. März die Wahlen zum ersten Reichstag des geeinigten Deutschlands statt. Die hingewelkten Blüten des Jahres 1848 waren zu neuer, besserer, reicherer Triebkraft erwacht. Das Frankfurter Parlament hatte seinen rechtsgiltigen Erben gefunden. Am 21. März, einen Tag vor seinem 79. Geburtstage, eröffnete der Heldenkaiser den Reichstag mit dem Wunsche: „Möge die Wiederherstellung des Reiches für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein, möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen.“

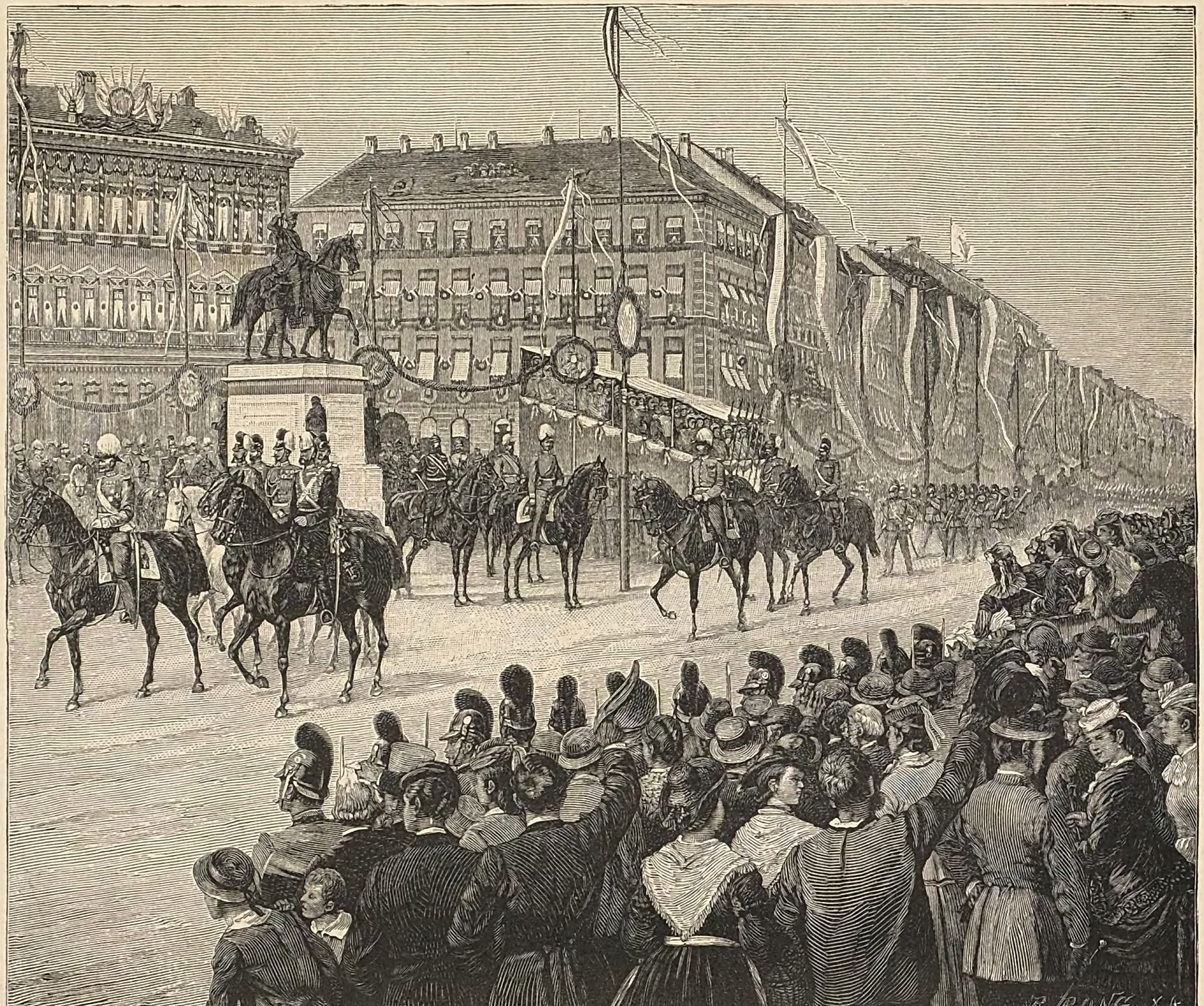

Graf v. Hegnenberg-Dux.

Das neue, deutsche Gemeinwesen sollte indes schon gleich nach seiner Geburt den ersten schweren Kampf bestehen, die Festigkeit seines Gefüges, seinen innern sittlichen Wert erproben müssen. Nicht die französische Kriegserklärung des 19. Juli 1870 war die einzige gegen Deutschland geschleuderte gewesen; nur einen Tag früher, am 18. Juli war eine andere ergangen: die zu Rom im vatikanischen Konzil ausgesprochene Unfehlbarkeit des Papstes. Beide waren an dieselbe Adresse gerichtet, an das deutsche Volk, sein Recht auf sein Dasein als Nation, sein Recht auf die größte seiner Errungenschaften, die Freiheit der Gewissen. Auch die bayrischen Bischöfe hatten sich, trotzdem daß auch unter ihnen vorher entgegengesetzte Ansichten bestanden, dem Vatikanum unterworfen und das neue Dogma mit offener Verletzung des königlichen Plazet verkündigt und so die Abwehr des zu seiner Selbsterhaltung verpflichteten Staates herausgefordert. Unter dem 28. März erließ Stiftsprobst Dr. v. Döllinger, der schon am 19. Januar 1870 seine warnende Stimme gegen die Unfehlbarkeits-Pläne der Konzils-

majorität hatte ergehen lassen und dafür die volle Zustimmung König Ludwigs gefunden hatte, ein Schreiben an den Erzbischof von München-Freising, das in schneidiger Sprache und mit unwiderstehlicher Logik die Unannehmbarkeit des päpstlichen Staatsstreichs darthat, was in der ganzen denkenden Welt unermeßliches Aufsehen machte und in der katholischen den Anstoß gab zu einer Bewegung, wie sie seit den Tagen der Reformation nicht mehr erlebt worden war. Die große Versammlung der Altkatholiken, die am 23. September 1871 in München zusammentrat, um den Widerstand gegen das Dogma von der Infallibilität zu organisieren, war der erste thatsächliche Ausdruck dieser Bewegung. Daß ihren Gegnern der weltliche Arm geliehen werden würde, um sie zu unterdrücken, war nach allem, was vorausgegangen war, nicht zu erwarten. Der Ministerwechsel vom 22. Juli hatte den Kultusminister v. Lutz von dem Bann befreit, in dem er durch den Widerstand des Grafen v. Bray gehalten worden war, und ihm in der Person des neuen Ministerpräsidenten Grafen v. Hegnenberg-Dux einen schneidigen, entschiedenen Bundesgenossen gegeben. Sein geharnischter Erlaß an den Erzbischof von München vom 27. August gab zwar das Plazetrecht als wertlos auf, wies aber in der Sache mit desto größerer Entschiedenheit die maßlosen Ansprüche des Episkopats an den Staat zurück und verhieß allen mit kirchlichem Zwang in ihrer Lebensstellung Bedrohten den vollen Schutz der Gesetze. Mit diesem Tage war der Bruch dieses Ministeriums mit dem ultramontanen Partikularismus, gleichzeitig aber auch sein engster Anschluß an das deutsche Reich in der gesamten nationalen Politik erklärt. Immer klarer und schärfer trat die untrennbare Einheit der nationalen und der liberalen Interessen gerade an den Stellen heraus, wo jahrelang auf ihre Verschiedenartigkeit gepocht worden war. In großen und kleinen Dingen erwies das neue Ministerium eine tadellose Bundestreue. Die Waffenbrüderschaft, die auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihre Bluttaufe empfangen, übertrug sich auf den Kampf der Geister und die Feldzüge der Politik. Eine Festigkeit, die ein isoliertes Bayern nie zu erlangen hoffen durfte, erwuchs ihm ganz von selbst als Glied eines mächtigen, mit überlegener Fähigkeit regierten Reiches und so wiederholte sich im Innern das Schauspiel vom Juli 1870: Die Todfeinde der deutschen Nationalität wurden wider Willen die Hebel zur Gründung und Festigung ihrer Einheit.

Und das alles vollzog sich und geschah mit Willen, unter ausdrücklicher Zustimmung König Ludwigs. In feierlichster Weise ward diesem auch zu jener Zeit Gelegenheit gegeben, aufs neue den Bund zu bekräftigen, der im Kampf gegen den äußeren Feind reichlichen Segen gebracht hatte und der eben jetzt gegen einen neuen im Schoße des Reiches selbst dringender gefordert war als je vorher.

Das war, als er am 16. Juli 1871 aus der Hand des deutschen Kronprinzen seine aus Frankreich heimgekehrten, lorbeergeschmückten Truppen zurücknahm, die er dem Oberbefehlshaber der dritten deutschen Armee gerade ein Jahr vorher vertrauensvoll übergeben hatte. Der Sieger von Weißenburg und Wörth wollte seine bayerischen Kameraden selbst ihrem Kriegsherrn wieder zuführen. Am 15. Juli abends war er von Hof her, auf der ganzen Fahrt allerorten jubelnd begrüßt in München angekommen. König Ludwig hatte ihn in Röhrmoos empfangen und durch die tausendköpfige, die beiden Fürsten erwartende Menge zur Residenz geleitet.



Einzug der bayer. Truppen am 16. Juli 1871 in München.

In wunderbarem, fast noch nie gesehenen Festschmucke prangte die Stadt; die Ludwigsstraße, durch welche der Einzug der Truppen durch das Siegesthor zu geschehen hatte, war in die herrlichste via triumphalis verwandelt. Einhundertundsiebzig Flaggenbäume, mit Guirlanden verbunden und mit Wappen, Sprüchen, Feldherrnköpfen dekoriert, standen ihr entlang. Auf dem Platze vor der Universität, wo vor den beiden Brunnen die Kolossalbüsten des deutschen Kaisers und des Kronprinzen sich erhoben, befanden sich vier Tribünen, je zwei durch Arkadenwände untereinander verbunden, an denen vier große Tableaux, von Ramberg, Thiersch, Lindenschmitt und Schwoiser gemalt, die Mäßigung, die Weisheit, die Stärke und Gerechtigkeit personifizierten. Hier sollten die Vertreter der Gemeinde und zweihundert Ehrenjungfrauen zur Begrüßung der Einziehenden ihren Platz nehmen. Weitere Tribünen waren am Odeonsplatz für die Königin-Mutter, die Prinzessinnen, den Hof und die verwundeten Krieger errichtet, ebenfalls künstlerisch geschmückt, mit Medaillons, die Segnungen des Friedens schildernd. Die Feldherrnhalle zeigte in einem grünen Hain, zwei 12 Fuß hohe Viktorien zur Seite, die von Zumbusch modellierte Büste des Königs, unter welcher Medaillons die Kolossalköpfe der Generale Hartmann und von der Tann trugen.

Die Bedeutung des Tages hatte König Ludwig mit folgendem, am Morgen desselben erlassenen Armeebefehl gekennzeichnet:

„An Mein Heer!

Der gewaltige, Deutschland aufgezwungene Krieg ist beendet, auch Bayern zu unvergänglichem Ruhm. Meinem tapferen Heere gebührt ein reiches Maß an den Ehren dieses Krieges, ohnegleichen in der Geschichte Deutschlands. Mit dessen wichtigsten Kämpfen und Belagerungen verflochten, glänzt in erster Linie auch der bayerische Name an den Tagen mächtiger Entscheidung. Weissenburg und Wörth, Beaumont und Sedan, die Gefechte von Plessis-Piquet und Chatillon vor Paris, die Feldschlachten bei Orleans und in den Ebenen der Loire — sie sind eben so viele hervorragende Denkmäler des bayerischen Waffenruhms. Doch auch alle, denen nicht gleich ihren glücklicheren Waffenbrüdern im Kampfe zu siegen vergönnt war, den Truppen, welchen der mühevolle Schutz der Verbindungen des Heeres und des besetzten feindlichen Gebietes oblag, wie jene, welche die Deckung der eingenommenen Festungen und die Pflicht steter Sorgfalt für die Neukräftigung der Feldarmee im Heimatlande zurückhielt — auch sie haben mit pflichttreuer Thätigkeit ihre Aufgabe erfüllt. Mit stolzer Freude spreche Ich denn heute von neuem Meinen Königlichen Dank aus Meinem gesamten treuen Heer, sowie allen, deren Patriotismus in liebevoller Sorge für die leidenden Opfer des Krieges sich bethätigt. Aus bewegtem Herzen gedenke Ich heute dieser Opfer, deren Blut dem Wohle des Vaterlandes floß, und der schmerzlichen Wunden, die der Krieg geschlagen. In das Hochgefühl wohlbegründeten Triumphes mischt sich die Trauer, zumal um jene, welche ihr Leben gelassen auf feindlicher Erde. Ihre Namen mögen leuchten als erhebendes Beispiel höchster Vaterlandsliebe, im Glanz unverwelklichen Nachruhms. Und nun Ihr Tapfern alle Meines Heeres, bewahrt und pflegt auch unter den Segnungen des Friedens die echten Krieger-

tugenden, durch welche Ihr dieselben uns wiedergewonnen. Und auch Ihr, die Ihr nun in die bürgerlichen Verhältnisse zurückkehrt, oder ausscheidet aus den Reihen der Armee — möget Ihr jener herrlichen Tugenden stets eingedenk sein, daß sie in lebendiger Kraft sich erhalten in Meinem Volke und das Vaterland in Eueren Söhnen dereinst den Heldenmut der Väter wiederfinde."

Die zum Einzuge bestimmten Truppen hatten schon seit einigen Tagen ein Lager vor der Stadt bezogen gehabt. Dort hielt am frühen Morgen des 16. Juli der König mit dem Kronprinzen eine Revue über sie ab. Kurz vor 11 Uhr sah man den ersteren allein die Ludwigsstraße hinaufsprengen und am Denkmal König Ludwigs I. am Odeonsplatz, hinter ihm sein Gefolge und die Eskorte der Kürassiere, Stellung nehmen. Da begannen die sämtlichen Glocken der Stadt zu läuten; unten am Siegesthor wurden die weißblauen Fähnchen der Ulanen sichtbar, ein Blumenregen überschüttete sie. Ihnen folgte der Generalfeldzeugmeister der Armee, Prinz Luitpold mit seinem Adjutanten und den mobil gewesenen berittenen Stabs- und Oberoffizieren, die nicht im Verband der dritten Armee gestanden hatten. Diesen schloß sich der eigentliche Vortrupp, eine Abteilung des zweiten Jägerbataillons, an. Und nun — aller Augen richteten sich auf Einen Punkt — ritt Er heran, der ruhmgekrönte Feldherr, „Unser Fritz", wie ihn längst das Heer genannt, in der ganzen Hoheit seiner männlich schönen Gestalt, ernst, aber doch freundlich seine blauen Augen hinschweifen lassend über die in Jubelgebraus ausbrechende Menge, mit fester Hand die Zügel seines feurigen Rosses fassend, den Marschallsstab in der Hand. Bürgermeister Erhard trat vor und sprach aus der tiefsten patriotischen Begeisterung hervorquellende Huldigungsworte, Jungfrauen reichten dem ritterlichen Helden den Lorberkranz. Da legte sich das Tosen und Branden der Menge. Totenstille lagerte sich über dem Platze. Mit weithin schallender Stimme sprach der Kronprinz den Dank aus, den das Vaterland, der Kaiser, König Ludwig, dem tapferen Heere, allen denen, die zum glücklichen Erfolge des Krieges beigetragen, schulde. Und neu jauchzten die Tausende ihm zu, dem Liebling des deutschen Volkes, der es damals geworden und fortan bleiben wird für alle Zeit.

Von seinen Getreuen, seinem Generalstabschef Blumenthal, dem Generalquartiermeister Grafen Bothmer, den Stabs- und Oberoffizieren des Oberkommandos der dritten Armee gefolgt, ritt er weiter, um an der Seite König Ludwigs sich aufzustellen und nun den Vorbeizug der in glänzender Reihe sich folgenden Truppen geschehen zu lassen. Die siegreichen Oberbefehlshaber des bayerischen Heeres, die Generale Hartmann und von der Tann, führten diese, deren Waffen fast nicht mehr zu sehen waren unter der Last der Kränze und Blumen, die sie schmückten, von deren Heldenthaten die acht Fahnen und zwei Adler zeugten, die als Siegesbeute vorangetragen wurden.

Zwei volle Stunden hatte der Einmarsch gedauert, die Truppen waren die Gäste der Stadt, der Kronprinz kehrte mit dem Könige in die Residenz zurück. Am Abend erschienen beide Fürsten in dem Theater, wo Paul Heyses Festspiel „der Friede" aufgeführt wurde. Auch diesmal klang, wie ein Jahr vorher, der Prolog in der Feier des Freundesbundes aus, in deren Hände Jungdeutschland sein Geschick vertrauend lege,

und beide, Wittelsbach und Hohenzoller, traten wieder Hand in Hand, huldvoll grüßend, an die Logenbrüstung vor. Als die Festvorstellung zu Ende, schwamm die Stadt in einem Lichtmeer und bengalische Flammen bezeichneten den Weg, welchen König Ludwig und Kronprinz Friedrich Wilhelm auf ihrer Rundfahrt durch jene nahmen.

Am folgenden Tage abends fand im Glaspalast ein großes militärisches Bankett statt; König Ludwig war nicht anwesend; die königlichen Prinzen vertraten ihn. Der Kronprinz trank auf das Wohl der ihm teueren bayerischen Waffengefährten und des gesamten deutschen Heeres. Er blieb bis mitternacht in dem festlich gestimmten Kreise, dessen Spitzen ihm einige Stunden später das Geleite zum Bahnhofe, von wo er die Rückreise nach Berlin antrat, gaben.

Auch eine Zusammenkunft mit dem Kaiser des neuen deutschen Reiches, den König Ludwig gekürt, sollte äußerlich dem zwischen jenem und dem ersten Bundesfürsten geschlossenen Treubund ein Siegel aufdrücken. Kaiser Wilhelm reiste nach seinem Gastein, in Schwandorf begrüßte ihn am 10. August König Ludwig und fuhr mit ihm nach Regensburg, um sich da in der alten Kaiserherberge zum goldenen Kreuz nach kurzem Aufenthalt wieder zu verabschieden. Auf seiner Rückkehr von den heilkräftigen Bädern erwiderte der Kaiser den königlichen Besuch; Prinz Luitpold holte ihn am 8. September in Rosenheim ein und geleitete ihn nach München, von wo der greise Monarch seine Fahrt nach Hohenschwangau fortsetzte, wo der König und seine Mutter den Rest des Tages in traulichem Verkehr mit dem erlauchten Verwandten verbrachten, des abends Bergfeuer von allen Höhen lohten und das alte Schyrenschloß, das den Hohenzoller-Kaiser beherbergte, in bengalischen Flammen erstrahlte.

Und auch diese Leuchten verloschen im Dunkel: nur noch einmal begegneten sich die beiden Fürsten. Reute es König Ludwig, was er gethan, als er den Hohenzollern die Krone bot? Neidete er deren aufsteigendes Gestirn? Kränkte ihn der Jubel, mit dem man auch im Bayerland des neuen Kaisertums sich freute? Sein Träger war fortan nur ein auf seinen Badereisen flüchtig das Königreich an dessen äußersten Grenzen berührender Gast; der deutsche Kronprinz kam nach der neuen Ordnung der Dinge fast Jahraus, Jahrein als Inspekteur der bayerischen Truppen, allein König Ludwig blieb ihm fern und bald hörte man aus Berg das herbe Wort: „man ehrt mich nur in meinen Farben“ und tiefer und tiefer bohrte sich in das verbitterte Königsgemüt der Groll gegen den ritterlichen Führer des eigenen Heeres, den Liebling der Nation, so daß später der von den Furien des Wahnsinns gefolterte Geist die grausamsten Martern ersann, unter denen der gefürchtete Feind zu Tode bluten sollte.

Das Jahr 1872 begann mit neuen aufregenden und wichtigen Momenten für die inneren bayerischen Angelegenheiten. Der Bischof von Augsburg hatte beim Landtag Beschwerde über Verletzung verfassungsmäßiger Rechte durch den seitens der Staatsregierung dem altkatholischen Pfarrer Renftle in Mering gewährten Schutz erhoben. Die ultramontane Mehrheit der zur Bescheidung jener in der zweiten Kammer niedergesetzten Kommission beantragte, die Beschwerde für begründet zu erachten, die liberale Minderheit dagegen, sie abzuweisen. Drei Tage lang tobte wieder im Ständesaal ein erbitterter Kampf, der mit einer zündenden Rede des Ministerpräsidenten Grafen

Hegnenberg und seinem den Gegnern ins Angesicht geschleuderten Zornwort: „Fluch der Lüge" schloß. Bei der Abstimmung standen 76 gegen 76 Stimmen und war damit die Ablehnung der Beschwerde, wie die dritte große Niederlage der sich zur Herrschaft in Bayern berufen wähnenden klerikalen Partei, entschieden. Es mußte ihr klar werden, daß es ihrerseits ein vergebliches Bemühen sei, den Staat zum gehorsamen Diener der Hierarchie zu erniedrigen. Die Niederlage war darum prinzipiell eine überaus wichtige, ja entscheidende, wenn auch der Schutz, den die Regierung der altkatholischen Bewegung angedeihen ließ, ein beschränkter, ja sogar zaghafter war. Das Ministerium Lutz, anders konnte man es wohl schon damals nicht nennen, ist ob dessen vielfach getadelt worden, kaum mit Recht. Das Land war damals, wie es eigentlich heut noch ist, an sich und in seiner Vertretung in der Abgeordnetenkammer in zwei fast gleich starke Hälften zerfallen: auf der einen Seite stand die katholische Hierarchie mit dem gesamten Klerus und der übergroßen Mehrheit des katholischen Landvolks, unterstützt von einer ultramontanen Presse, die an leidenschaftlichem Eifer, ja teilweise an Zügellosigkeit alles bisher Dagewesene hinter sich zurück ließ — auf der andern die gesamte protestantische Bevölkerung der katholischen Städte mit allem, was nur in irgend einer Weise liberal sein und den gebieterischen Forderungen der Zeit gerecht werden wollte. Da schien es doch nun in der That die Aufgabe der Krone zu sein, den verhängnisvollen Zusammenstoß der beiden großen und fast gleich starken Parteien zu vermeiden, und inzwischen — man kann kaum einen andern Ausdruck wählen — zu lavieren, bis die Entwicklung der Dinge im Großen und Ganzen, in der Bayern nur ein einzelnes Moment ist, der einen oder der andern, momentan oder dauernd, ein Übergewicht gegeben haben würde. Denke man sich nur einmal, die Verhältnisse wären anders gelegen. Wäre z. B. Bayern eine Republik oder seine parlamentarischen Einrichtungen wären nach dem Muster der englischen gebildet, so hätte die klerikale Partei im Jahre 1869 unmittelbar nach dem Zusammentritt des Landtags sofort von ihrer Majorität, so klein sie auch war, den rücksichtslosesten Gebrauch gemacht, das ganze Ministerium beseitigt und ein anderes aus ihren eigenen Reihen gewählt. Die liberalen Beamten wären möglichst von oben bis unten beseitigt und in Altbayern und allen katholischen Gegenden durch eifrige Anhänger der Partei, in den protestantischen Landesteilen durch möglichst gefügige Werkzeuge ersetzt worden und dann wäre es an die Maulwurfsarbeit gegangen, die gesamten Grundlagen des Staates nach ultramontanen Anschauungen umzuformen. Allerdings hätte ein solches Regiment nur kurze Zeit gedauert: die protestantische Bevölkerung des Landes würde es nicht allzu lange ertragen haben, der ganze Geist der Zeit hätte sich dagegen aufgebäumt; es wäre mit Gewalt gestürzt oder bei den nächsten Wahlen auf demselben Wege, auf dem es zur Gewalt gekommen, auch wieder beseitigt worden. So ungefähr hätten sich die Dinge in Bayern entwickeln müssen, wenn diese Entwicklung ausschließlich in der Hand des Volkes, des in zwei große Parteien zerfallenen Volkes gelegen hätte. Was das Land davor bewahrt hat, daß der Kampf der letzteren sich nicht zu einem Kampf um die Regierungsgewalt gestaltete und nicht schließlich gar in offenen Bürgerkrieg ausartete, war das Interesse der Krone, die sich, wenn auch nicht über, doch außerhalb der Parteien stellte und den Kampf

derselben auf das Gebiet der parlamentarischen Debatte und der Presse beschränkte. Neigte sich auch das Ministerium entschieden nach der linken Seite hin und hielt Herr v. Lutz in der zweiten Kammer gegen die Forderungen und die gesamten Anschauungen der ultramontanen Partei wiederholt einläßliche Reden, gegen deren Voraussetzungen von liberaler Seite kaum etwas eingeredet werden konnte, so blieben doch diese praktisch unfruchtbar, indem sich der Minister überall, wo es nicht absolut unausweichlich war, hütete, daraus die natürlichsten Konsequenzen zu ziehen, weil ihm die Aufgabe gestellt war, nicht die Krisis herbeizuführen, sondern vielmehr eine solche um jeden Preis zu vermeiden. Ein ähnliches, aber mehr nach rechts stehendes Ministerium hätte es nicht viel anders machen können, und den entschiedenen Ultramontanen so wenig genügt, als das Ministerium Lutz den entschiedenen Liberalen. Wirklich dachte der König im Sommer 1872 an einen solchen Versuch. Als damals der Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen, Graf Hegnenberg, unerwartet starb, beabsichtigte er, dessen Stelle mit dem Gesandten in Stuttgart, Herrn v. Gasser, einem entschiedenen Partikularisten und Gegner der nationalen Strömung, zu besetzen, und als für diesen Fall das Gesamtministerium seine Entlassung anbot, beauftragte er jenen mit Bildung eines neuen Kabinets in gemäßigt patriotisch-klerikalem-partikularistischem Sinne. Allein die Bemühungen Herrn v. Gassers blieben vergeblich und nach langem Suchen nach Männern, die Lust getragen hätten, mit ihm zu einem Ministerium der oben bezeichneten Art zusammenzutreten, ohne jegliches Resultat, eine Thatsache, welche die Stärke der liberalen und nationalen und die Schwäche der partikularistischen Strömung vielleicht mehr als alles andere ins Licht setzte. Und wiederum trug König Ludwig dieser volle Rechnung, indem er das bisherige Ministerium beibehielt und dieses nur die einzige Veränderung erfuhr, daß der Finanzminister v. Pfretzschner zum Minister des Auswärtigen und Ministerpräsidenten und an seine Stelle der bisherige Bevollmächtigte Bayerns beim Bundesrate, Berr, ernannt wurde.

Ein besonderes Licht auf die damalige Lage der Dinge fiel auch aus der Wahl des Vorfechters der Altkatholiken, des von Rom exkommunizierten Dr. v. Döllinger zum Rector magnificus der Universität München, unter dem sie, ihre alte Landshuter Vergangenheit mit ihrer neuesten Geschichte zusammenfassend, das Jubelfest ihres vierhundertjährigen Bestandes begehen wollte. König Ludwig nahm regsten Anteil an demselben; mit Jubel wurde sein Erscheinen im Theater am Hauptfesttag begrüßt und seine Würdigung der Bedeutung der Säkularfeier sprach folgendes Handschreiben an den Rector magnificus der Universität, Dr. v. Döllinger, aus:

> „Groß und der Bedeutung der Münchener Hochschule würdig war das Fest, welches in diesen Tagen zu Ehren des siegreichen Kampfes derselben gegen die Macht von vier Jahrhunderten begangen wurde. Freudig habe ich an der Feier Teil genommen und fühle mich gedrungen, allen Festgenossen, welche mir so herrliche Beweise treuer Anhänglichkeit gegeben, meinen wärmsten Dank kund zu thun. Nehmen Sie heute zum Schlusse der Festtage die Versicherung hin, daß mir das Wohl der Universität, dieser Pflanzstätte der Wissenschaften, welche eben jetzt durch eine Reihe hervorragender Lehrer geziert ist, stets eine heilige Sorge sein

wird, und daß, wie immer unter meinen erlauchten Ahnen, so auch unter meiner Regierung Wissenschaft und Kunst im Bayerlande stets sicheren Hort und liebevolle Pflege finden werden. Indem ich Ihnen, mein lieber Rector magnificus, und dem gesamten Festausschusse meine ganz besondere Anerkennung zolle, bin ich Ihr wohlgewogener König Ludwig."

Am 4. November 1873 trat der Landtag wieder zusammen; er wurde im Auftrag des Königs durch den Prinzen Luitpold eröffnet. Die Wahl des Präsidiums ergab das nach den bisherigen Parteiverhältnissen überraschende Resultat, daß die liberale Seite der Abgeordnetenkammer durch die Unterstützung der kleinen Fraktion Sepp, die sich seit dem Kriege und der Aufrichtung des Reichs von den Ultramontanen getrennt hatte, siegte und Freiherr v. Stauffenberg zum ersten, der frühere Handelsminister v. Schloer zum zweiten Präsidenten gewählt wurden.

Wie schwer die bisherige Majorität diesen Umschlag empfand, zeigte sich in der kurzen Sommersession des Landtags im folgenden Jahre. Mitten in der Budgetberatung, anläßlich eines scheinbar ganz indifferenten Gegenstandes, der Bauerweiterung des Polytechnikums, 26. Juni 1874, gab die ultramontane Partei eine Mißtrauenserklärung gegen den Kultusminister v. Lutz ab, welche dieser, durch ein Mitglied des patriotischen Klubs schon vorher unterrichtet, u. a. beantwortete: „ich will erst den Wert dieser Erklärung vorläufig abwarten und zusehen, was aus ihr praktisch wird. Sie dürfen von mir erwarten, daß ich als ehrlicher politischer Kämpfer das Wort gelten lassen werde: schießen Sie her, so schieße ich hin." In der That behielt der Minister Recht, indem bei der Abstimmung über die von seinen Gegnern zur Ablehnung bestimmten Positionen wieder einzelne dieser von ihrem Bannerträger Jörg abfielen und das Mißtrauensvotum wiederum thatsächlich ohne den geträumten Erfolg geblieben war.

Wenige Wochen später wurde Bayern, wie ganz Deutschland, durch die Nachricht von dem in Kissingen auf den Reichskanzler Fürst Bismarck verübten Attentat des Böttchergesellen Kullmann erregt. Sie traf in dem Augenblick ein, als am 13. Juli König Ludwig den auf der Reise nach Salzburg—Gastein begriffenen Kaiser Wilhelm am Bahnhof in München zu kurzem Aufenthalt begrüßte. Die Zeiten hatten sich geändert. Kaiser Wilhelm und Bismarck in aller Leute Munde, von der Bevölkerung Bayerns und seiner Hauptstadt gefeiert und geliebt, die vor zehn Jahren noch so ganz anders über Preußen und seine Ziele dachte. Am 16. August 1863 hatten dieselben beiden Männer auf der Durchreise nach Baden-Baden München auch berührt; die Bevölkerung, die einige Tage zuvor den Kaiser von Österreich, der den König Max zur Reise nach Frankfurt zu dem von jenem berufenen Fürstenkongreß abholte, mit enthusiastischen Rufen begrüßt hatte, grollte dem König von Preußen wegen seines Fernbleibens von diesem Kongreß und ließ ihn das bei seiner Ankunft in der Residenz merken. Sowohl am Bahnhof, wie bei der Fahrt zu seinem Absteigequartier, dem Bayerischen Hof, begegnete der König nur unfreundlichen Mienen. Vor dem Thore letzteren Hôtels stand ein kleines Häuflein Neugieriger, als ein Wagen mit einem strammen, beinahe mit Nichtachtung auf die Umgebung blickenden Herrn vorfuhr. Wenige erkannten ihn und

flüsterten sich den Namen Bismarck zu. Ihm folgte bald nachher die Equipage mit dem König selbst, der freundlich grüßend den Hut zog; jedoch kein Mann aus der Menge erwiderte denselben. So das Einst! Welcher Unterschied innerhalb weniger Jahre! Das deutsche Reich war eben ein anderes, greifbares geworden, als welches es sich damals in seinem Werdeprozeß darstellte.

Als zur Feier des 29. Geburtstages König Ludwigs, am 25. August 1873, wie gewöhnlich eine auserwählte Zahl der Notabeln der Residenz zum festlichen Mahle versammelt war, verkündete ihnen ein Telegramm aus Versailles: „Se. Majestät der König beauftragt mich, den beim Fest versammelten Bürgern Seiner getreuen Hauptstadt den herzlichsten Dank auszusprechen. Hohenlohe.“

Wieder einmal seinem raschen Entschlusse folgend, war der König, nur von zwei Herren begleitet, nach Paris gereist und dort unter dem Inkognito eines Grafen v. Berg am 21. August nachts im deutschen Botschaftshôtel abgestiegen. Die Kunst- und Baudenkmäler der französischen Hauptstadt, Versailles und Fontainebleau, wurden besucht. Die Dauer des Ausflugs dehnte sich auf acht Tage aus. Von welcher Seite man diesen betrachtete, ob man ihn als eine Erfüllung längst gehegter Wünsche, oder als eine Kunstreise ansah, das allgemeine Gefühl machte sich geltend, daß er besser unterblieben wäre. Kamen auch die französischen Behörden dem fürstlichen Gaste mit aller Zuvorkommenheit und Sorge für die Sicherheit seiner Person entgegen, es konnte gleichwohl nicht verhindert werden, daß die Pariser Presse und das Volk auf den Straßen mit unliebsamen Komentaren den zu „artistischen“ Zwecken unternommenen Besuch des bayerischen Königs begleiteten. Die Wunden, welche der Krieg dem französischen Volk und seiner Haupstadt geschlagen, wurden in allen Kreisen noch so schmerzlich empfunden, der hervorragende Anteil, welchen die bayerischen Truppen daran genommen, und vor allen Dingen der ausschlaggebende politische Einfluß, den König Ludwig II. auf die Proklamirung des deutschen Kaisers in demselben Versailler Schloß ausgeübt hatte, von dessen Terrasse aus er an seinem Geburtstag das auf seinen ausdrücklichen Wunsch veranstaltete, der französischen Staatskasse 50,000 Franks kostende, Schauspiel der weltberühmten Wasserkünste in Augenschein nahm: alle diese Erinnerungen lasteten noch zu sehr auf der Brust der Pariser Bevölkerung, als daß man sich von ihr einer freundlichen Haltung hätte versehen sollen, wenn sich dieselbe auch in keinerlei Excessen äußerte. Und in Deutschland, in des Königs eigenem Lande tauchten Zweifel an der



Joseph Ritter von Maillinger.

Wahrhaftigkeit des nationalen Patriotismus auf, von dem man vor drei Jahren doch eine so herrliche Probe gesehen hatte. Und daß diese nicht unberechtigt waren, zeigte sich bald in den Entwürfen für die Erbauung eines bayerischen, sein Vorbild sklavisch imitierenden Versailles, welche in jenen Tagen reiften und später in der Verherrlichung der dort eingesogenen traurigen Bewunderung des Siècle de Louis XIV. in Herrenchiemsee ihre Verwirklichung fanden.

Das Jahr 1875 brachte vom 14. Februar bis 18. April die letzte Session des 1869 gewählten Landtags. Die Hoffnungen, welche die Ultramontanen auf die kommenden Neuwahlen setzten, warfen ihren Schatten schon in einem Fastenhirtenbrief des Erzbischofs von München voraus, der sich ziemlich deutlich gegen den König selbst richtete, indem er sagte, daß das letzte Jubeljahr unter aktiver Teilnahme des Königs Ludwig II., als eines gläubigen Sohnes der Kirche, in würdiger und erhebender Weise begangen werden konnte, daß aber leider die gegenwärtige Jubelfeier sich nicht wie sonst entfalten könne. Die extrem-ultramontane Presse ging noch weiter, indem sie verlangte, daß bei der Lage der Dinge die erzbischöflichen Besuche am Hofe ganz eingestellt würden. Die Antwort des Königs war, daß er mit dem Hofe dem Schlusse des 40stündigen Gebetes in der Michaelshofkirche fern blieb. In der Abgeordnetenkammer selbst erhoben sich neue Angriffe, diesmal gegen den um die Rekonstruierung des bayerischen Heeres und seine Mithilfe zur Gründung des Reiches so hochverdienten Kriegsminister v. Pranckh, denen länger die Spitze zu bieten dieser nicht mehr Lust hatte, so daß sich der König veranlaßt sah, seiner Bitte um Entlassung statt zu geben. Allein die klerikale Partei hatte damit nichts gewonnen, denn der Nachfolger des Kriegsministers, General v. Maillinger, stand an entschieden nationaler Gesinnung seinem Vorgänger um nichts nach. Um so mehr sehnte jene den Wahltag herbei. Und in der That brachte dieser, der 24. Juli, den Ultramontanen, die 79 Stimmen gegen 77 liberale aufweisen konnten, wieder die Majorität, aber freilich eine so kleine, daß sie kaum daran denken konnten, mit ihr den Rücktritt des Ministeriums zu erzwingen und das ganze herrschende politische System im Innern über den Haufen zu werfen, zumal da sie selbst wieder keineswegs unter sich einig waren.

Allein doch wenigstens versucht sollte es werden. Sofort nach der am 28. September ohne Thronrede erfolgten Eröffnung des neugewählten Landtags machte die ultramontane Partei von ihrem zwei Stimmen-Übergewicht Gebrauch, indem sie das ganze Bureau ausschließlich aus ihrer Mitte besetzte und den Antrag auf Erlaß einer Adresse an den König stellte, um in dieser erneut ihr Mißtrauensvotum gegen das Ministerium zum Ausdruck zu bringen. Die liberale Minorität gab eine Protesterklärung ab, welche sich namentlich gegen den Versuch verwahrte, nur einen Teil der Bevölkerung als denjenigen zu bezeichnen, welcher allein Treue und Anhänglichkeit an den Thron bewahrt habe, und dadurch die andere Hälfte des bayerischen Volkes zu verdächtigen. „Wenn uns zugemutet wird", schloß der Protest, „Se. Majestät zu bitten, daß er Friede mache mit seinem Volke, so erscheint uns ein solches Herabziehen der geheiligten Person des Königs in den Streit der Parteien um so unerhörter, als wir von keinem Unfrieden wissen, der das Band zwischen Fürst und Volk gelockert hat oder zu lockern droht.



Ludwig II.
König von Bayern.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

Wir bauen fest darauf, daß Se. Majestät, dessen weiser und gerechter Regierung, dessen hochherzigen Entschlüssen Bayern und Deutschland schon so großen Segen verdanken, wie bisher, so auch ferner getragen von der Liebe und dem Vertrauen seines Volkes, Recht und Gesetz und Frieden aufrecht erhalten wird."

Und wieder entsprach König Ludwig diesem berechtigten Appell an sein königliches Herz und seinen staatsbürgerlichen Sinn: er lehnte das Gesuch, ihm die Adresse der Kammermehrheit überreichen zu dürfen, ab und beantwortete das auf diese hin eingereichte Entlassungsgesuch des Ministeriums mit folgendem Schreiben:

„Festhaltend an dem Mir zustehenden Rechte freier Wahl der Räte der Krone, finde Ich keinen Grund, eine Änderung des Ministeriums eintreten zu lassen. Inmitten der hochgehenden Wogen des Parteikampfes hat dasselbe nach Meiner Überzeugung bei seinen Entschlüssen und Handlungen stets des ganzen Landes allgemeines Wohl und Bestes im Auge behalten und ist in gesetzmäßiger Weise für die Wahrung der Rechte des Staates eingetreten. Ich hoffe, daß es dem bestehenden Gesamtministerium, getragen von Meinem königlichen Vertrauen, gelingen werde, die Rückkehr jenes innern Friedens herbeizuführen, durch welchen eine gedeihliche Entwicklung der Wohlfahrt des Volkes bedingt ist, und Ich erwarte, daß die Regierung zum Heile Meines geliebten Vaterlandes bei allen maßvoll Denkenden eine kräftige Unterstützung dieses Bestrebens finden werde."

Und ein zweites Signat lautete:

„Ich finde Mich nicht veranlaßt, die Adresse der Abgeordnetenkammer entgegen zu nehmen. Übrigens hat auch der Ton, in den einzelne Kammer-Redner bei der Adreßdebatte verfielen, in hohem Grade Mein Befremden erregt. Hievon ist der Präsident der Abgeordnetenkammer zu verständigen."

Der ersterwähnte Erlaß an das Ministerium wurde in 8600 Exemplaren in Plakatformat gedruckt und dem königlichen Willen gemäß in allen Gemeinden des Landes öffentlich bekannt gemacht. Letzteres sollte wissen, woran es mit seinem König sei.

Und doch bezeichnet gerade diese Zeit, wo König Ludwig so entschieden und selbständig in die Politik eingriff, den Wendepunkt seiner Teilnahme an der Öffentlichkeit. Zum letztenmale trat er in diese am 22. August dieses Jahres 1875. Eigentümliche Gerüchte tauchten damals plötzlich in München auf. Die Truppen der verschiedenen Garnisonen und sogar diejenigen der Münchener waren teilweise schon zu den Herbstmanövern ausgerückt; die Tage der Inspektion derselben durch den deutschen Kronprinzen waren schon festgesetzt und standen unmittelbar bevor, da hieß es plötzlich, der König würde eine große Parade abhalten, um zu zeigen, daß er der oberste Kriegsherr seiner Truppen sei. Man zweifelte zuerst an dieser Nachricht, aber so unerwartet sie aufgetreten, so hartnäckig erhielt sie sich. Die kaum ausmarschierten Truppen zurückrufen? Regimenter aus anderen Garnisonen vom Manöverfeld nach München befehlen? Unglaublich! Und doch war es so. Ein glänzendes, militärisches Schauspiel — 14,000 Mann, alle Waffengattungen vertretend, standen in Parade — entwickelte sich an dem genannten Tage auf Oberwiesenfeld, mit großem Gefolge erschien der König, jubelnd begrüßt, in bezaubernder Freundlichkeit Heer und Volk grüßend.

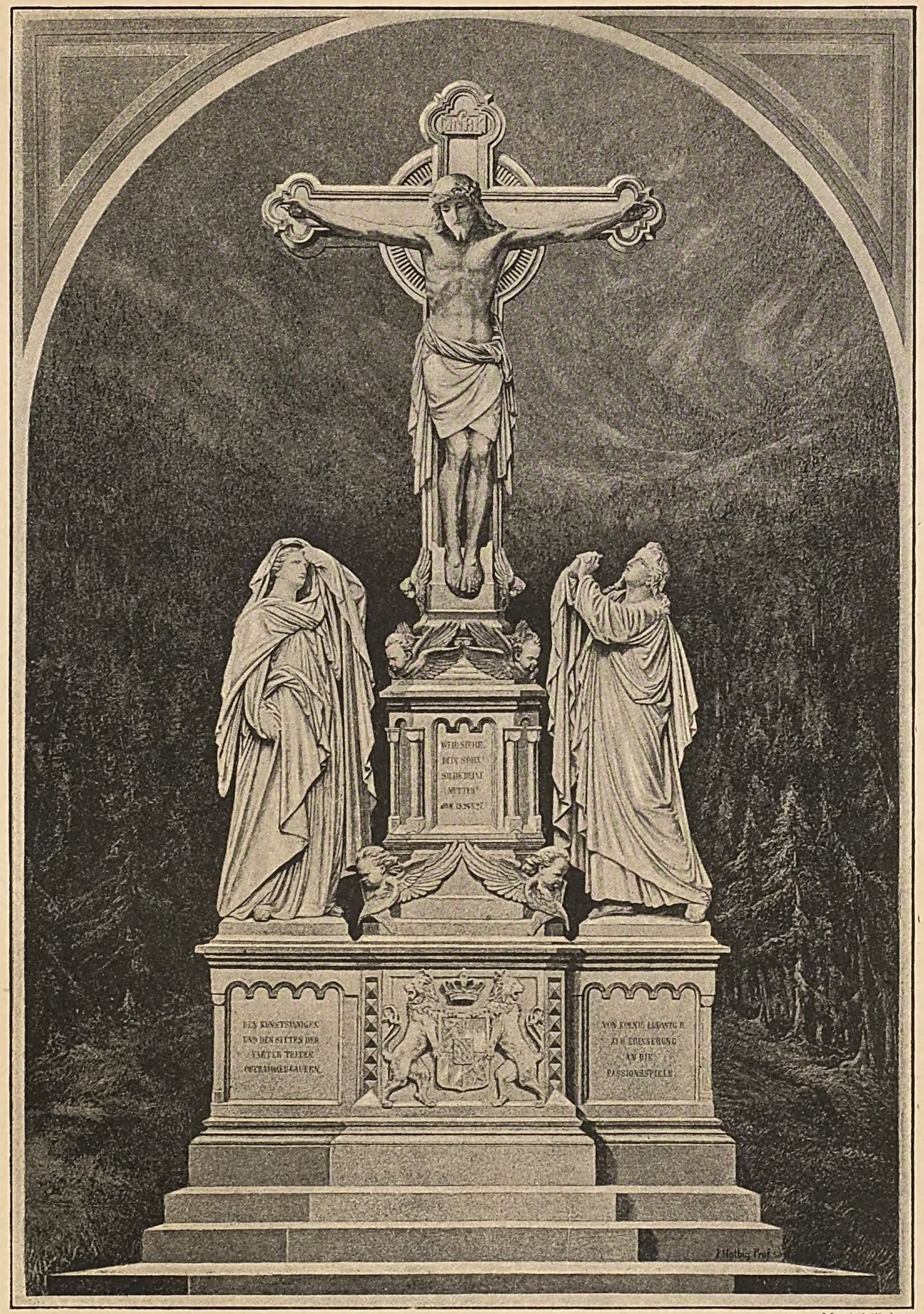
Aber schon zwei Monate später, als am 12. Oktober, dem Geburtstag seines Vaters, das schöne Denkmal desselben, Königs Maximilian II., in der Maximiliansstraße feierlich enthüllt wurde, hielt sich König Ludwig fern, und seitdem ist kein Tag mehr in seinem Leben zu verzeichnen, wo der König als solcher in persönliche Beziehung zu Volk und Land getreten wäre. Von einem sonstigen Abbruch solcher aber nach den verschiedensten Seiten hin ist jetzt noch keine Rede. Namentlich in den Bergen wußte man damals noch wenig von der Menschenscheue des Monarchen, und wenn etwas begreiflich ist, so ist es das, daß die Leute dort, die ihn ungezwungen, leutselig bis in sein letztes Jahr hinein unter und mit ihnen verkehren sahen, heute noch schwer daran gehen, zu glauben, daß der König so früh schon im Nerv seines Lebens tötlich getroffen gewesen sein soll.

Einer Gegend seiner geliebten Berge, deren Name noch weltbekannter ist, als der von Linderhof und Hohenschwangau, dem Passionsdorfe Oberammergau, gab in jenem Jahre 1875 König Ludwig ein Geschenk, das nur ein für alles Hohe und Ideale begeisterter Fürst so geben konnte: die Kreuzigungsgruppe, welche er in dankbarer Erinnerung an den selbst erlebten Eindruck des Ammergauer Passionsspieles auf dem Osterbichl genannten Hügel in der Nähe jenes Ortes errichten ließ.

Eine Schöpfung des Bildhauers Halbig, ist dieses größte aus Stein gemeißelte Monument der Welt ein Triumph der Technik, wie er wenig andern von Menschenkunst und Kraft geformten Gebilden zugesprochen werden kann. Die ganze Entstehungsgeschichte dieser Kreuzigungsgruppe, von da an, wo der für das Kruzifix bestimmte, anfänglich 4000 Zentner schwere Monolith dem Sandsteinbruche von Kelheim enthoben wurde, bis zur Vollendung in Halbigs Atelier und zur Aufstellung an Ort und Stelle, könnte ein eigenes Kapitel neuer Kunstgeschichte werden. Mit unsäglichen, scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten wurde der Transport, für den eigene Fahrzeuge hergestellt und Straßen und Wege besonders zugerichtet werden mußten und gegen den die einst so viel bewunderte Erhebung der Bavaria ein Kinderspiel erschien, doch nach Wochen anstrengendster Mühe und Arbeit zuwege gebracht.

Der Sockel des Monuments trägt die Inschriften: „Errichtet im Jahre 1875“ — „den kunstsinnigen und den Sitten der Väter treuen Oberammergauern — von König Ludwig II. zur Erinnerung an die Passionsspiele.“ — Und: „Weib, siehe, das ist Dein Sohn. Siehe, das ist Deine Mutter!“ Den Augenblick, da der sterbende Heiland die letztgenannten Worte zu Maria und Johannes spricht, soll die Gruppe wiedergeben. So kolossal sie ist — die Höhe der drei Figuren beträgt 14, die des Kruzifixes 19, die des Ganzen 40 Fuß — so hat doch Halbig verstanden, in ihr seiner Aufgabe gerecht zu werden. Ausdrucksvoll und tiefbewegt sind die Gesichtszüge der Mutter Gottes und des Jüngers, noch ergreifender aber und wirklich von warmem Leben durchhaucht ist das Antlitz des auf jene herabschauenden Erlösers, und so gehört dieses Kruzifix zu den erhabensten und vollendetsten, die Menschenhand gebildet.

Jenes sich allmählich mehr und mehr merkbar machende Sichzurückziehen König Ludwigs von der Öffentlichkeit hatte aber am allerwenigsten sein Interesse und seine Teilnahme an den Staatsgeschäften ermatten lassen. Der Wiederzusammentritt des



Die Kreuzigungsgruppe in Oberammergau.

Landtags im Februar 1876 brachte erneute, bei allen möglichen Gelegenheiten hervortretende Angriffe der ultramontanen Partei gegen das Ministerium, aber auch neue Zeugnisse wieder von dem unentwegten Vertrauen des Königs zu diesem, welches sich namentlich am Geburtstag des Ministers Lutz durch einen, an diesen ergangenen warmen telegraphischen Glückwunsch ostentativ bekundete.

Am 14. Juni dieses Jahres wurde in München die allgemeine deutsche Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung feierlich eröffnet. Sie hat eine kulturhistorische Bedeutung gewonnen, denn von ihr an datiert sich der wunderbare Aufschwung des deutschen, namentlich des bayerischen Kunstgewerbes, dessen Blüte unsere Gegenwart erfreut und für die Zukunft die sicherste Bürgschaft bietet, daß Deutschland auch in diesen Beziehungen an der Spitze der Nationen seine Stelle behaupten wird. Auch für König Ludwig ist diese Ausstellung von nachhaltigem Einfluß geworden, denn sein schon früher geweckter feinfühliger Sinn für die Leistungen des Kunstgewerbes sah nun ein weites Feld eröffnet, auf dem er mit seinen immer mehr sich häufenden Aufträgen und Bestellungen für sich Genuß und Freude, für künstlerisches Schaffen Anderer reiche Thätigkeit zu erwecken gedachte. Und sei es jetzt schon gesagt, wenn auch jene bald ins Maßlose gingen und vielfach auch nicht das wahrhaft Schöne als höchsten Richtpunkt einhielten, so darf doch niemals vergessen werden, daß all die Tausende, welche zur Befriedigung der königlichen Wünsche der Kabinetskasse allmählich zur schweren Last geschrieben wurden, doch im Grunde nicht einem niederen Zweck geopfert worden sind, sondern eben dem deutschen Kunstgewerbe zur Förderung und Entwicklung gedient haben. Die Ausstellung selbst hat König Ludwig nicht öffentlich, wohl aber, so viel uns bekannt ist, ein oder mehrmal allein besucht.

Ein solches Allein-Genießen und -Bewundern, wie es später für ihn in den Separat-Theatervorstellungen zur Regel wurde, ließ sich aber nicht, so sehr es auch der König gewünscht hätte, an einem anderen Orte ermöglichen, zu dem es ihn doch, schon um alter, treu festgehaltener Erinnerungen willen, sympathisch zog. Das war in Bayreuth, wo im August 1876 die Lebensidee Richard Wagners, auf seiner eigenen Bühne sein großes Werk, die Nibelungen-Trilogie, aufgeführt zu sehen, zur schönen, auch die gespanntesten Erwartungen übertreffenden Wirklichkeit geworden war. Aus ganz Deutschland nicht nur, aus allen Teilen der gebildeten und kunstsinnigen Welt begann der große Pilgerzug nach der sonst so stillen Markgrafenstadt, Fürsten und Könige nahmen an ihm teil, selbst Kaiser Wilhelm kam, um dem Meister, der einst gegen seine Truppen auf den Barrikaden gestanden, hoher Anerkennung voll, die Hand zu reichen. Sollte König Ludwig es sich versagen, den, welchen er einst Freund genannt und für dessen künstlerisches Schaffen er auch später nicht königliche Huld und Opferwilligkeit verleugnet hatte, wiederzusehen und sich am Gelingen seines Werkes mitzufreuen? Er ging nach Bayreuth und lebte die vier festlichen Tage, welche jede der vier Darstellungen der Trilogie in Anspruch nahm, anteilvoll mit durch, allein während der deutsche Kaiser acht Tage später in jeder Beziehung in der liebenswürdigsten Weise in der Öffentlichkeit sich zeigte, schloß sich König Ludwig von dieser möglichst aus. Nicht einmal zum Theater nahm er den Weg zur Stadt, sondern fuhr auf dem Feldweg dahin; nach der Vorstellung aber durchwanderte er bis in die ersten Morgenstunden hinein

den prächtigen Park der Eremitage mit seinen vom Mondlicht magisch erleuchteten originellen Baumgängen und springenden Wassern und ließ sich von ihnen von alten Zeiten erzählen.

Der finstere Geist der Menschenflucht und -Scheue streckte immer drohender seine Hand nach seinem Opfer aus.

Am 29. Juli war der Schluß des Landtags, in welchem die ultramontane Majorität nach und nach 16 liberale Wahlen kassiert hatte, um doch bei der Nachwahl keinen einzigen dieser Wahlkreise für sich zu erringen, eingetreten. Im Landtagsabschied sagte der König:

„Wenn auch der Widerstreit der Meinungen in der Kammer der Abgeordneten große Schwierigkeiten bereitet hat und selbst auf die Form einiger Reden nicht ohne Einfluß geblieben ist, so glaubten Wir doch in dem Gedanken Beruhigung finden zu können, daß die allseitig zum Ausdruck gelangte Liebe zum Vaterlande auch die heftigsten Gegensätze zu mildern imstande war. Möge diese alte Tugend Unseres Volkes stets und immer mehr ihre unbesiegbare Kraft bewähren zum Wohle des weiteren und engeren Vaterlandes, auf dessen Blühen und Gedeihen Unsere heißesten Wünsche gerichtet sind."

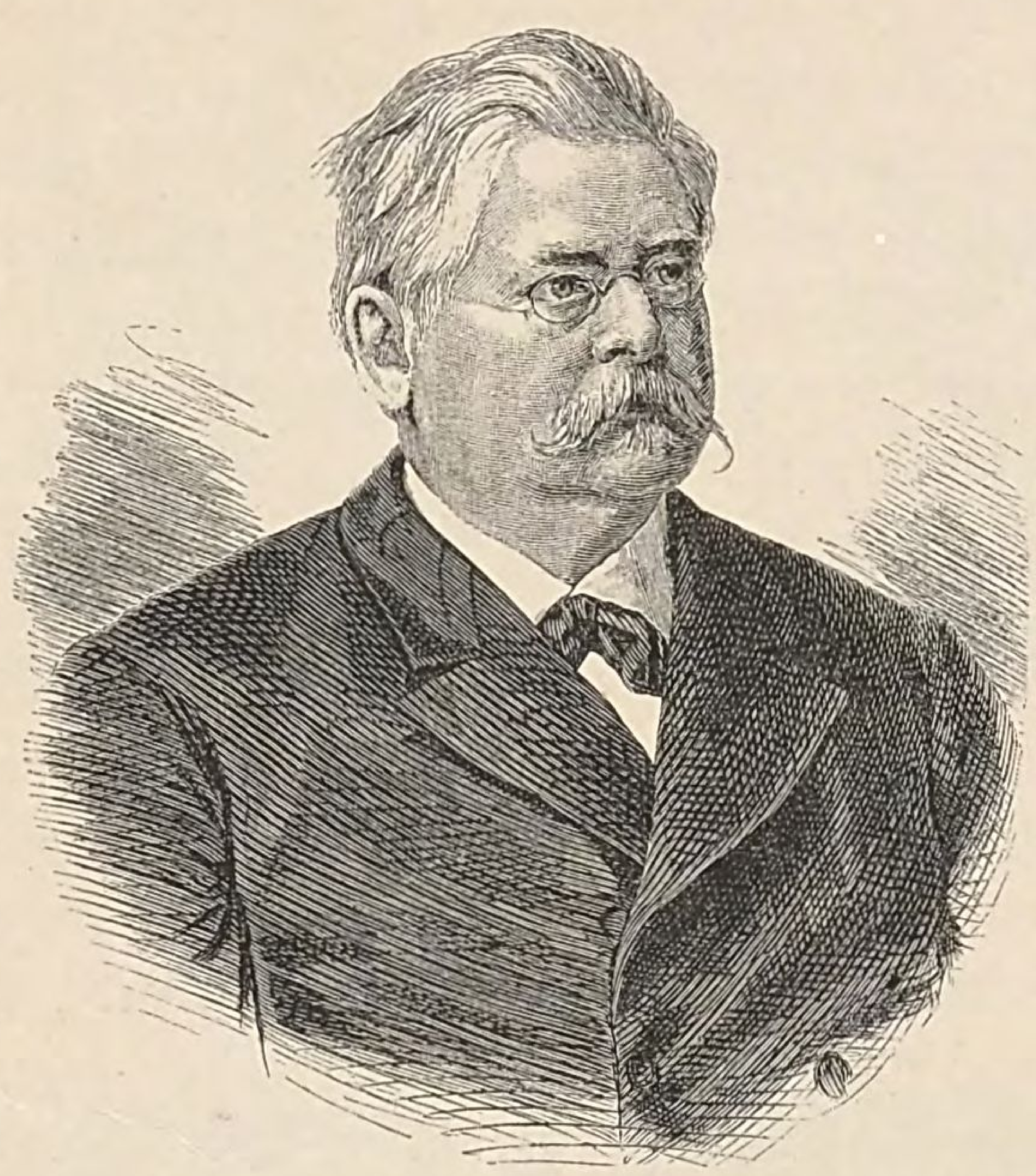
Auch im Landtag des Jahres 1877, der nach kurzer Sommersession zur Budgetberatung am 28. September eröffnet worden war, fehlte es nicht an Opposition gegen die Regierung. Sie machte sich namentlich bei der Forderung der letzteren, die Forstlehranstalt Aschaffenburg zu verlegen und mit der Universität München zu verbinden, geltend, indem diese, allerdings nur wieder mit einer Drei-Stimmen-Mehrheit, abgelehnt wurde. Der Finanzminister v. Berr reichte darauf sein Entlassungsgesuch ein, welches der König annahm, um das erledigte Portefeuille am 24. November dem bisherigen Bundesbevollmächtigten v. Riedel zu übergeben, und damit Bayern einen Finanzminister zu schenken, der seitdem dem Throne und dem Lande die größten Dienste geleistet und den Staatshaushalt in einer Weise geordnet hat, welche die vollste Anerkennung jedes wahren Patrioten verdient. Seine Finanzreformen sind es hauptsächlich, die den Landtagen 1878 und 1879 ihr besonderes Gepräge gegeben haben.

Der des Sommers 1880 feierte mit dem König und seinem Lande das Wittelsbacher-Jubiläum, des 700 jährigen Herrschertums des bayerischen Fürstenhauses. Huldigungsadressen beider Kammern bekundeten deren Teilnahme dem Monarchen. Dieser, der schon im Februar in einem Schreiben an die Gemeindebehörde der Residenzstadt „prunkvolle Festlichkeiten" abgelehnt, aber den Wunsch ausgesprochen hatte, einen Teil der hiefür benötigten Mittel einer den Wittelsbacher-Namen tragenden Landesstiftung zuzuwenden, erließ am 22. August folgende Proklamation:

„An Mein Volk! Es ist Meinem Herzen ein Bedürfnis, an dem Tag, welcher zu Ehren Meines Hauses festlich begangen wird, dem wahren tiefen Danke Ausdruck zu geben, den Ich beim Rückblick auf sieben Jahrhunderte empfinde. Dieser Dank gilt der unwandelbaren Treue und Anhänglichkeit, mit welcher Mein Volk dem Thron der Wittelsbacher ergeben ist. Unter den Eigenschaften, welche den Ruhm aller Stämme Meines Volkes bilden, steht rein und glänzend die

Treue und Anhänglichkeit obenan. Die Treue ist Mir die Grundlage Meines Thrones, die Anhänglichkeit der schönste Juwel Meiner Krone. Mit dem innigsten Danke verbinde Ich die Versicherung, daß das Glück Meines treuen Volkes das Ziel Meiner heißesten Wünsche, daß es die Bedingung Meines eigensten Glückes ist. Gleich Meinen in Gott ruhenden Ahnen, deren Andenken in diesen Tagen mit so rührenden Beweisen der Pietät geehrt wird, bin Ich von dem vertrauensvollen Bewußtsein durchdrungen, daß Mein Volk in allen Zeiten fest zu seinem Fürsten steht. Mit diesem erhabenen Gefühle trete Ich in das achte Jahrhundert der Regierung Meines Hauses ein. Möge Meinem Volke ungetrübte Wohlfahrt beschieden sein für alle Zukunft! Das walte Gott!

Fast könnte man diese Proklamation zum Jubiläum seines Hauses die letzte offizielle Fühlung König Ludwigs mit seinem Volke nennen. Denn nach der Behauptung vieler habe schon mit dem Beginn der achtziger Jahre sein Interesse an den Regierungsgeschäften gänzlich nachgelassen. Das ist aber nicht ganz zutreffend. Schwieriger war allerdings der Verkehr mit dem Monarchen für jene geworden. Zum persönlichen Vortrag waren die Minister schon längst nicht mehr zugelassen und auch der Kabinetssekretär hatte oft Mühe, den bei seinen unberechenbaren Entschlüssen bald da, bald dort weilenden König aufzufinden, um die nötigen Unterschriften zu erholen. Überhaupt stellte sich das Kabinetssekretariat mehr und mehr als eine höchst eigentümliche, in ein konstitutionelles Staatswesen absolut nicht passende Einrichtung heraus, als welche es nun schon so lange in Bayern bestanden hatte: zwischen dem verantwortlichen Ministerium und dem unverantwortlichen König eine vermittelnde Persönlichkeit, deren Stellung in der Verfassung keinen Raum fand. Ein Glück aber für König und Land, daß alle Kabinetssekretäre Königs Ludwig II., wie sie aufeinander folgten, Lutz, Eisenhardt, Ziegler, Müller und Schneider, Männer waren, die so fest in Konstitutionalismus und Verfassungstreue gegründet und so frei von allem Eigennutz und selbstsüchtiger Neigung waren, daß auch jenes abnorme Verhältnis keinen Schaden brachte, wie auch König Ludwig selbst bis zum letzten Augenblick seines Lebens der Ruhm eines konstitutionellen Fürsten gelassen werden muß, dem auch nicht die geringste thatsächliche Verletzung der von ihm beschworenen Verfassung zum Vorwurf gemacht werden kann. Und wie wir früher — wir erinnern nur an die Vorgänge im Landtag im Herbst 1875 — von seinem gesunden, freien Blick in die Verhältnisse und seinem richtigen Verständnis für des Staates Wohl und Bestes Nachweis liefern konnten,



Dr. E. von Riedel.

so sehen wir auch jetzt noch, zu Beginn des Jahres 1882, König Ludwig in gleichem Sinne thätig.

Die Neuwahlen des Juli 1883 zur Kammer der Abgeordneten hatten dieser wieder eine starke ultramontane Majorität zugeführt, welche diesmal unter der Führung des Kultusreferenten Dr. Rittler ihren Kampf gegen das Ministerium Lutz durch eine Festlegung desselben auf die sogenannte Tegernseer Erklärung zu erreichen suchte. Die Majorität setzte allerdings in der Kammer ihre Anträge durch, aber der König richtete am 23. Februar an den Ministerpräsidenten und Kultusminister folgendes Handschreiben:

„Mein lieber Minister von Lutz!

Ich habe mit Bedauern die Schwierigkeiten verfolgt, welche in den letzten Monaten dem, wie ich weiß, nur auf das Wohl des Landes gerichteten Wirken Meiner Minister in den Weg gelegt wurden, und finde Mich bewogen, die bestimmte Erwartung auszusprechen, daß Sie und Ihre Amtsgenossen, die von Mir berufenen Räte der Krone, auch fernerhin fest ausharren und mit aller Kraft für die Rechte Meiner Regierung eintreten werden, wie es bisher geschah. Was insbesondere das Verhältnis der Kirche zum Staat betrifft, so habe Ich der Kirche stets und aus innigster Überzeugung Meinen vollen Schutz gewährt und werde nie aufhören, den religiösen Sinn Meines Volkes, in welchem Ich die Grundlage der Ordnung erkenne, zu schirmen. Es ist Mein Wille, daß den religiösen Bedürfnissen des Landes die sorgsamste Beachtung und Pflege zu Teil werde. Ich will aber eben so fest, daß Meine Regierung jetzt und in Zukunft allen Bestrebungen entgegentritt, welche darauf abzielen, die unzweifelhaften und notwendigen Rechte des Staates zurückzudrängen, und welche Staat und Kirche in eine unheilvolle feindliche Stellung bringen würden. Indem ich diesem Meinem Willen hier zur Bekräftigung wiederholten Ausdruck gebe, spreche Ich Ihnen und Ihren Amtsgenossen für das treue Ausharren unter so großen Schwierigkeiten gerne Meine warme Anerkennung aus und versichere Sie u. s. w."

Auch sympathische Kundgebungen König Ludwigs für die in jenes Jahr 1882 fallenden beiden großen Ausstellungen, die bayerische Landes- und Gewerbe-Ausstellung in Nürnberg und die elektro-technische in München, sind noch zu verzeichnen, dann aber wird jene oben besprochene Lösung des Monarchen von der ihn umgebenden Welt wirklich mehr und mehr zur Thatsache. Noch war allerdings der Verkehr mit der Residenzstadt noch nicht ganz abgebrochen, aber es waren nur ein paar Frühlings- und Herbstwochen, in denen der König zu ihr kam. Mit Mühe entschloß er sich hier und da ein paar Hoftafeln zu geben; mußte er sich doch schon vorher dazu Mut trinken und rauschende Tafelmusik ihn der Notwendigkeit, viel zu sprechen, überheben. Nur einmal des Tages, um 6 Uhr abends, verließ er die Residenz, um im geschlossenen Wagen, von Gensdarmen umringt, im schnellsten Tempo in die entlegensten Gegenden des Englischen Gartens zu fahren.

In später Nachtstunde erhellten sich die Fenster des Königlichen Hoftheaters und jene Separatvorstellungen begannen, die auch so viel von sich zu reden gemacht



St. Georgs-Ritterordensfest.
Ertheilung des Ritterschlages.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.



St. Georgs-Ritterordensfest.
Fest-Bankett.

haben, auch hier war eine große Veränderung in des Königs Neigungen und Geistesrichtung vorgegangen. Waren in seiner Jugend die Meisterwerke deutscher, klassischer Dichtung sein Ideal gewesen, hatten ihn Wagners Schöpfungen hingerissen, so wurde jetzt auch hier der Kultus des siècle de Louis Quatorze fast das allein maßgebende und entscheidende. Nicht mehr der ideale Gehalt des darzustellenden Werkes fesselte ihn, sondern der Pomp, der Prunk der Ausstattung, des äußeren Effektes. Tausende und Abertausende wurden in die Inscenierung eines übersetzten französischen oder ad hoc zusammengeschmiedeten neuen Stückes gesteckt, bei dem es auch nicht im mindesten auf den Inhalt, der oft so banal und trivial als möglich war, sondern nur darauf ankam, daß dieselben Marionetten in Reifrock und Allongeperücke in möglichstem Kostüm- und Requisitenwechsel sich vor des Königs Augen bewegten. Er saß dann allein, ganz allein in seiner Loge, auch hier nur für sich genießend und in den Zwischenakten schon, oder wenn in vorgerückter Morgenstunde die Vorstellung zu Ende, erschienen die Lakaien bei den Künstlern und Künstlerinnen und brachten diesen Geschenke, deren gewöhnlich der von ihnen dargestellten Rolle gemäß gewählte Eigentümlichkeit oft so sonderbar war, wie der Wert derselben meist ein geradezu maßloser. Die Einstellung dieser zur Krisis der Kabinetskasse nicht das Wenigste beitragenden Separatvorstellungen war eines der Petita jenes später zu besprechenden letzten Memorandums des gesamten Ministeriums an den König, das eine so ungnädige Aufnahme fand.

In der That aber waren jene schon seit einem Jahr unterblieben. Selbst um i h r e s Preises willen wollte der König das ihm immer mehr verleidete München nicht mehr sehen. Draußen in seinen, in die tiefste Entlegenheit der Gebirgswelt gestellten, jedem gewöhnlichen Sterblichen auf das strengste versperrten Schlössern, störte ihn niemand in seinen immer excentrischer sich gestaltenden Phantasieen, in den immer mehr anwachsenden Selbsttäuschungen über sein eigenes Ich, in dem so weit maßlosen Anschwellen seines Majestätsgefühls, daß es ihn in Kollisionen mit den Gesetzen seines eigenen Landes brachte, daß er sich veranlaßt sah, um die Ideen seiner absoluten Herrschermacht Gestalt gewinnen zu lassen, nach einem andern, einem neuen Königreich zu suchen. Wie ein Schlafwandelnder erschien er, der auf hoher Zinne sich bewegt und jeden Maßstab für die Wirklichkeit verloren hat.

Folgen wir nun dem unglücklichen König in jene seine Zauberwelt, die seines Lebens Glück gewesen, aber auch seines Lebens Verhängnis geworden ist! Der Königsschlösser Pracht steige uns in Wort und Bild empor. Würden wir dieselben nach der Zeit ihrer Entstehung betrachten, so müßten wir mit Neuschwanstein beginnen, aber die richtigere Reihenfolge scheint uns, zuerst das jüngste, Herrenchiemsee, zu zeichnen und dann mit jenem abzuschließen.

H e r r e n c h i e m s e e.

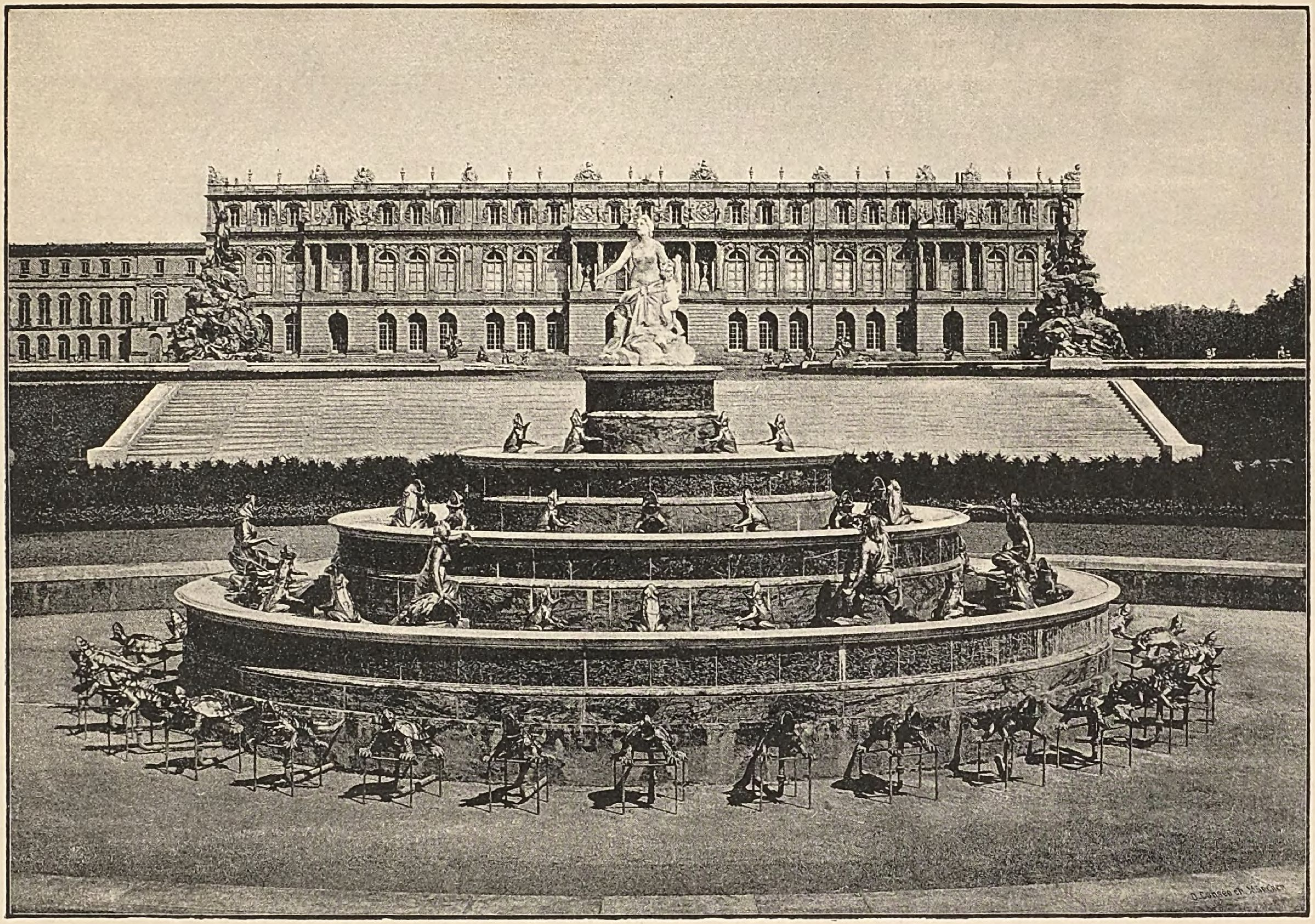
Geradezu massenhaft ist die Zahl der Fremden aus allen Nationen, welche, seitdem die Königsschlösser dem allgemeinen Besuche zugänglich sind, zur Reisezeit täglich

im Münchner Centralbahnhof sich sammeln, um Herrenchiemsee zum Ziel ihres Tagesausflugs zu machen. Riesige Eilzüge vermitteln außer den gewöhnlichen Personenzügen dreimal des Tags hin und zurück den Verkehr zwischen München und der Chiemseestation der Salzburger Eisenbahn, Prien. Von letzterer, von welcher auch eine Zweigbahn zu dem schon tiefer in den Bergen gelegenen schönen Nieder- und Hohenaschau abgeht, führt eine Lokalbahn in sieben Minuten an das Ufer des Sees, wo zwei Dampfboote bereit liegen, um die Weiterbeförderung nach den Inseln, sowie den Verkehr auf den See selbst zu übernehmen. Bis zum Jahre 1886 genügte dafür vollständig ein kleines, ziemlich einfach konstruiertes Schiff, von welcher Art eines den Chiemsee schon vor 40 Jahren, als auf dem Starnberger noch kein Gedanke an eine Dampfbootbelebung vorhanden war, befuhr. Denn jener wurde nur von einem verhältnismäßig winzigen Bruchteil der Hunderte von Menschen aufgesucht, die heute zu ihm kommen. Er war sogar vielen ganz unbekannt und mit seinen, andere wieder zu immer erneuter Wiederkehr lockenden Reizen gewissermaßen unentdeckt. Tritt doch auch die Eisenbahn nie dicht an das Seegestade heran, so daß man anzunehmen geneigt ist, die zwischen diesem und jener sich hinziehenden einförmigen Hügel, Moore und Fichtenwälder müßten auch das Einzige sein, was man vom See herüber als Aussichtsbild vor sich habe. Aber man vergißt, daß sich hinter und über diesem wenig fesselnden Vordergrund die prächtigste, farbenreichste, vielgipfelige Alpenkette aufbaut, und daß, befindet man sich mitten in der Seeflut, sei's auf den Inseln, sei's auf dem Schiffe, das Ufer ganz verschwindet und nur die Berge vorhanden sind und diese wie aus dem Wasser emporzusteigen scheinen. Freilich ist dies nur auf Einer Seite der Fall, nach allen andern hin trägt der Chiemsee das unverkennbare Gepräge des „Binnensees“, aber auch nur diese eine Bergseite ist so reich an Schönheiten, daß man sagen muß, im bayrischen Hochland gewesen und an diesem See nur vorüber gefahren zu sein, ist ein Raub an den besten Reiseerinnerungen.

Das „bayerische Meer“, wie man den Chiemsee auch nennt, hält sogar noch in Stock, wo man das Dampfboot besteigt, mit seiner ganzen Großartigkeit zurück. Man fährt hinaus in die wallende Flut, aber noch fehlt der Blick auf ihre volle Ausdehnung, der Maßstab für ihre eigentliche Weite. Die Wälder und Hügel ihrer ersten und größten Insel, der Herreninsel, verdecken den Hauptteil des Sees. Erst wenn wir die Nordspitze jener, auf welcher eine Kapelle des heiligen Nepomuk steht, umfahren haben, zeigt sich eine größere Wassermasse, aber wieder hemmt nun die Fraueninsel die Vollaussicht.

Da rückt auch das alte Thassilokloster zur Seite und nun hast du nichts mehr vor dir, als die gewaltige Fläche, deren Ufer in nebliger Ferne verschwinden, deren Farbe aber tiefblau ist, wie die der sonnenliebenden Gentianen, die am Wege zum Gestade blühen.

Kaum daß das Dampfboot das Land verlassen, so tritt die Herreninsel in volle Sicht und gewahrt man auch schon den Kanal, der vom See sich in diese einwärts zieht, das Wasserthor zu Park und Schloß. Ein lang hingestrecktes Gitterwerk begrenzt ihn zu beiden Seiten, spärlich ist noch das Buchengrün, das es einst ganz



Herrenchiemsee

mit Latonabrunnen.

Nach einer Photographie des Hofphotographen G. Böttger.

bekleiden und so jenen Rokoko-Taxus-Hecken ähnlich machen sollte, wie sie der Schmuck der Hofgärten des vorigen Jahrhunderts waren. Wenn der König — es waren ja meist nur wenige Tage — auf Herrenwört weilte, wurden junge Fichtenbäumchen zu hunderten in das Spalier eingesteckt, um wenigstens eine ahnungsvolle Täuschung für die noch unfertige Wirklichkeit möglich zu machen. Lagert heller Sonnenschein auf der blauen Flut, so sieht man weiter aufwärts auch das goldige Geflimmer der Fontänen- und Bassinfiguren, das weit hinaus in den See leuchtet und früher um so märchenhafter wirkte, als man es nur aus der Ferne schaute und man ihm nicht näher kommen durfte. Immer kleiner und enger war in den letzten Jahren vor des Königs Tod der Kreis auf der Herreninsel gezogen worden, innerhalb dessen dem fremden Besucher freie Bewegung gestattet war; überall, nach den schönsten Aussichtspunkten zu, wehrten Warnungstafeln oder die lebendigen Barrièren, d. h. die heilige Hermandad, den Zugang und vorwitziges Abschweifen von dem schmalen, vorgeschriebenen Pfade. Man war schließlich nur auf die hochgelegene Veranda des Wirtschaftsgebäudes beschränkt, von welcher sich ein so köstlicher Blick auf die weit hinaus wallende, meerartige Flut, den an ihr hinziehenden Alpenbord und die gegenüberliegende Fraueninsel erschließt. Sogar dieser letzte Rest der Fremdenherberge sollte aber auch noch genommen werden, der ganze Bannkreis des Inselschlosses seinem königlichen Herrn ausschließlich und allein gehören.

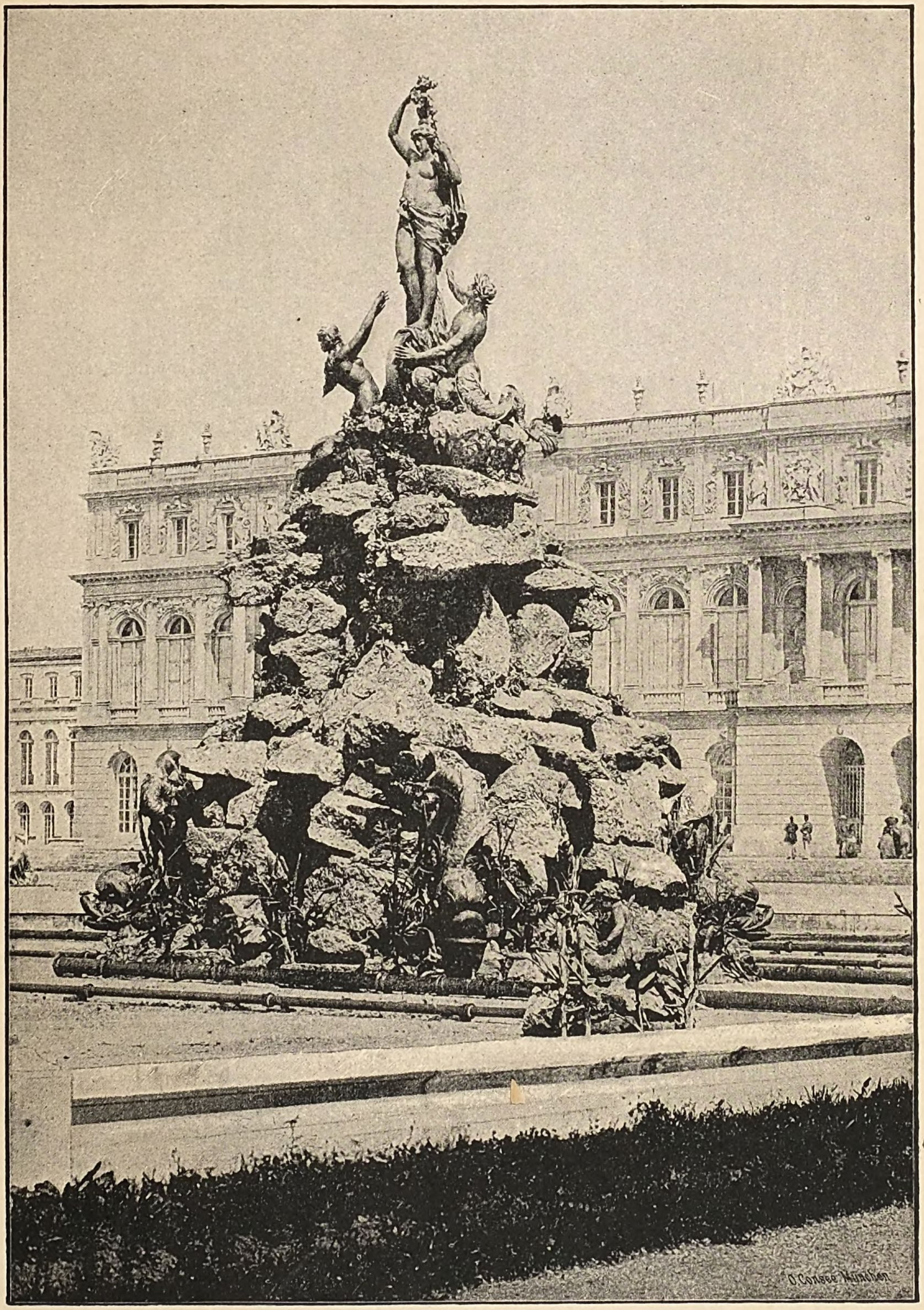
Ehe wir aber auf Herrenchiemsee landen, soll uns das Dampfboot doch vorerst noch etwas weiter, durch's ganze Seebereich tragen. Der äußerste Punkt desselben ist am nördlichen Ufer Seebruck, das Badajo der Römer, an der alten Straße, welche diese von Augsburg nach Salzburg gebaut, in welchem das Schiff auf seiner Rundfahrt längeren Aufenthalt nimmt. Seebruck hat guten Klang bei den Sommerfrischlern der Residenz, wenn uns auch auf den ersten Blick seine nächsten Umgebungen wenig zu bieten scheinen. Die hier vorüberführende, einst so belebte Straße ist durch die Eisenbahn verödet. Unter einer langen Holzbrücke fließt aus dem See die Alz mit klargrünen Fluten ab; in ihr wie in jenem sieht man Badehütten, die wohlige Erfrischung andeutend, um deren willen man wohl am meisten und liebsten hieher kommt. In der Nähe umsäumen Laubwälder die Kornfelder; mitten in einem dieser steht ein vergoldetes Kreuz, auch ein einsam Kirchlein schaut vom Waldsaum herüber. Die Kirche des Dorfes selbst umfriedet eine hohe Mauer; sie umschließt auch den Friedhof; nur einfache Holzkreuze, wenige Denkmäler, dafür aber eine Fülle von Blumen schmücken die Gräber. Das alles mag uns wenig fesselnd vorkommen. Aber wer eine Gebirgsansicht reinsten Stils haben will, dem mag hier das Herz aufgehen: wie ein hohes Wunder heben sich da im Gegenüber der Untersberg und der Hohenstaufen bei Salzburg und Reichenhall, die breitgedrückten Rauschenberge, dahinter das Sonntagshorn und die Loferer Steinberge, dann vor allem die Hauptwächter des Chiemsees, die Kampenwand, der Hochgern und der Hochfelln, empor, eng aneinander geschlossen, und doch jeder in seiner markigen Individualität für sich allein die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmend, und zwischen ihnen und uns glänzt im sprühenden Sonnenschein die wallende und wogende Seeflut. Die Riesenhäupter stehen da frei von Wolken und

Nebel, sich nur eintauchend in das tiefe Blau des Himmels, das drüben, wo das Ufer flacher wird, mit dem des Sees zusammen zu fließen scheint. Die schon nach Westen sich neigende Sonne zieht Strahlenbänder durch die Wogen, fast kein Lufthauch schwellt diese höher an, langsam tragen sie uns der Fraueninsel zu.

Diese ist viel kleiner als die Herreninsel, in einer Viertelstunde kann man sie umgehen. Aber alles ist hier eine Idylle. Die Insel selbst und alles auf ihr, ihr verwittertes, tausendjähriges Kloster, ihre Fischerhütten, ihr Wirtshaus. Wie eine große Scheibe schwimmt sie auf dem Wasser. Nur in der Mitte, wo eine alte, prächtige Lindengruppe steht, hebt sie sich zu geringer Höhe. Namentlich am nördlichen Strande, wo man auf das weiß herüber schimmernde Seebruck sieht, schlägt die Woge mit jenem melancholischen Rauschen ans Ufer, das man am Meeresgestade zu hören gewohnt ist, und auch hier wie dort schleift und rundet die immer mit ihnen spielende Welle die Steine und Kiesel. Man fühlt es sofort, daß man auf einer Insel sich befindet, daß das Leben und Fühlen der sie Bewohnenden ein anderes sein muß als dort auf dem festen Lande drüben. Es haftet nur an dieser von den Wassern getragenen Scholle, die sie geboren werden sah, die sie sterben sieht. Nur die See-, nicht die Zeitwellen schlagen an dieses Ufer. Auf Frauenchiemsee ist es fast heut noch so, wie es vor tausend Jahren war, wo auch schon die braunen Fischerhütten um die hohen Klostermauern herumlagen und ihre Bewohner im schmalen „Einbaum“ hinausfuhren auf die unsichere Flut, um in ihr, wie heut noch ihre Enkel ausschließlich thun, „Fischbaize“ und „Fischwaid“ zu treiben.

Der Chiemsee, als der fischreichste der bayerischen Seen, gibt der Staatskasse, welche die Fischerei ausübt, namhaften Ertrag. Zum Feldbau ist nicht Platz auf der Fraueninsel; dieser wird auf der dritten, kleinsten, unbewohnten, darum auch Krautinsel genannten, getrieben. Aber ein kleines Gärtchen findet sich vor jedem der malerisch zerstreut liegenden Häuser und in ihnen, wie in den Töpfen auf den Holzaltanen der letzteren, blühen sorglich gepflegte Blumen, im Sommer die Rosen, im Herbst die Georginen; dazwischen hängen lange Schnüre von Maiskolben von den Wänden herab und zieht sich an diesen dichtes Weingelände hinauf, dessen Früchte wohl nicht die süßesten sein mögen, das aber in seinem grünen Blätterschmucke jeder Wohnung freundliche Behaglichkeit verleiht.

Der schönste Weg, den man auf der Fraueninsel gehen kann, ist der zwischen den Klostermauern und dem See hin. Hier sieht man am besten auf Herrenwört, die alte Prälatur und das neue Königsschloß hinüber. Welcher Gegensatz zu dem Weltgetriebe, das letzteres tagtäglich umgibt, und der Klostereinsamkeit hier nebenan! In diese dringt jenes nicht, auch nicht einmal die Kunde von ihm. Hinter welcher Frau oder Jungfrau sich diese Pforten einmal geschlossen haben, der öffnen sie sich im Leben nicht mehr. Königs- und Fürstentöchter trugen einst hier den Schleier. Über manchen mit Krone und Wappen gezierten Grabstein schreitet in der Vorhalle der Kirche und in dieser selbst widerhallend der Fuß. Uralt ist das Kloster auf Frauenchiemsee. Herzog Thassilo von Bayern hat es den Schwestern vom Orden des heiligen Benedikt gestiftet. Ludwigs des Frommen königliches Kind, Irmengard, war seine erste Äbtissin.



Herrenchiemsee.

Fortunabrunnen.

Nach einer Photographie des Hofphotographen G. Böttger.

Hundert Jahre später brannten es die Hunnen nieder, dann wurde es wieder aufgebaut, um aber 1803 der Säkularisation zu verfallen. 1837 gab es König Ludwig I. den Nonnen zurück, die ein Mädchenpensionat in ihm leiten.

Jedenfalls der Gründungszeit des Klosters noch angehörig ist das Portal der Kirche, mit seinen auf Löwenköpfen stehenden plumpen Säulen und den schnörkelhaft ausgeschnittenen, unsymmetrischen, ärmlichen Verzierungen seines Bogens ein besonderes Augenmerk der Altertumsforscher. Die Gräber auf dem Friedhofe tragen reichen Blumenschmuck; auf einigen halten Engelsfiguren steinerne Schalen, in die der Himmel seine Regentropfen als Weihwasser fallen läßt. Jenseits des Friedhofs blinkt der See herüber; aber das Rauschen seiner Wellen stört nicht den Schlaf der hart an ihm Gebetteten. Doch sie sehen auch die wunderbare Pracht nicht, in der eben die Sonne hinter dem Wald drüben und über dem blauen Spiegel untergeht. Wie ein großes Fenster thun sich die Zweige der Bäume am Strande auseinander: durch dieses hindurch sehen wir den Waldsaum schon ganz dunkel vor uns liegen; auch zur Linken streifen schon die nächtigen Schatten über die Wogen hin, aber vor uns schimmern diese noch im vollsten, ja immer mehr erglänzenden Lichte, denn die den Himmel vergoldende Abendleuchte rückt gleichsam, je mehr sie droben in den Wolken tiefer sinkt, auf dem Wasser weiter vor, so daß sich endlich bis zum andern Ufer gegenüber ein breites, goldenes, mit flammenden Punkten gesticktes Band zieht, über jenem aber der zauberhaft verklärteste Dämmerhimmel steht, wie ihn kein Maler nachzeichnen kann.

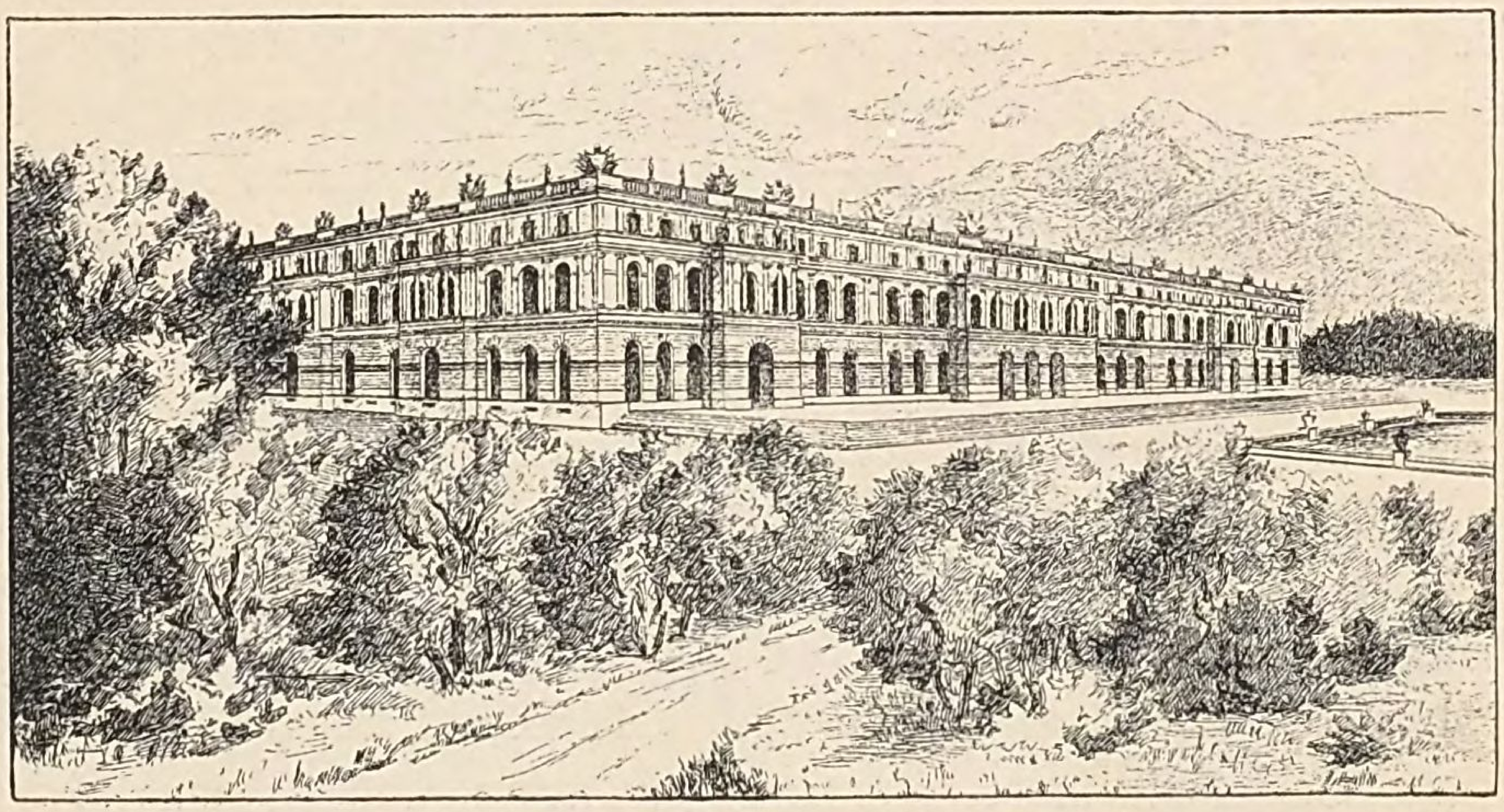
Der Abendwind streicht kühl über den See. Er treibt uns in das trauliche Zimmer des Wirtshauses, an dessen Wänden Wappen und Schilder, Bilder und Sinnsprüche daran erinnern, daß dieses Haus seit jener lang nun hinter uns liegenden Zeit, wo die jungen Maler Haushofer und Ruben die Fraueninsel „entdeckt" und zum gefeiertsten, von urwüchsig jovialer Laune übersprudelnden Mittelpunkt der Münchner Künstlerwelt gemacht hatten, unverändert ein solcher geblieben ist. Der Chiemsee hat seine bestimmten Maler, die ihm liebevoll alle seine mannigfachen Geheimnisse abzulauschen verstehen, wir nennen nur Raupp, Willroider u. a., und allsommerlich auf Frauenwört ihre Herberge nehmen. Und von diesem Kunstleben alter und neuer Tage spricht uns in geschichtlicher Treue die „Künstlerchronik", das stattliche, mehrbändige Buch, das sorglich fortgeführt, in teilweise vollendeten Zeichnungen und Dichtungen — Kaulbach, Gabriel Max, Karl Stieler, Max Haushofer, Viktor von Scheffel u. a. — Vergangenheit und Gegenwart uns spiegelt. Blatt um Blatt schlagen wir in dieser Urkundensammlung auf, Name um Name, Jahr um Jahr ziehen an uns vorüber, da fällt der Blick auf eine Zeichnung besonders eigener Art. Sie ist aus neuester Zeit: eine Erinnerung an ein tragisches Ereignis, als ein furchtbarer Orkan auf den Inseln wütete und dem See drei Menschenleben rettungslos verfielen. Eine unheimliche Gestalt hebt sich aus den empörten Fluten und zerbricht höhnend das Ruder, das es gewagt, die Sturmflut bewältigen zu wollen, wo diese doch nach ihrer Beute getrachtet. Daß wir dies Bild gerade jetzt erblicken, wo die Schiffsglocke läutet, um uns zur Überfahrt nach Herrenchiemsee zu mahnen und uns der Dämon des Chiemsees an den des Starnberger und sein Opfer erinnert!

In einer halben Stunde legt das Boot an der Herreninsel an. Ein ganz anderes Gepräge trägt sie, als die, von welcher wir kommen. Schon ihre ganze Struktur ist anders, als die der Fraueninsel. Dort alles flach und eben, hier, gleich am Ufer, hügeliger Aufgang und dazu waldiger Schatten, fruchtbarer Ackerboden, grünendes, heuduftiges Wiesenland, während auf Frauenwört die Natur kärglicher gemalt hat. Nicht gleichmäßig entsteigt das ein Dreieck bildende Eiland dem See. Nur an wenigen Stellen bedarf es einer geringen Anbrandung seines Gewässers, um den flachen Strand zu netzen, an den meisten würde es auch der kecksten Springflut nicht gelingen, den höchsten Rand der Uferklippen zu erreichen, die in jäher Steile zu den Wellen abfallen. „Paulusruhe" heißt der Punkt, von welchem sich hier die schönste Aussicht hinaus in die Ferne, hinab zu den zornig und brausend an die Felsen anschlagenden Wogen bietet. Durch lauter Wald geht man oben auf dem Rand des Abhanges zu ihr. Der Wald ist der Herreninsel reichster Schmuck. Wie diese in ihrem ganzen Umfang unzähligen und vielartigen Gevögels Aufenthalt ist, so hat sich jenen edles Wild erwählt.

Aber all dem, den Bewohnern, wie der Behausung, sowie dem, was Menschen auf Herrenwört gebaut, drohte seit Jahren der Untergang. Die gewinnsüchtige Prosa unserer Zeit, die manchen Menschen schlimmer anfällt, als je einen Hunnen oder Vandalen sein Zerstörungstrieb, war nahe daran, der ganzen Poesie dieser Insel den Garaus zu machen. Zuerst ging's über das hier von Herzog Thassilo gestiftete Kloster, die Mönche waren ausgezogen und ihre Zellen und Refektorien, samt Kirche, Bibliothek und Prälatenhaus wurden zu allem möglichen verwendet. Die Kupferkuppeln des Domes, in dem der „Bischof von Chiemsee" sein Hochamt gehalten, gaben vortreffliches Material für Malzdarren und Braupfannen, von den stattlichen Gebäuden verschwand eines nach dem andern, und endlich ließ man auch den Toten keine Ruhe und riß sie, ganz ohne Zweck und Nutz, nur zum Zeitvertreib des Besitzers, eines Herrn Fleckinger, aus den Gräbern, die sie in dem kleinen Kirchlein, das noch steht, gefunden hatten. Der oder die Nachfolger des genannten Herrn verfuhren etwas schonender mit dem Erbe der Benediktiner von Herrenchiemsee. Dafür aber suchten sich im Jahre 1868 nach einer andern Seite hin schauende Spekulanten den prächtigen Hochwald zum Objekt ihrer Berechnungen aus; eine württemberger Aktiengesellschaft kaufte ihn, um ihn abholzen zu lassen. Schon war ein beträchtliches Stück der herrlichsten Stämme der Axt zum Opfer gefallen, die ganze Insel drohte baumlos zu werden. Da trat helfend im Jahre 1873 König Ludwig II. ein, sein idealer Kunstsinn sah, was aus diesem Herrenwört zu machen, was da, trotz des schon Verderbten und zu Verlust Gegangenen noch zu retten und wieder herzustellen sei. Er griff in seine Kabinetskasse und kaufte die ganze Insel. Anfänglich genügte ihm die alte Prälatur, ein ansehnliches Gebäude, wenn auch 1840 eine Feuersbrunst ein gut Teil davon weggebrannt hat, eines jener schloßähnlichen, wie sich die reiche Geistlichkeit der Stifter und Klöster allerorten zu schaffen verstanden, und in welcher ihm eine Reihe fürstlich ausgestatteter Gemächer eingerichtet wurde. Aber nur als Observatorium gewissermaßen für das, was er wohl schon beim Erwerb der Insel geplant, für den Neubau einer viel größeren

und prunkvolleren Heimstätte, sollten ihm diese dienen. Die im tiefsten Verständnis deutscher Sage und Dichtung wurzelnden Gedanken, aus denen sich die erste Unternehmung des Königs, der Riesenbau von Neuschwanstein, heraus entwickelte, waren schon zurückgedrängt und war jene krankhafte Neigung und Schwärmerei für die Könige Frankreichs und namentlich für den unter diesen, dessen »l'Etat c'est moi« einen so verderblichen Widerhall in Ludwigs Seele gefunden, immer mehr in den Vordergrund getreten. Was auf dem Linderhof begonnen und im Kleinen ausgeführt wurde, sollte auf Herrenwört im großen Stile entstehen: ein Insel-Versailles, getreu nachgebildet dem Königsschloß bei Paris, aber viel glänzender und prunkvoller als sein Vorbild.

Erst fünf Jahre nach dem Erwerb der Insel durch den König, im Jahre 1878, begann die Ausführung dieses seines Planes. Jene Waldverwüster zogen ab, die königlichen Bauleute ein. Großartig waren schon die Vorarbeiten zu dem dem Hofoberbaudirektor von Dollmann übertragenen Werke. Hatte man doch mit ungeheueren Schwierigkeiten zu kämpfen: jeder Stein, jedes Stück Bauholz mußte auf die einsame Insel geschafft und dem Moorboden derselben mit unglaublichen Kosten erst die Fähigkeit gegeben werden, den Kolossalbau zu tragen. Ein eigentümliches Leben hatte sich in jenen Baujahren am Chiemsee entwickelt. Am Wege von Prien nach Stock war eine ganze Arbeiterkolonienstadt erstanden, eine Reihe langer von Holz erbauter Häuser, in denen zu jeder Thüre und den zwei nächststehenden Fenstern ein Rauchfang gehörte, so daß die verschiedenen Partien haushalten konnten. Mitten in der Kolonie stand ein großes Wirtshaus, ebenfalls aus Holz errichtet, die Kantine der Werkleute. Alle für diese notwendigen Beförderungsmittel waren in Menge vorhanden: Rollwagen und Rollbahnen, Schleppdampfer und riesige breite Kähne, das zum großen Teil auf der Eisenbahn weit hergeholte Material über den See zu schaffen. Mit beängstigender Hast wurden die Arbeiten betrieben, zum Schaden der Festigkeit und Solidität des Baues, an welchem jetzt schon, hervorgerufen durch die sumpfige Umgebung, der Schwamm sein unaufhaltsames, vielleicht in der Frist von Jahrzehnten schon die ganze Märchenpracht von Herrenchiemsee vernichtendes Zerstörungswerk begonnen hat. Fünfundzwanzig Millionen sind dann verschlungen worden und doch war mit diesen sieben Baujahren nur ein Teil des Geplanten, eben der jetzt zur Besichtigung offen stehende Mittel-



Herrenchiemsee.

oder Frontbau des Schlosses, vollendet. Der eine Flügel ist gar nicht zum Aufbau gelangt, der andere tritt unvollendet und dadurch beunruhigend entgegen. Dazu kam noch in den ersten Jahren nach dem Tode des Königs, als der Bann der Unnahbarkeit für seine Schöpfungen gebrochen war, der traurige Anblick des Unfertigen und Rohen auch in der landschaftlichen Umgebung des Schlosses. Es kam einem wie ein frevelhafter Einbruch in die stille Waldeinsamkeit der Insel vor. Die hohen Fichtenbestände waren gelichtet; der jung angepflanzte Nachwuchs schien kaum emporkommen zu können; der Schotter aus den ausgeschütteten Karren ragte in unregelmäßiger Gestaltung aus dem wilden Gestrüpp des Inselbodens auf. Alles dieses Trümmerhafte, dieses einmal von einem Bau unabtrennbare Durchwühlen und Verändern des Bodens konnte man ertragen, ja es war ein erfreulicher Anblick, so lange es sich hier regte von hundert geschäftigen Händen, auf den Eisensträhnen die belasteten Wagen hin und wider rollten und des Nachts sogar Fackeln und Pechpfannen die nicht still stehen dürfende Arbeit beleuchteten. Sobald aber die eisige Hand des Todes sich auch auf dieses Stück aus dem vielgeschäftigen Leben des armen Königs gelegt hatte, wie die zahlreichen Räder dieses bis dahin rastlos getriebenen Werkes stille standen, so mußte dieses Ruinenhafte gerade im Verhältnis zu der danebenstehenden halbvollendeten Pracht schmerzlich, ja abstoßend auf das Gemüt wirken. Es fehlte der poetische Griffel der Geschichte.

Jetzt ist das besser geworden. Man hat den Weg zum Schlosse und den ersten Anblick desselben von jenen störenden Eindrücken befreit, den Anstieg zum Plateau des neuen Schlosses von der Seite des alten her planiert, mit Bäumen bestellt und grün bewachsen lassen.

Wir wiederholen, daß Herrenchiemsee nach dem Vorbild von Versailles gebaut wurde. Letzteres bietet gegen die Rückseite zu einen wunderlichen, fast häßlichen Anblick. Ludwig XIV. hatte nämlich seinen Architekten beauftragt, nur das kleine Gartenhaus seines Vorfahren zu erweitern und das ursprüngliche Gebäude beizubehalten. So war Mansard, der berühmte Erbauer von Versailles, genötigt, sein Genie in der glänzenden Façade gegen den Garten zu bethätigen.

Diese Façade ist es, welche, dem Chiemsee-Schloß zum Muster gedient und ihm von vorneherein seinen imponierenden, ja majestätischen Eindruck sichert. Sonst könnte man an der lang hingestreckten Flucht des ganzen Gebäudes, an dem nicht „häßlichen", wie bei dem versailler Vorbild, aber monotonen Seitenflügel manches auszusetzen wissen. Aber man beachtet dies kaum: der Blick wird zu sehr von der Vorderseite, eben jener Façade, gefesselt. Die Riesenfenster der „Spiegelgalerie" leuchten zu dem großen Parterre hinab, von dem man durch die drei großen, mit vergoldetem Gitter geschlossenen Thore das Schloß betritt. Durch jedes derselben sieht man durch das Vestibül durch zum See hinaus, der zwar auch für die Vorderseite den Hintergrund bildet, aber da nur in seinem schmäleren Teil nach der Landseite hin erscheint.

So verborgen, in seine Bergeinsamkeit hineingebettet, wie Linderhof, liegt Herrenchiemsee nicht. Jenen kann das Auge nicht einmal ganz nahe bei ihm finden, dieses tritt von allen Seiten dominierend entgegen. Aber es liegt zu sehr in der Tiefe



Herrenchiemsee.

Pegasusbrunnen.

Nach einer Photographie des Hofphotographen G. Böttger.

und in dieser Beziehung thut dem neuen der alte, hochwartige Bau der „Prälatur" Eintrag. Auch ist der schöne Hochwald, um den ungeheueren Raum in Anspruch nehmenden Bauanlagen Platz zu machen, zu sehr gelichtet und der Blick aus den Fenstern auf diesen hat nicht das Befriedigende, geschweige denn das Zauberhafte, das jeder Lugaus aus den kleinsten Lucken von Neuschwanstein bietet. Und doch scheint wieder auf der andern Seite noch zuviel Natur fast um diese versailler Imitation her zu sein. Diese Schlösser, im Stile und nach der Laune der großen und kleinen Herren des 17. und 18. Jahrhunderts, die sich in allem und jedem den „großen König" zum Muster genommen haben, wurden ja meist und mit Vorliebe aus einer von der Schöpfung so ziemlich oder auch gänzlich vernachlässigten Gegend herausgezaubert oder besser gesagt, herausbefohlen. Je mehr steriler, undankbarer Boden, je einförmigere landschaftliche Umgebung, desto mehr Reiz zum Bauen; je mehr Geld zu diesem notwendig, um so mehr Anlaß, und so war auch jenes Versailles ein Sandberg, ein dürrer verbrannter Boden, den jeder Windstoß aufregte, weit und breit keine Quelle in der Runde. Aber Ludwig XIV. „tyrannisierte" — sagt Saint-Simon in seinen Memoiren — „sogar die Natur", und was das bei Versailles bedeutete, erweist die einfache Angabe, daß sein Bau eine Milliarde und das Leben von 15,000 Menschen gekostet haben soll.

Solche Tyranneien hat nun freilich Ludwig II. von Bayern mit seinem Versailles nicht geübt. Im Gegenteil, Bauleute und Bauführer standen sich gut, einige vielleicht nur zu gut dabei und es war in mancher Hinsicht ein wirtschaftlicher, von vielen schwer empfundener Schaden, daß auf einmal dreihundert Menschen — auf so hoch konnte man die Zahl der täglich beim Bau Beschäftigten anschlagen — feiern mußten. Aber weiter ausbauen wäre unverantwortlich, wie eine Thorheit; wird doch die Zeit, wie wir schon ausgesprochen, gar nicht unabsehbar sein, wo dieser Marmor verwittern, Quader nach Quader sich lockern und ein aus dem alten schönen Märchen in die Wirklichkeit übersetztes Dornröschen-Zauberschloß, von grünem Gerank umsponnen, die große Ruine der Herreninsel und des Chiemsees sein wird!

Wie sich auch da die Erinnerung an Versailles aufdrängt! Der Name kommt aus dem Mönchslatein des Mittelalters, in dem »Versalia« etwas bewegliches, unbeständiges bedeutet. Und passen nicht König Ludwigs stets wechselnde, sich krankhaft erneuernde Bauprojekte auf diese Namensübertragung? Auch daran müssen wir denken, was Ludwig XIV. bewog, seine Residenz nach Versailles zu verlegen: er war der Aussicht von der schönen, großen Terrasse des Schlosses von Saint-Germain überdrüssig. Der stete Anblick der Türme von Saint-Denis, der Königsgruft von Frankreich, störte ihn. Aber auch in Paris seine Wohnung stetig zu nehmen, mochte er sich um keinen Preis entschließen; er haßte diese Stadt vom Grunde seines Herzens. Und auch König Ludwig II. hat seine Residenzstadt, wenigstens in den letzten Jahren seines der Geistesnacht entgegendrängenden Lebens, nicht geliebt, auch ihm war der Anblick der Theatinerkirche mit ihrer Ahnengruft so peinlich, daß er mit den wüstesten Gedanken an diese sein krankes Gehirn zermarterte.

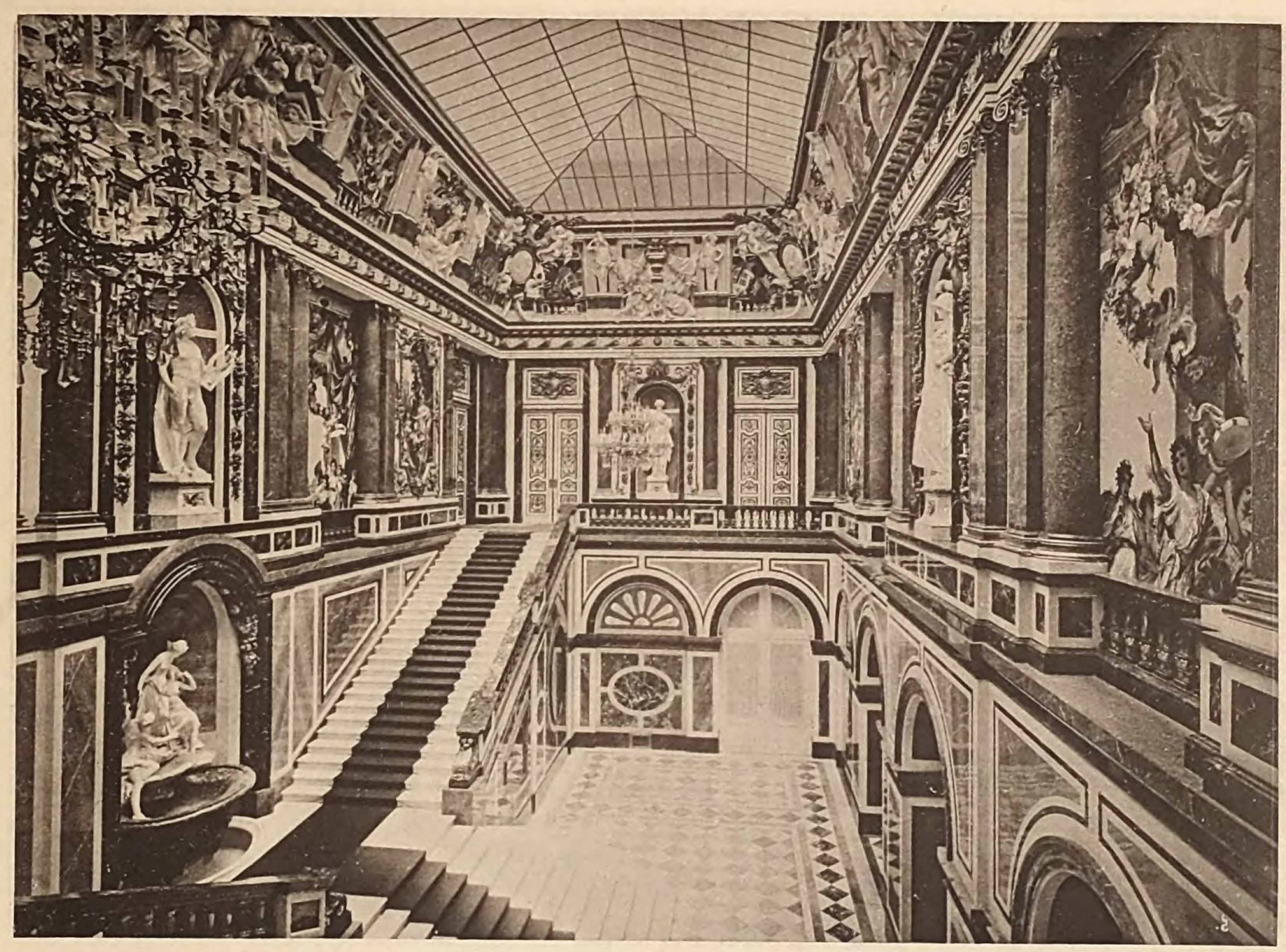
Merkwürdig und unheimlich ist diese Schwärmerei für das Siècle de Louis XIV., diese sklavische Nachahmung und Hingebung daran und an seinen Mittelpunkt, den »Roi de soleil«, wie das in Herrenchiemsee so aufdringlich und deshalb erkältend

wirkend Schritt für Schritt uns entgegentritt, und doch wieder welcher Unterschied! Kann man denn sich Ludwig XIV. von Frankreich in seinem Lieblingsschlosse denken, wie Ludwig II. von Bayern in dem seinen? So einsam, allein, in diesen von Gold und Glanz strahlenden und übersättigten Räumen, in sehnsuchtsvoller Schwärmerei nur auf die Bilder starrend, die Jenen, sein Ideal, zeigen, aber doch nie dieses allein, unnahbar, von der Welt abgeschlossen, sondern immer inmitten des glänzendsten Kreises, der tiefgebeugt vor ihm stehenden, schmeichelnden Hofherren, der schönen, verführerischen Frauen?

Die Manfredsnatur des unglücklichen Königs schien uns auf die hohe, die wilde Pöllatschlucht überhängende Altane, in die Adlerhorst-Einsamkeit des Schachen, aber nirgends weniger hinzupassen, als in die freudlosen Prunksäle von Herrenchiemsee. Nichts atmet in diesen Behaglichkeit, Wohnlichkeit, kein kleineres, traulicheres Gemach, ein großer Unterschied von Neuschwanstein, wo fast jeder, auch der größte Raum, zur wohligen Rast, zum Bleiben und Wohnen einladet. In Herrenchiemsee scheint alles nur der Repräsentation zu dienen und doch war es nur Einer, dem diese galt, der sich gleichsam mit ihr selbst identifizierte.

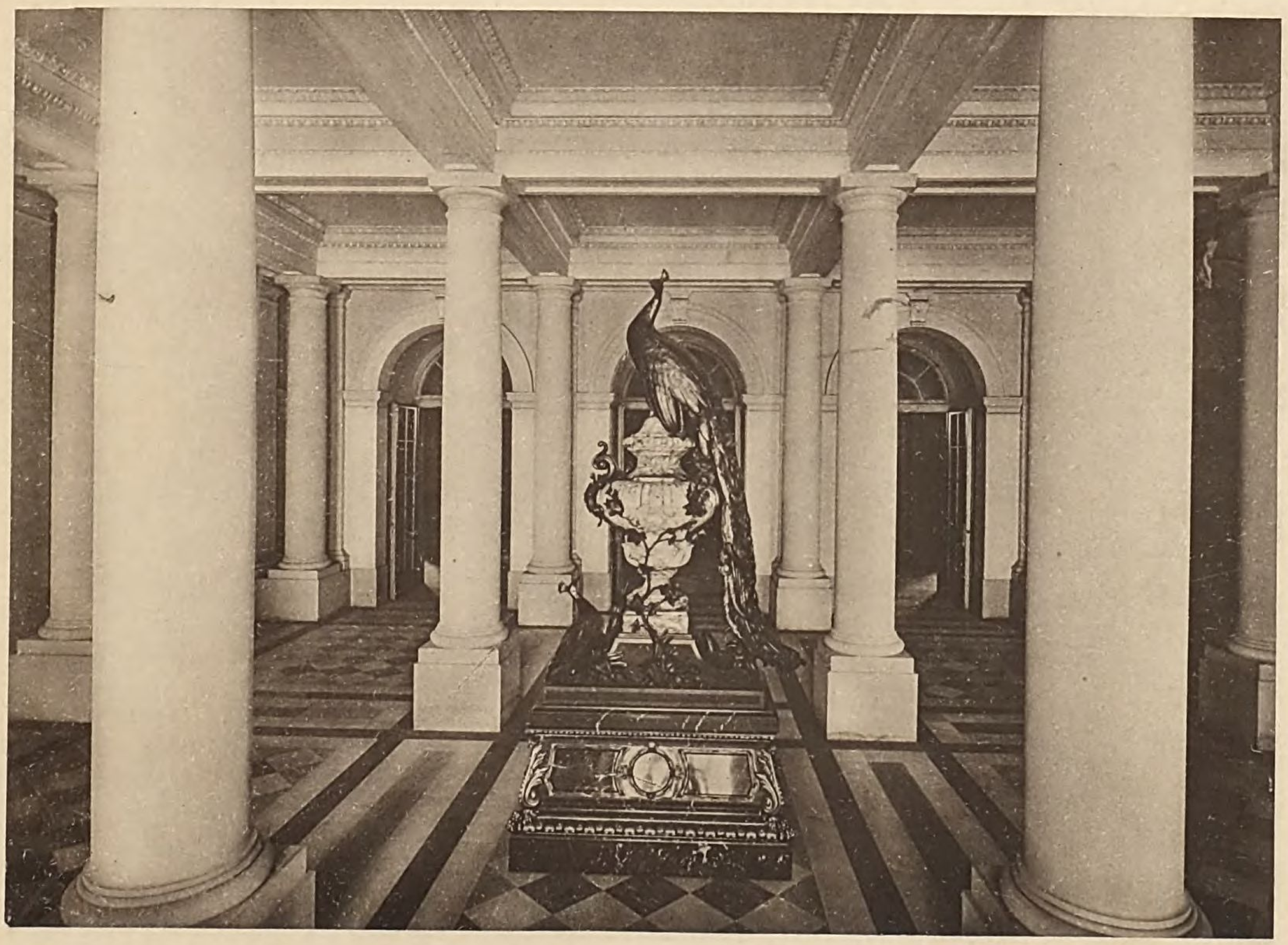
Die Verhältnisse des Schlosses imponieren schon von weitem durch ihre Großartigkeit. 103 Meter lang, streckt sich der durch drei Risalite abgeteilte Mittelbau mit bedeutend rückspringenden Flügeln hin, welche einen, in Schachbrettform mit Marmor gepflasterten Hof umgeben. Aber nur der nördliche dieser riesigen Seitenflügel von 149 Meter Länge ist im Rohbau fertig, die südliche Längsseite ist über den Grundriß nicht hinausgekommen. Das Schloß umschließt zwar anscheinend zwei Etagen, doch wird die obere durch die Bogenwölbung der ersten ausgefüllt, so daß eigentlich nur von Einem Stockwerk gesprochen werden kann. Den Mittelbau zieren 23 hohe Bogenfenster, wovon allein die 17 mittleren der Spiegelgalerie angehören. Das mittlere und die beiden Seitenrisalite schmücken dorische Säulen, den Zwischenbau Pilasterstellungen. Das Attikageschoß ist mit Trophäen, Emblemen, Medaillons u. s. w. reich ornamentiert; oben krönen Statuen die flache Galerie. Haben wir hier also die getreue Kopie der berühmten Mansardschen Façade, so finden wir uns auch im Innern Schritt für Schritt in Versailles wieder. Das großartige, von weißen Marmorsäulen gestützte Vestibüle ist noch nicht künstlerisch geschmückt. Nur in der Mitte desselben prangt auf einer Riesenmarmorvase der heraldische Verdränger des Schwans von Hohenschwangau, ein riesiger Pfau, zu seinen Füßen eine Pfauhenne, dessen Schweif in natürlichen Farben erglänzt. Die Augen in ihm sind von Email, während der Körper aus Bronze gegossen, der Hals aus Silber ist. Ein kostbares Spielwerk, aber ein Wunderwerk moderner Kunst, aus dem Atelier von Thierry und Breul in Paris. Man hat wenigstens seine Vorbereitungen auf die Dinge, die da kommen sollen.

Man durchschreitet den 40 Meter langen, schon genannten, mit weißen und und schwarzen Platten gepflasterten Marmorhof und betritt die bis zur Höhe des Gebäudes aufsteigende Treppenhalle (escalier de marbre in Versailles), man schrickt fast zurück vor dieser Fülle von Glanz, Schönheit, Farbe, Licht, die einem da entgegen flutet. Die weißmarmorne Freitreppe scheidet sich nach wenigen Stufen in zwei links



Schloß Herrenchiemsee.
Große Treppe.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.



Schloß Herrenchiemsee.
Vestibule mit Pfauenvase.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

und rechts zur Galerie, die von bunten Marmorsäulen getragen wird, aufführende Teile. Auf diesem unteren Treppenabsatz steht in einer Nische eine Brunnenschale mit plätscherndem Wasser, darüber eine plastische Gruppe, Diana in das Becken niedersteigend, von Nymphen bewundert, mit den anderen Statuen in den Nischen, Apollo, Minerva, Flora und Ceres, das einzige Bildwerk, das als Gipsmodell aufgestellt und nicht mehr in Marmor zur Ausführung gekommen ist; sonst sind in dem 35 Meter langen, 13 Meter breiten, oben durch ein Glasdach abgeschlossenen Prachtraum Stufen, Geländer und Fußboden von echtem weißen und buntfarbigen Marmor. Von dem Plafond schweben kerzenbedeckte glitzernde und blitzende Kristallusters herab. An den Wänden umrahmen Verkleidungen von Scajola in reichem Stuck die in leuchtenden Farben gehaltenen Bildwerke. Vier große Wandgemälde vom Maler Ludwig Lesker stellen Handel, Rechtspflege, Ackerbau, Wissenschaft, Kunst und den Wehrstand dar. Vier weitere in den Nischen, von Professor Franz Widemann ausgeführt, schildern Industrie und Musik, als liebliche Frauengestalten mit Leyern und Tamburin, von blumenspendenden Amoretten umgeben. Der Fries endlich zeigt die vier Jahreszeiten, wie sie das Menschenleben beeinflussen.

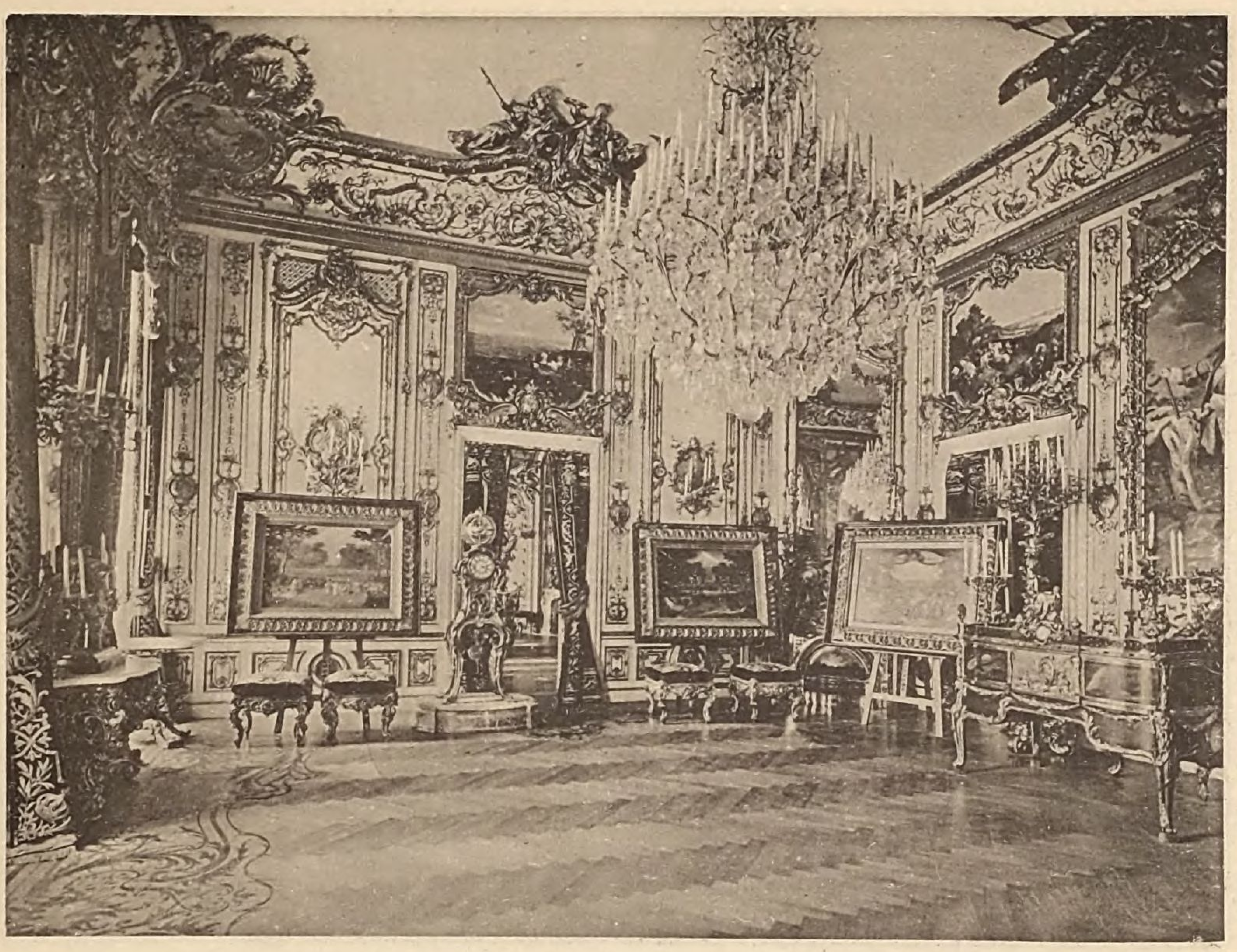


Dianastatue.

Wir haben die letzte Stufe der »escalier de marbre« erstiegen, und schauen noch einmal wie trunken in die klassische Pracht der hochgewölbten Halle. Dann öffnen sich geschnitzte und überreich vergoldete Thüren über Schwellen aus karrarischem Marmor in Zimmer oder vielmehr Säle, von denen nun einer den anderen an steigender,

unsäglicher Pracht überbietet. Jedes Gemach hat eine andere Grundfarbe, wozu immer Gold und zwar Überlastung in Gold hinzutritt. Zollhohe Goldstickerei, schwere Goldfransen, noch schwerere Goldschnüre; vergoldete Sessel und Bänke, dicke Goldlilien auf den sammtenen Überzügen. Aber doch kann man nichts unschön, unkünstlerisch nennen; in allem ist eine Einheit der höchsten Harmonie und des Glanzes entfaltet, wenngleich dieser, der Reichtum, der Luxus, die Verschwendung, welche alles, die Gesamtheiten wie die Einzelheiten, charakterisieren, zuletzt fast verletzend niederdrücken. Die Einteilung der Zimmer ist, wie schon bemerkt, ganz nach Versailler Muster; überall die schon besprochene unselige Verherrlichung Ludwigs XIV., seine wie seiner Marschälle Bildnisse und Statuen, an den Decken und auf den Wandgemälden die Darstellung seines Hoflebens, seiner Schlachten und seiner Siege. Und doch fand sich von ersterem, das so glänzend und geräuschvoll gewesen, kein Widerspiel in diesen Räumen. Einsam und allein schritt der König durch sie hin; nur in seiner Phantasie umringten ihn die geschmeidigen Höflinge und schönen Frauen seines französischen Ideals. Und in der That glaubte er mit Diesem und Jenem zu verkehren, wenn er sich an die, für den glänzenden Kreis mitgedeckte Tafel setzte und sich mit Louis XIV., Louis XV., der Maintenon, der Pompadour und wie sie alle heißen, die er leibhaftig vor sich zu sehen wähnte, in fließendem Französisch unterhielt. „Diese Gesellschaft ist mir die liebste,“ sagte er einmal, „sie kommt und geht wann ich will.“

Wie in Versailles betreten wir nun die 17 Meter lange und 10⅓ Meter breite »Salle des gardes du roi«, deren Wände aus Scajola sind, während die Thüreinfassungen und der Kamin aus echtem Marmor (Terrafezza) bestehen. Bronzeornamente, Embleme und Basreliefs beziehen sich auf das Königtum; den Kamin schmücken eine Prachtuhr und zwei Marmorgruppen von hohem Kunstwert. Rechts an der Fensterwand stehen zwanzig mit blauem Sammet bekleidete und mit goldenen Nägeln beschlagene Hellebarden, welche strahlende Sonnen imitieren, an den Wänden auf Marmorpostamenten die Büsten der französischen Marschälle: Condé, Turenne, Vauban und Villars aus karrarischem Marmor. Die Gemälde hier wie in den folgenden Sälen, sind ebenfalls größtenteils Kopien aus Versailles. Besonders beachtenswert ist der Einzug Ludwigs XIV. in Arras von Rögge. Die Schlacht von Neerwinden und den Einzug in Douay hat Ludwig von Langenmantel gemalt, während die sechs Surportbilder: Einnahme von Orsoy, das Gefecht bei Lens, die Beschießung von Oudenarde, der Einzug in Dünkirchen, die Einnahme von Limburg und die von Salins vom Professor Franz Widemann ausgeführt sind; von demselben Maler stammt das große Plafondgemälde, „Der Triumph des Mars.“ Auch den nun folgenden Saal, die Première Antichambre, schmückt ein Originaldeckengemälde von Hauschild, den Triumph des Dionysos und der Ceres darstellend. Sehr schöne Kopien sind in diesem Raum die Einnahme der Stadt Lille und der Empfang des großen Condé von Jules Jury. Die Surportbilder stellen dar „Die Einnahme von Valencienne und die Alliance mit den Schweizern,“ gemalt von Karl Schultheiß; das berühmte Caroussel und den Besuch des Königs in der Gobelinfabrik von Jos. Munsch; und die Ansicht von Marly und Versailles von Watter. Der Grundton des 14 Meter langen, 8¾ Meter breiten Saales, besonders auch der über-



Schloß Herren-Chiemsee.
Arbeitszimmer.

Albertypie und Verlag von Jos. Albert in München.

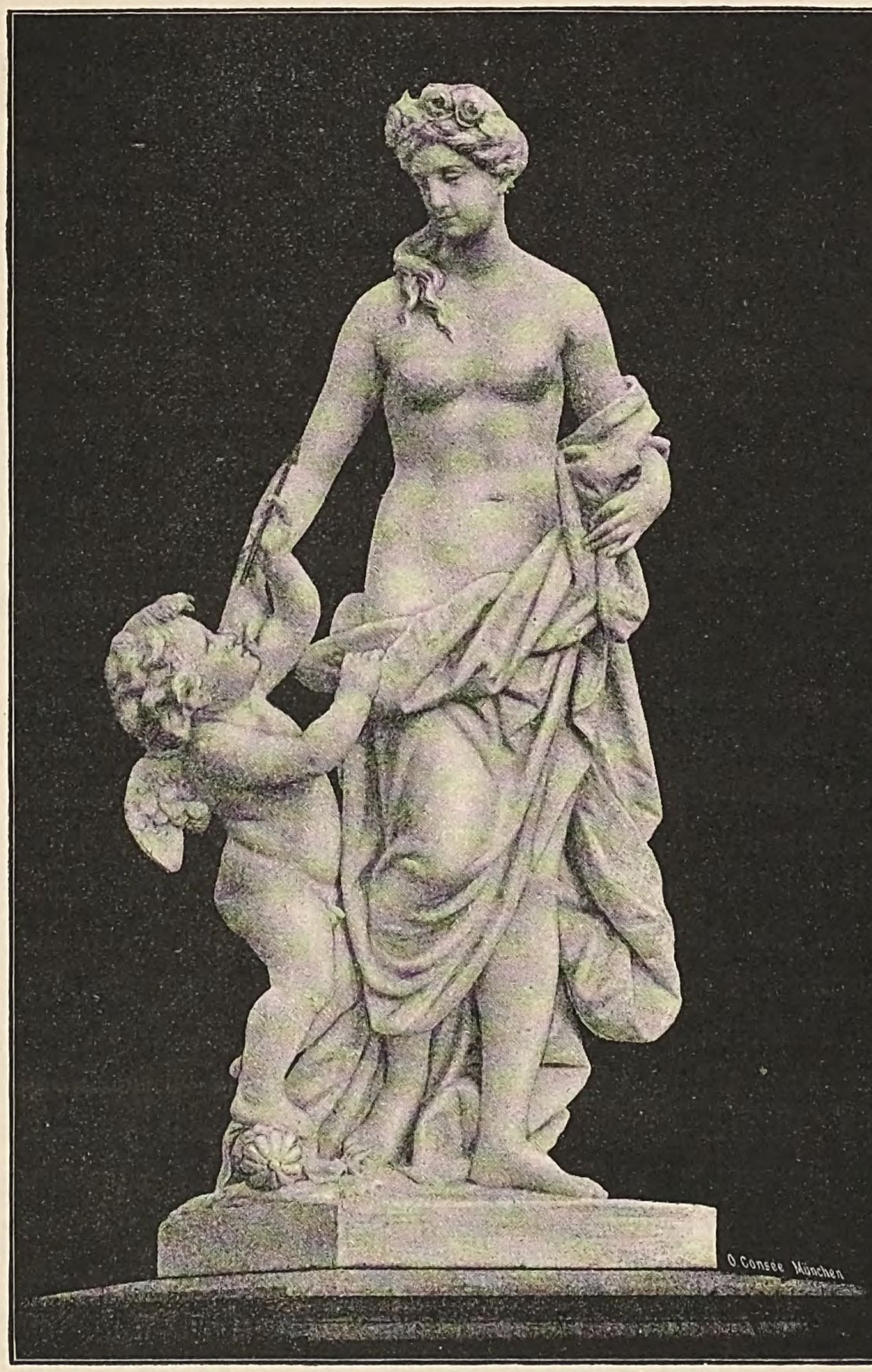


Schloß Herrenchiemsee.
Salle de l'oeil de boeuf.

Albertypie und Verlag von Jos. Albert in München.

reich gestickten Vorhänge ist Lila mit Gold. Die Wände sind wieder aus Scajola und Marmor, die Pfeiler mit Spiegeln versehen und mit vergoldeten Trophäen, Reliefs und Ornamenten ausgestattet. Auf dem Kamin steht eine kunstvolle Uhr, vor den Spiegeln ornamentale, schwer vergoldete Leuchter.

Wir betreten das jedem Besucher von Versailles bekannte Oeil de boeuf (Ochsenauge, von zwei elliptischen Oberlichtern so benannt), worin Louis XIV. seine levers hielt. Es ist fast 22 Meter lang und 13 Meter breit, in Grün mit Gold gehalten. Die Wände sind durch eine Pilasterstellung geteilt, an der einen steht ein Cheminé aus Brèche d'Herculanum, an der anderen ein Konsoltisch, beide mit aufgesetztem Spiegel, rechts und links von Thüren flankiert; auf dem letzteren sind zwei Pferdebändiger aus carrarischem Marmor und eine kostbare vergoldete Rococouhr, von Lenoir in Paris gefertigt. In den Füllungen zwischen den Pilastern erscheinen vergoldete Embleme des Ackerbaues, der Musik und der schönen Künste. Oberhalb des Hauptgesimses zieht sich ein Figurenfries mit niedlichen, vergoldeten, den Einzug des Bachus und der Ceres darstellenden Kindergruppen hin. Vier Wandgemälde zeigen die Familie Ludwigs XIV. nach Jean Nocret; Louis von Bourbon, Prinz von Condé nach Serrure; Philipp von Frankreich und König Ludwig XIV. zu Pferd nach Mignard. Von den drei Surportbildern sind der Besuch Ludwig des XIV. im Invalidenhotel und die Taufe des Dauphins von Watter, die Versammlung in Versailles von Langenmantel gemalt. Von großem künstlerischen Wert ist das figurenreiche, 22 Meter lange

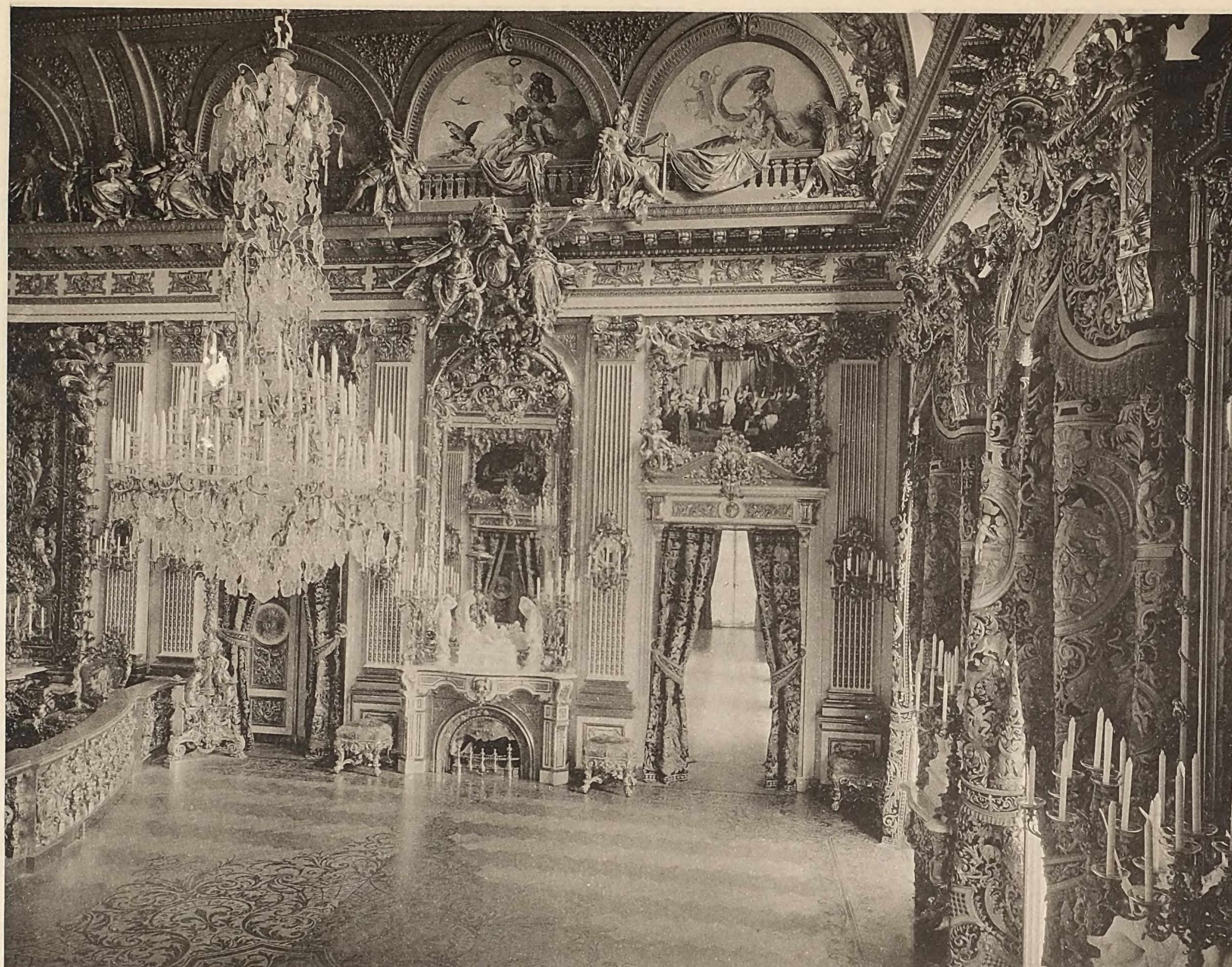


Venusstatue.

und 13 Meter breite, vom Professor Eduard Schwoiser nach seinen Skizzen aus freier Hand an die Decke gezeichnete Plafondbild. Die im Osten dem Ocean entsteigende Aurora gibt ihrem Gemahl Astreos den Morgenkuß, worauf er erblaßt; die vier Winde rollen das Himmelszelt zusammen und Hekate zieht mit ihrem Eulengespann und ihren Traumgöttern ab, wobei Kronos die Zeit bestimmt. Unter ihm sieht man in symbolischer Gestaltung die Tugenden, welche den König stets begleiten sollen: Gerechtigkeit, Milde und Weisheit, auf der anderen Seite Mercur als Vertreter des mit dem neuen Tage beginnenden Geschäftslebens, durch Amoretten angedeutet, welche entsprechende Enbleme, Blumen und Früchte tragen. In der Mitte des Saales thront auf einem Postament die von Perron modellierte, von Harrach in Bronze ausgeführte Reiterstatue Ludwigs XIV., welche von Vielen für das bedeutendste Kunstwerk des ganzen Schlosses gehalten wird.

Haben uns schon die bisher gesehenen drei Säle in ihrer herausfordernden, doch nicht unschönen Pracht als von wenigen Fürstenwohnungen übertroffen erscheinen müssen, so treten wir nun in einen Raum, der der farbenprächtigste und prunkhafteste des ganzes Schlosses und dessen Beschreibung auch nur annähernd zu geben fast unmöglich ist. Der Luxus tritt hier mit sinnberückender, geradezu dämonischer Gewalt auf. Zweiundeinehalbe Million Mark sind in nutzloses, totes Prunkwerk umgeprägt. Wir sprechen von dem Prunkschlafgemach oder dem Chambre de Parade, das, 14 Meter lang und 12 Meter breit, dem Schlafzimmer Ludwigs XIV. in Versailles nachgebildet ist. Der Grundton ist Purpurrot mit Gold; die Wände sind mittelst Palmen in Felder geschieden, welche reiche Goldstickereien zieren, und werden durch Pilaster in Flächen geteilt, in denen Thüren und Cheminées aus weißem Marmor mit Bronzeornamenten ihre Stelle fanden. Die Thürgewölbe sind ebenfalls aus weißem Marmor mit reichen Surporten, sowie die Cheminées mit Spiegelrahmen geschmückt. Von den roten Sammetvorhängen mit schwerster Goldstickerei wiegt jeder einzelne zwei Centner. Außer kostbaren Sèvres-Vasen stehen zwischen den Fenstern auf Konsolen und über den Kaminen fünf gelungene, dem Atelier des Professor Perron entstammende Marmorgruppen: Amor und Psyche, Diana, Abend und Morgen, Mars und Venus, Venus und Adonis. Die vier Surport-Bilder, gemalt von Professor Julius Benczur, stellen dar die Taufe des Herzogs von Burgund, die Siamesische Gesandtschaft, die Gründung des Ludwigsordens und die Trauung des Herzogs von Burgund.

Die Rückwand des Saales bildet eine Nische, in welcher, von dem Vorderraum durch eine vergoldete Ballustrade abgeschlossen, auf einer Estrade von drei Stufen und auf einem mit goldenen Sonnen reich bestickten Teppich aus Purpursammt das mit zarten Holzskulpturen verzierte, vergoldete Prachtbett steht. Es hat allein eine halbe Million gekostet und niemand hat je darin geschlafen und wird je darin schlafen. Die Fußwand enthält ein Medaillon: Venus und Amor; die Rückwand in Gobelinstickerei das Bild: Nymphen beschneiden die Flügel des schlafenden Amor. Darunter eine Sonne mit Strahlenaureole, in Gold auf Purpursammet gestickt. Der reichgeschnitzte Baldachin mit den goldgestickten Draperien, an den Ecken mit Strauß- und Reiherfedern und an der Stirn mit einer aus Edelsteinen gebildeten Krone geschmückt, baut



Schloß Herren-Chiemsee.

Chambre de parade.

Albertypie und Verlag von Jos. Albert in München.

sich im Innern kuppelförmig auf und hat einen Fries, welcher mit vergoldeten Büsten, Venus, Jupiter, Mars und Apollo, unterbrochen ist und das in Gold und Silber gestickte Reliefbild: Venus dem Bad entsteigend, zeigt. Ein gleiches Reliefbild der Venus und das Farbenbild Venus und Mars ist auf der, aus schwerstem Goldbrokat bestehenden Bettdecke zu sehen. In der Mitte ist noch das Bildnis Ludwigs XIV., von Edelsteinen umgeben, eingestickt. An diesem Bett haben 30 Personen 7 Jahre lang gearbeitet. Aber nicht nur an ihm, sondern auch an den Vorhängen, welche Darstellungen aus dem Leben von Venus und Amor zeigen, und in den kostbaren Stickereien der Fauteuils und Tabourets hat das deutsche Kunstgewerbe Einzigartiges und Großartiges geleistet. Die Zeichnungen der letzteren sind vom Professor Hauschild und Fräulein Mathilde Jörres in München besorgte die Stickerei, so vollendet, daß die Blätter feinen Gemälden vollständig gleichen. Nicht zu übersehen ist der aus Eichenholz mit Palisanderintarsien vom Hofschreiner Pössenbacher eingelassene Fußboden und ebensowenig der Toilettentisch, links vom Bett, mit den aus getriebenem Kupfer reich vergoldeten Toilettengegenständen. Gegenüber steht der Betschemel mit golddurchwirktem Purpur, über welchem die Verkündigung Mariä und Raphael gemalt ist. Auf dem Hauptgesimse ruhen allegorische Gruppen, deren Reihenfolge, von der oberhalb des Bettes beginnend, folgende ist: oberhalb des Bettes: Die Bavaria mit Szepter und Friedenspalme, umgeben von der Wachsamkeit und Klugheit. An der linken Seitenwand reihen sich an: Die Gottesfurcht, die Barmherzigkeit, die Treue, der Krieg, der Friede, die Wissenschaft, die Musik, die Poesie, die Kunst. An der rechten Seitenwand: Industrie, die Tugend, die Beharrlichkeit, die Gerechtigkeit und die Wahrheit.

Auch hier hat Professor Schwoiser den Plafond in feinster zartsinnigster Farbenstimmung gemalt, welche namentlich durch eigentümliche Beleuchtung, wenn an den Oberfenstern die rotseidenen Vorhänge zugezogen werden, von wunderbarer Wirkung ist. Helios, von einer Aureole umstrahlt, zieht am Himmel auf, hinter ihm ein Bachuszug mit Silen und die Venus mit Gefolge; unterhalb Mars und Vulcan, zwei Goldkränze schmiedend, Amoretten und Embleme, die Wehrkraft darstellend. In den vier Ecken oben sieht man die vier Hauptflüsse Bayerns als Figuren, zur Seite des Bettes Flora und Ceres. Der Kopf Apollos trug ursprünglich die Züge Ludwigs II., später ließ dieser das Portrait Ludwigs XIV. an diese Stelle setzen.

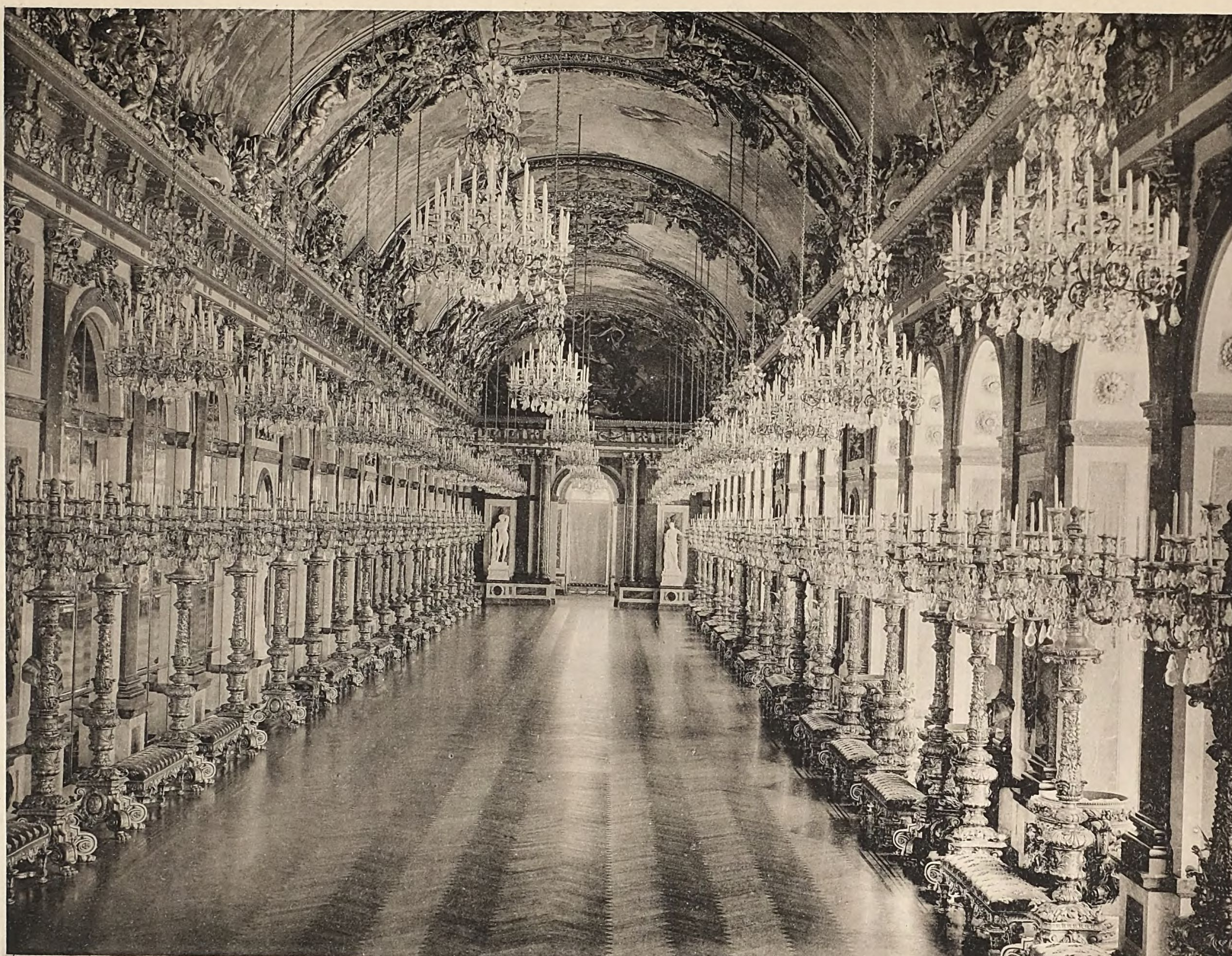
Nicht minder genial hat derselbe Künstler das Deckengemälde des folgenden Saales, des 14 Meter langen und 15 Meter breiten Ratsaales, Salle du Conseil, komponiert und gemalt. Er versetzt uns in den Olymp, die Götter reihen sich im Halbkreis um Jupiter und Juno, Mercur schwebt, vom Göttervater gesendet, herab, um dem König Ludwig II. den Beschluß zu überbringen, daß die Götter seine Regierung schützen und segnen wollen. Fortuna entleert ihr Füllhorn und reicht dem König die Krone, oben zeigt sich die Gerechtigkeit mit dem Schwert. Die Innenbekleidung des Saales ist blauer Sammt, mit goldenen Lilien gestickt. Die Architektur entspricht der Zeit Ludwigs XV. Fenster und Thüren teilen die Wände in symmetrische Panneaux. Das Mittel-Panneau der Rückenwand nimmt das lebensgroße Bild Ludwigs XIV. ein.

Die Consolen gegenüber sind mit Marmorstatuetten der Minerva und des Mercur geziert. Ein von der Königskrone überragter großer Fauteuil mit Goldstickerei steht vor einem, mit blauer Sammtdecke bedeckten Schreibtisch. Kristalllusters von riesigen Dimensionen schweben von der Decke herab und außerdem sorgen zwei monumentale, vergoldete Kandelaber für das nötige Licht. Als Kunstwerk befindet sich in dem Saal ein Tafelaufsatz aus vergoldetem Bronzeguß, aus gleichem Material eine kunstvolle Uhr, die Statue des Zeus über dem Kamin und jene 2 Meter hohe Spieluhr im Stile Ludwigs XIV., bei deren Stundenschlag dieser König selbst erscheint, um die Huldigung der vor ihm sich verneigenden Höflinge entgegen zu nehmen.

Über den Thüreinfassungen und Marmor-Cheminées bemerkt man die Bilder: Ludwig XIV. erklärt seinen Enkel zum König von Spanien. Der Empfang des Dogen von Genua; der Papst leistet durch einen Kardinal Abbitte und Ludwig XIV. besucht die Akademie.

Der Raum, in den man jetzt geführt wird, sollte eigentlich bis zuletzt als Abschluß des bezaubernden Ganzen aufgespart werden. Es ist die „Grande Galerie" oder »Galerie des Glaces«, mit den Ecksalons 97 Meter lang, 10½ Meter breit und 13 Meter hoch, wie man behauptet der längste Saal der Welt. Sie ist zwar auch nur eine getreue Kopie des Versailler Vorbildes, übertrifft aber das Original an Länge und durch die nicht wie dort gemalte, sondern plastisch aufgetragene, ungleich reichere Goldstuccatur und durch die Kronenleuchter. Deren dreiunddreißig, blitzende Kristalllusters, hängen von der Decke und vierundvierzig Kandelaber von vergoldetem Zink tragen zusammen 2,500 Wachskerzen. 52 Mal ließ sich König Ludwig, wenn draußen selbst Wald und See im Schlummer lagen und er nach seiner Gewohnheit in der Nacht erst zu leben begann, diese Unzahl von Lichtern entzünden, was in 15 Minuten geschehen sein mußte, und sich so eine Feenwelt schaffen, für die allerdings in keiner Königsburg der Welt ein Gleiches zu finden war.

Siebzehn großen Rundfenstern mit herrlichem Blick auf die Gärten, die Fontänen und den Seekanal, stehen ebensoviel, 19 Meter hohe, Spiegelthüren von geschliffenem Glas gegenüber. Diese Fenster und Spiegelthüren werden durch 24 Pilaster aus rouge-royal-Marmor von einander getrennt, wogegen die Eingänge von den anstoßenden Salons de la paix und de la guerre mit Säulenmonolithen in gleichem Marmor umgeben sind. Die Friese bestehen aus Carrara-venato, die Füllungen aus Campon-vert, die Brustgesimse aus Terracottin und Brèche d'Herculanum. In den Nischen stehen vergoldete Bronzevasen mit 2 Meter großen Öffnungen für Orangenbäume, Blattpflanzen und Blumenschmuck. In jenen, wie an den Stirnwänden, sind ferner Marmorkopien nach Antiken aufgestellt und zwar die Muse Urania, die Vestalin, Venus von Praxiteles, Germanicus, Venus d'Arles, Bachus, la prêtresse, Diana von Ephesus. In den Füllungen hängen Kriegstrophäen aus vergoldeter Bronze. Aus gleichem Material bestehen die Kapitäle und Vasen. Über das Hauptgesims erhebt sich bis zu einer Höhe von 12½ Meter in Form eines Tonnengewölbes der mit Gemälden und verschiedenen Skulpturen überreich verzierte Plafond.



Schloß Herren=Chiemsee.
Spiegelgallerie.

Albertypie und Verlag von Jos. Albert in München.

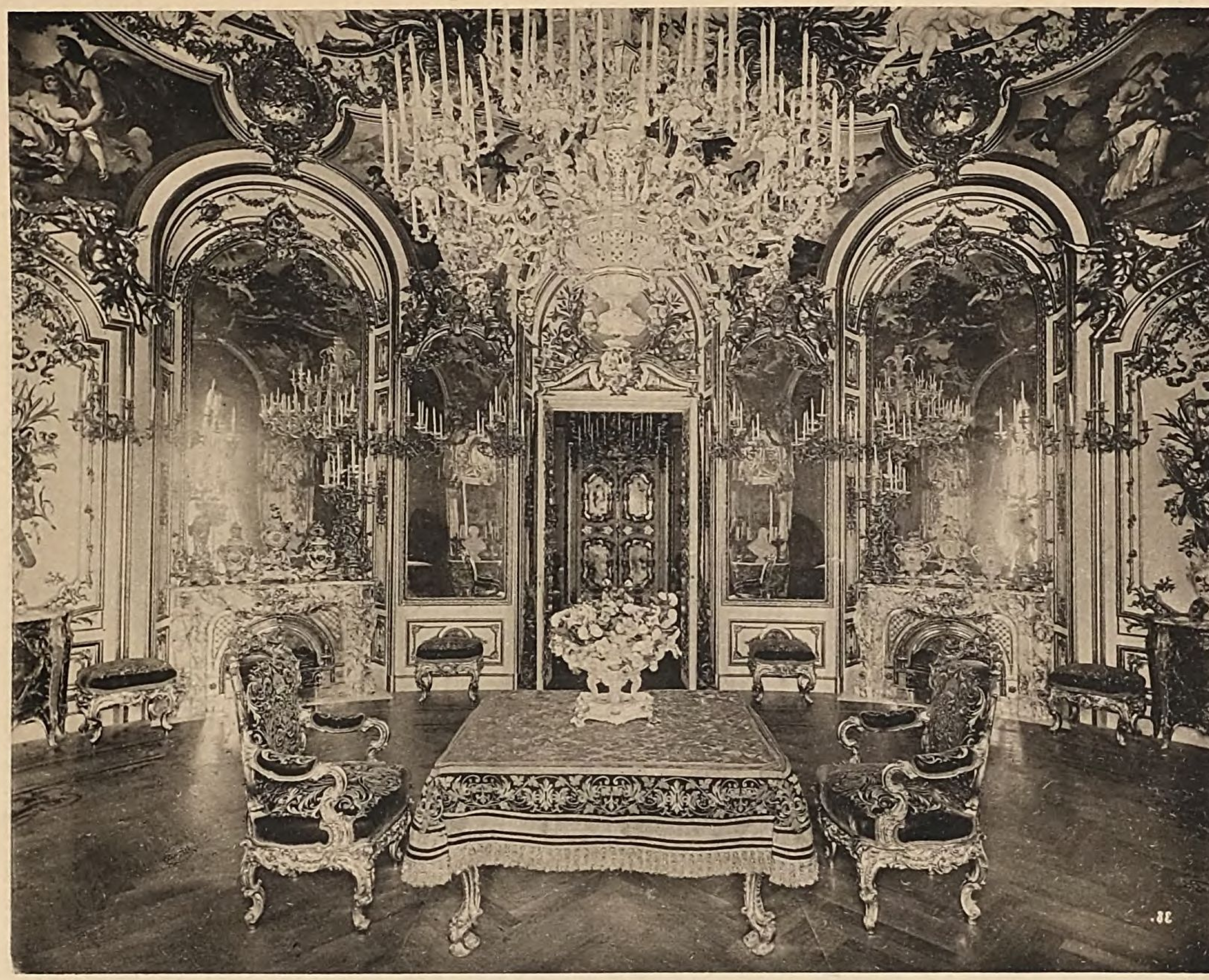
Der dekorative Teil dieses Plafonds wurde nach der Komposition des französischen Malers Lebrun von Professor Perron ausgeführt; die 9 großen und 18 kleinen allegorischen Gemälde schildern in Kopien nach Lebrun die Geschichte des großen Ludwig vom pyrenäischen Frieden bis zum Frieden von Nymwegen. Dieselben, ebenso die Bilder in den beiden anstoßenden Sälen, sind Arbeit der Herren: Professor Widemann, C. v. Piloty, Watter, Professor Hauschild, Professor Schwoiser, Angelo Graf von Courten, Julius Frank, Munsch, W. Mark und Wilhelm Rögge. Noch bewundern wir die auf vergoldeten Postamenten stehenden acht Büsten römischer Kaiser, alle aus ausgegrabenem antiken Buntmarmor, jede ein Kunstwerk von größtem Werte, von Professor Spieß in Rom ausgeführt. Die goldenen Lilien Frankreichs decken auf blauem Grunde die die Längswand des Saales entlang gestellten Polsterbänke. Französische Selbstherrlichkeit das Ideal des deutschen Fürstenschlosses!

Die Spiegelgalerie wird nördlich durch die «Salle de la guerre» und südlich durch die «Salle de la paix» harmonisch abgeschlossen. Beide sind gleich groß — 10½ Meter lang und 10½ Meter breit — und ähneln sich auch in der Einteilung. Im Kriegssaal, rot mit Gold, bestehen selbstverständlich die Zierraten aus Trophäen, Donnerkeilen, Schildern und Speeren und über den Thüren erglänzen große Siegeszeichen aus vergoldetem Metall. Ein mächtiger Krystallluster und vier Kandelaber spendeten auch hier ihr blendendes Licht. Über dem Marmorkamin prangt ein riesiges Hautrelief von Gips: Ludwig XIV. als Triumphator zu Pferde, trefflich und charakteristisch von Perron ausgeführt; darunter (carrarischer Marmor) der sterbende Amor; zu Seiten des Kamins (Bronze) gefesselte Gefangene. An den Wänden befinden sich wieder Marmorbüsten römischer Kaiser und zwar: Marc Aurels, Neros, Septimius Severus', und Caracallas. In der Mitte der Decke aber feiert ein Gemälde von Frank, „Frankreich von Siegesgöttinnen umgeben," während vier kleinere Bilder (von Munsch, Rögge und Marc) in den Schildbögen: Europa, Spanien, Holland und Deutschland als von jenem besiegte und unterjochte darstellen — und das in dem getreuen Nachbild der Versailler Galerie, in welcher am 18. Januar 1871 der von Ludwig von Bayern gekürte Kaiser des neuen deutschen Reiches den Heilruf seiner Fürsten und Völker empfing! Sie wirkt doch herzzerschneidend auf uns, die Spiegelgalerie von Herrenchiemsee! Den entgegengesetzten Salon de la paix (Blau mit Gold) schmücken natürlich seinem Plan gemäß Friedensembleme. Auf dem Kamin hat das Bildniß: „Ludwig XV. gibt Europa den Frieden" von Lemoin, Platz gefunden und in den vier Ecken stehen die Marmorbüsten der römischen Kaiser Trajan, Cäsar, Domitian und Tiberius. Die Deckengemälde wiederholen dieselben Länder und Staaten, die im Salon de la guerre sich finden und von Julius Frank, Munsch und Rögge hergestellt sind.

Durch eine kleine Passage betritt man nun das eigentliche Schlafzimmer König Ludwigs. Wird man in ihm auch nicht von der verschwenderischen Pracht erdrückt, die aus der Salle de la parade widerstrahlt, so ist doch auch hier überall der Maßstab des größten Luxus angelegt. Viereckig, 9½ Meter lang und ebenso tief, ist das in blauem Sammt mit Arabesken gehaltene Zimmer mit hochgetäfelten Wänden versehen, und mit Skulpturen in verschwenderischer Fülle verziert. Auch hier

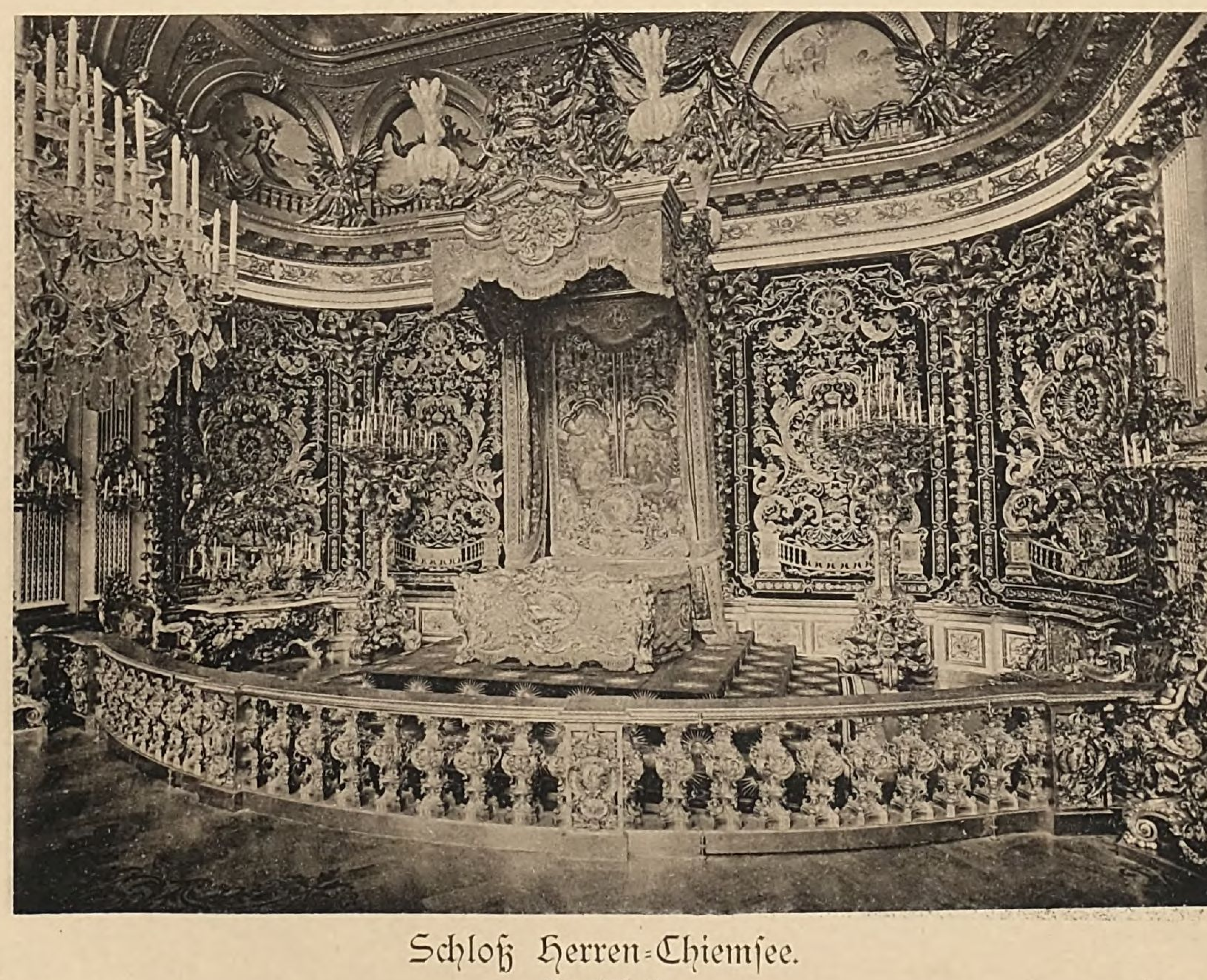
scheidet eine vergoldete Ballustrade den Raum, in welchem sich das Bett befindet, von dem übrigen ab. Auch hier umhüllt das Bett eine Decke aus Goldbrokat mit schwerer Stickerei. In diese umhüllenden Gardinen sind Scenen aus der biblischen Geschichte eingestickt. Die Panneaux sind mit blauen, goldgewässerten, schweren Seidenstoffen bespannt. Das am Fußteile des überreich geschnitzten Bettes angebrachte Medaillon zeigt die Toilette der Venus; die Wand hinter jenem eine in Gold getriebene strahlende Sonne, darüber in Gobelinsstickerei die Worte „Ludwig XIV. triumphiert über die Laster." Am Plafond des Bettalkoven sieht man in Relief Apollo mit dem Sonnenwagen. Die große blaue Glaskugel vor dem Bett barg ein Nachtlicht, das mit mondscheinartigem Schimmer das Zimmer übergoß. Die prachtvolle Waschtoilette besteht aus stark vergoldeten Bronzegefäßen und Waschbecken aus Meißener Porzellan. Rechts vom Bett, in welchem der König nur zwanzigmal, zuletzt am 10. und 11. Oktober 1885, geschlafen, befindet sich ein Betschemel mit Weihwasserbecken, worüber ein Porzellangemälde: Kreuzigung Christi. Vor dem Spiegel wieder eine Büste Ludwig XV. aus karrarischem Marmor auf einer Tischplatte von lapis lazuli. Auf dem Hauptgesimse sitzen folgende Figuren und Gruppen: Venus und Adonis, Diana und Endymion, Bachus und Ariadne, Amor und Psyche. Die Schilder in den Ecken tragen den Namenszug des Königs. Die Cheminées sind aus der seltenen Marmorart rouge-griot gefertigt. Auf dem einen befindet sich eine prachtvolle Uhr, deren Zifferblatt als Äquator über den Erdglobus läuft, auf dem anderen ein vergoldetes Standbild Ludwig XV. Über den Thüren zeigen sich in üppigen Surport-Rahmen die Bilder: das Spiel Ludwig XV. in der grande galerie zu Versailles; sein lever am Krönungstage, die Krönung selbst und das Ordensfest in der Kapelle zu Versailles. Das letztere ist von Schultheiß, das zweite von Munsch, die übrigen beiden sind von Rögge. Eine Tapetenthüre führt aus dem Schlafzimmer direkt ins Bad, eine zweite in das, mit gelber Seide tapezierte Cabinet d'aisance. Links befindet sich noch ein in rosa Seide gehaltenes Toilettenzimmer mit der Büste Maria Antoinettens und zwei Medaillons mit deren Bild. Der wunderschöne kleine Kamin aus von Tunis stammendem rosa Marmor möge nicht übersehen werden.

Es folgt das 10 Meter lange und 9 Meter breite Arbeitszimmer, dessen Wände mit Holzverkleidung versehen sind. In den Ecken zwei Cheminées von Levante-Marmor mit Bronzen; in der Mitte der Rückwand das Portrait Ludwig XV. nach Jan van Loo, kopiert von Julius Jury. Vor diesem Bilde steht der Schreibtisch aus Rosenholz mit reichen Einlagen, Beschlägen von Goldbronze und Porzellangemälden, in welchem ein sehr kunstvolles Federwerk zu geheimen Fächern führt, als die genaue Kopie des Schreibtisches Ludwig XIV., eine Arbeit von Thierry und Breul in Paris, welche mit 60,000 Fr. bezahlt wurde. Nicht viel weniger kosteten die beiden hier aufgestellten kunstvollen astronomischen Uhren. Auf den Kaminen stehen blaue Sevres-Vasen und Juno auf dem Pfau und Jupiter mit dem Donnerkeil. Die Surport-Bilder stellen Schlachten aus der französischen Geschichte vor und zwar: Ankunft des Königs in Havre de Grace, gemalt von Jury; die Schlacht von Freiburg von Rögge; die Schlacht von Lawelden von Langenmantel; die Schlacht bei Fontenoy und die



Schloß Herren-Chiemsee.
Speisezimmer.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.



Schloß Herren-Chiemsee.
Paradebett.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

Belagerung von Antwerpen, beide von Schultheiß. Dazu Abbildungen der Wasserkünste zu Versailles und Marly. In der Mitte des geschwungenen Plafondgesimses sitzen vergoldete Figurengruppen: Venus und Mars, Juno und Jupiter, Ceres und Bachus, Mercur und Minerva.

In unmittelbarer Verbindung mit dem Arbeitszimmer steht das hellblaue Boudoir, in welchem das herrliche Blätterwerk der Holzskulpturenornamente förmlich zu wuchern scheint und die Blütenbäume mit bunten Vögeln die märchenhafte Stimmung auf's höchste steigern. Aber noch staunenerregender und wahrhaft entzückend sind der nach gegebener Zeichnung in Meißen ausgeführte Kamin und die beiden prächtigen Girandolen aus Meißener Porzellan. Am Plafond sieht man die Bildnisse der Diana und Atalante und Jagdscenen in Medaillonform gemalt von Ludwig Eibl, August Fink und Josef Schmitzberger und über den Thüren vier Bilder: Repos de chasse, nach van Loo von Domenico Mastaglio ausgeführt; Jagdbild nach Oudry, in Paris kopiert. Les cadeaux du berger und eine Schäferscene nach Boucher gemalt von Mark. Der Luster ist nur Modell, er sollte in Elfenbein ausgeführt werden. Der Fußboden besteht aus Eichen-, Ahorn- und Ebenholz.

Das ovale, $11^1/_2$ Meter lange, $5^3/_4$ Meter breite, in Purpur und Gold gehaltene Speisezimmer betritt der Besucher mit einer besondern Neugier; sieht er doch hier jenes bekannte Tischlein-deck-dich des Königs, das durch den Druck einer Feder in die Tiefe sich senkte und dann frisch serviert wieder heraufstieg. Auf ihm steht ein äußerst zarter Blumenstrauß aus Meißener Porzellan in bewundernswerter Schönheit und über ihm hängt ein reicher, aus tausenden von Porzellanblumen bestehender Riesenluster herab, dessen Lieblichkeit und Zartheit, verbunden mit größter Noblesse, seinesgleichen sucht. Die innere Bekleidung ist in regelmäßige Felder eingeteilt, an welchen Jagd- und Fischfang für die Küche in vergoldeten Holzschnitzwerken dargestellt sind. Die Bogenzwickel enthalten Gemälde aus dem Leben der Psyche von Professor Franz Widemann. Bemerkenswert sind noch die Marmorbüsten der Damen Maintenon und Dubarry, namentlich aber zwei kostbare Tische aus Sevres, auf deren einem in einem großen Mosaikbild ein Maskenzug in der Galerie des glaces in Versailles dargestellt ist. Das Gegenstück zeigt einen großen Festabend: zwei historisch merkwürdige Bilder.

Wurde man in den letzt durchwanderten Sälen schon durch die verschiedenen Porzellanwerke in hohem Grade angesprochen, so war dies gleichsam nur eine Vorbereitung, um nun im Porzellanzimmer das Äußerste von Pracht zu erblicken, was in diesem Material denkbar ist. Der ganze, 8 Meter lange und $5^3/_4$ Meter breite, in weiß und gold gehaltene, ovale Salon ist ein Unikum von Zartheit und Noblesse. An den Wänden vier Panneaux von gemaltem Porzellan nach Motiven aus Fontainebleau. Die Thüren (Marmoreinfassungen) sind reich mit vergoldeter Bronze geziert und enthalten acht auf Porzellan gemalte Medaillons, wovon vier die Jahreszeiten, die anderen die vier Elemente darstellen. Ein Marmor-Cheminée mit Porzellanspiegelrahmen, sowie an den Wänden Konsoltische und Wandleuchter aus Porzellan und ein gleicher Luster wurden insgesamt von der Meißener Fabrik ausgeführt. Ein feiner Duft durchdringt das originelle Gemach, er kommt aus dem mit Veilchenholz ausgelegten

Fußboden und aus dem Tische von Rosenholz mit eingelegtem Porzellangemälde, der auch die Kleinigkeit von 30,000 Mark gekostet hat. Polster und Portièren sind von weißer Seide und mit den denkbar größten Luxusstickereien, darunter prächtige Landschaften, von Bornhauser in München bedeckt. Über den Thüren befinden sich zwei Bilder von C. v. Piloty, eine Jagdscene und eine Theatervorstellung unter Ludwig XIV. Das Deckenbild, eine Allegorie, ist von Munsch gemalt.

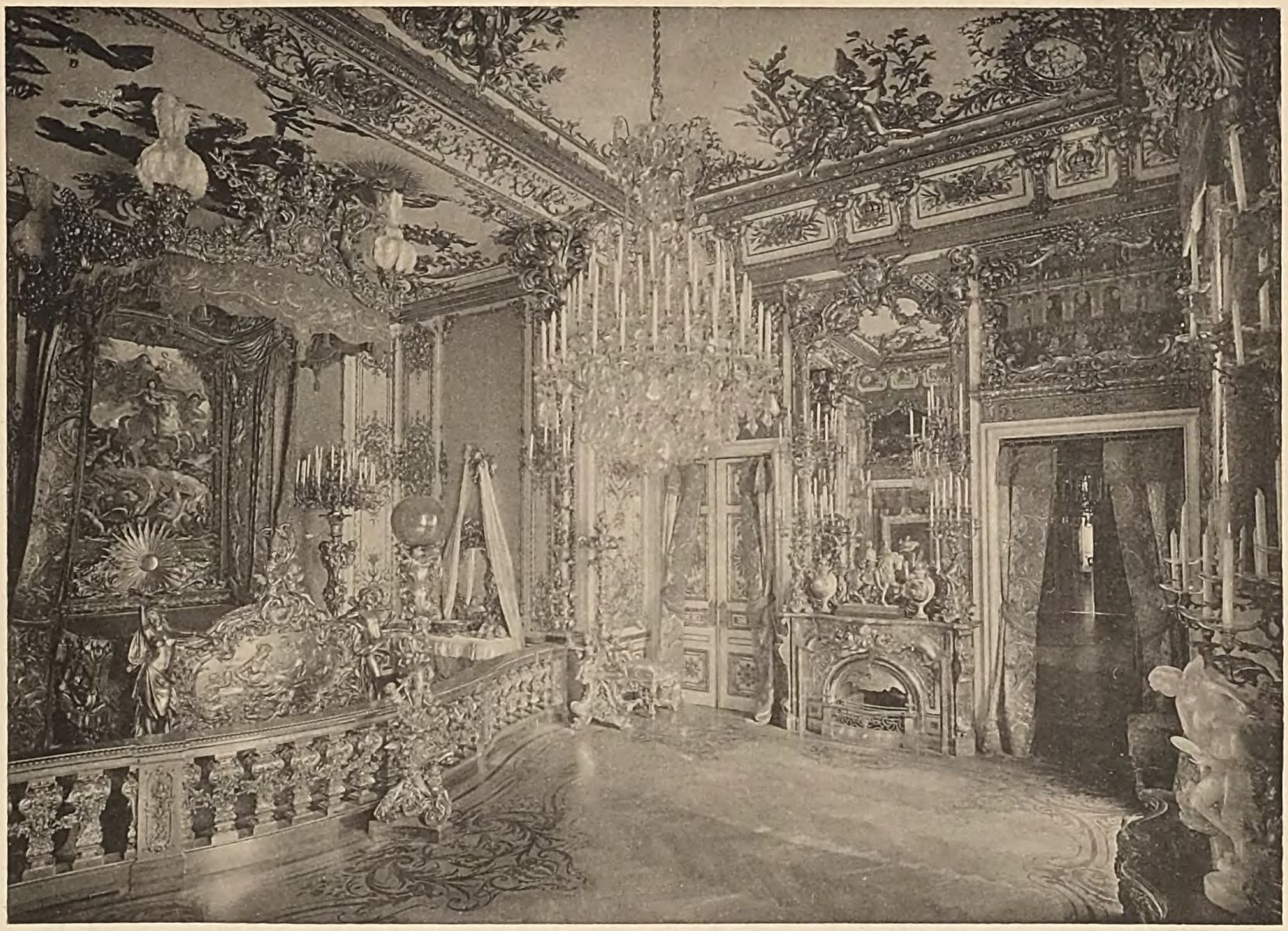
Wir betreten noch die kleine Galerie, ein Miniaturbild der großen, aber immer mit einer Länge von 30 m und einer Breite von 4 m. Die Wände sind Scajola und die den Fenstern entsprechenden Bogennischen mit Spiegeln belegt. In den Seitennischen verdienen vier, die Erdteile repräsentierende Statuen besondere Aufmerksamkeit; vier köstliche, aus Holz geschnitzte Mohrengestalten dienen als Leuchterträger. Die Möbel haben violette, goldgestickte Überzüge, der Fußboden besteht aus Rosenholz.

Die reiche Tonnendecke umfaßt drei Gemälde vom Historienmaler Rögge und zwar: Apollo belohnt die Wissenschaften und Künste; Minerva krönt den Genius — die Vorsehung und die Verschwiegenheit mit ihren Symbolen — die Vorsicht mit ihren Sinnbildern; Mercur als der klügste der Götter.

Auf dem Hauptgesimse stehen die Figurengruppen: Weisheit, Friede, Gerechtigkeit, heroische Tugend, Geschichte, Rhetorik und Vollkommenheit.

Wie die große, so hat entsprechend auch die kleine Galerie einen Ost- und einen West-Salon. Der erstere zeigt an der Decke ein Bild von Munsch: Vulkan, die Pandora zeugend, der letztere eines von Rögge: Prometheus, das Feuer entwendend.

Wenn man soeben eine geraume Zeit eine Flucht von Gemächern durchwandert hat, die in vollkommener Durchführung und ununterbrochenem Zusammenhang dastehen, so daß nichts mehr an ihr Werden erinnert, so ist es ein trauriger Kontrast, plötzlich Räume zu betreten, die dazu gehören und noch im Rohbau dastehen. Nur Inschriften bezeichnen, was da alles noch werden sollte: Mars-, Mercur-, Apollo-, Diana-, Venus-Saal. Und doch ist dem Besucher vorderhand ein so unangenehmer Eindruck nicht zu ersparen, denn der eine dieser Räume ist das Treppenhaus, durch welches man wieder in das Freie geführt wird und man müßte den langen Weg, der uns wirklich schon müde genug gemacht hat, noch einmal ganz zurücklegen, um diesen Ausgang zu vermeiden. Aber wir sind doch noch nicht fertig mit dem Interieur, denn an der Maschinerie des Tischlein-deck-dich vorüber kommen wir noch in das Bad des Königs. Das Marmorbassin, in welchem dieser bei seiner Anwesenheit täglich zweimal badete, ist ca. 2 m tief und hält 70 kbm. Die kreisrunde Wand über dem Rande des großen prachtvollen Marmorbeckens ist mit einem fortlaufenden Gemälde ausgefüllt, auf welchem in ziemlich realistisch gehaltenen Fresken schöne Frauen dargestellt sind, die sich teils an dem felsigen Ufer des Meeres, teils in dessen klaren Fluten des glücklichen Daseins freuen und die Wohlthat des Bades in poetischer Weise zur Anschauung bringen sollen. Das Deckenbild: Venus und Vulkan nach Boucher ist vom Historienmaler Josef Weiser ausgeführt. Der Luster ist von venezianischem Glas.



Schloß Herrenchiemsee.
Schlafzimmer.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.



Schloß Herrenchiemsee.
Bad.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

Prachtvoll und reizend, wie noch einmal den Zauber alles bisher Geschauten zusammenfassend, ist das an das Bad anstoßende Ankleidezimmer, von welchem eine schmale Treppe durch eine geheime Thür in das Schlafzimmer des Königs führt. Die Wände sind durch reiche Holzschnitzereien geteilt und mit Spiegeln belegt, welche durch eine geschickt gemachte Stellung die angebrachten Bilder und die Zahl der Eingetretenen in täuschender Vermehrung erscheinen lassen. Die Stickerei ist im Gegensatz von allen andern Gemächern im Schloß in Silber durchgeführt. Zwei Surport-Bilder zeigen Venus und Diana im Bade nach Boucher, von August Geiger gemalt, wie das Plafondgemälde, das „Wasser", vom Historienmaler Geisser herrührt. Der eine Luster ist von weißem Porzellan; der andere nur Modell, er war zur Ausführung von Elfenbein bestimmt.

Im großen, 149 m langen Seitenflügel des Schlosses waren noch ein Salon de Hercule und ein Salon de la chapelle nebst anderen Räumlichkeiten im Entstehen begriffen. Daran stoßen Kapellenflügel und Wohnungsflügel, beide unvollendet; der zweite große Seitenflügel, südlich vom Mittelbau, ist, wie schon bemerkt, nur aus den Fundamenten herausgemauert.

Der Bauplan sowie die Zeichnung für sämtliche innere Ausschmückung wurden im königlichen Baubureau unter der Leitung des königlichen Oberbaudirektors Georg von Dollmann bis 1884 ausgeführt; von da ab ging die Leitung an den Hofbaurat Julius Hofmann über. Haben wir schon viele der Namen, die sich um die Ornamentierung des Schlosses verdient gemacht haben, genannt, so sei doch noch erwähnt, daß die sämtlichen Bildhauerarbeiten dem Atelier des Professors Perron, die dekorativen Malereien und Vergoldungen dem des Hofmalers August Schultze entstammen und die Stuccaturen und Scajola von Anton Detana in Wien geliefert sind. Die Möbel hat sämtlich die Hofmöbelfabrik von A. Pössenbacher gestellt; die Stickereien rühren aus den Firmen Mathilde Jörres, Bornhauser und Alkens; die Bronzen von den königlichen Hofsilberarbeitern Harrach, Rockenstein und Wollenweber; die Marmorarbeiten von Gbr. Pfister, die Zimmermannsarbeiten von A. Ehrengut und die Schlosserarbeiten vom königlichen Hofschlosser Moradelli her. Die Figuren an der Façade sind von Perron und dem verstorbenen Professor Wagmüller verfertigt.

Sinnverwirrt und wie träumend, aber auch wie erleichtert und aufatmend tritt man nach 1½ Stunden aus dem Schlosse wieder ins Freie heraus. Vom Marmorhofe aus ist die in der Breite des ganzen Baues angelegte Avenue vom Seegestade her sichtbar. Die Erhaltung einer so breiten Straße im guten Stande im Kampf mit dem üppigen Graswuchs würde wieder zu viel bedeutende, unnütze Kosten mit sich bringen und so hat man die gut anschlagenden Baumreihen, eine doppelte Lindenallee, stehen lassen und ein wohlgepflegter Rasenplatz erfreut das Auge. Ähnliche „Auflassung" hat auch auf der Vorderseite des Schlosses, auf der großen vor ihm sich ausbreitenden Terrasse stattgefunden.

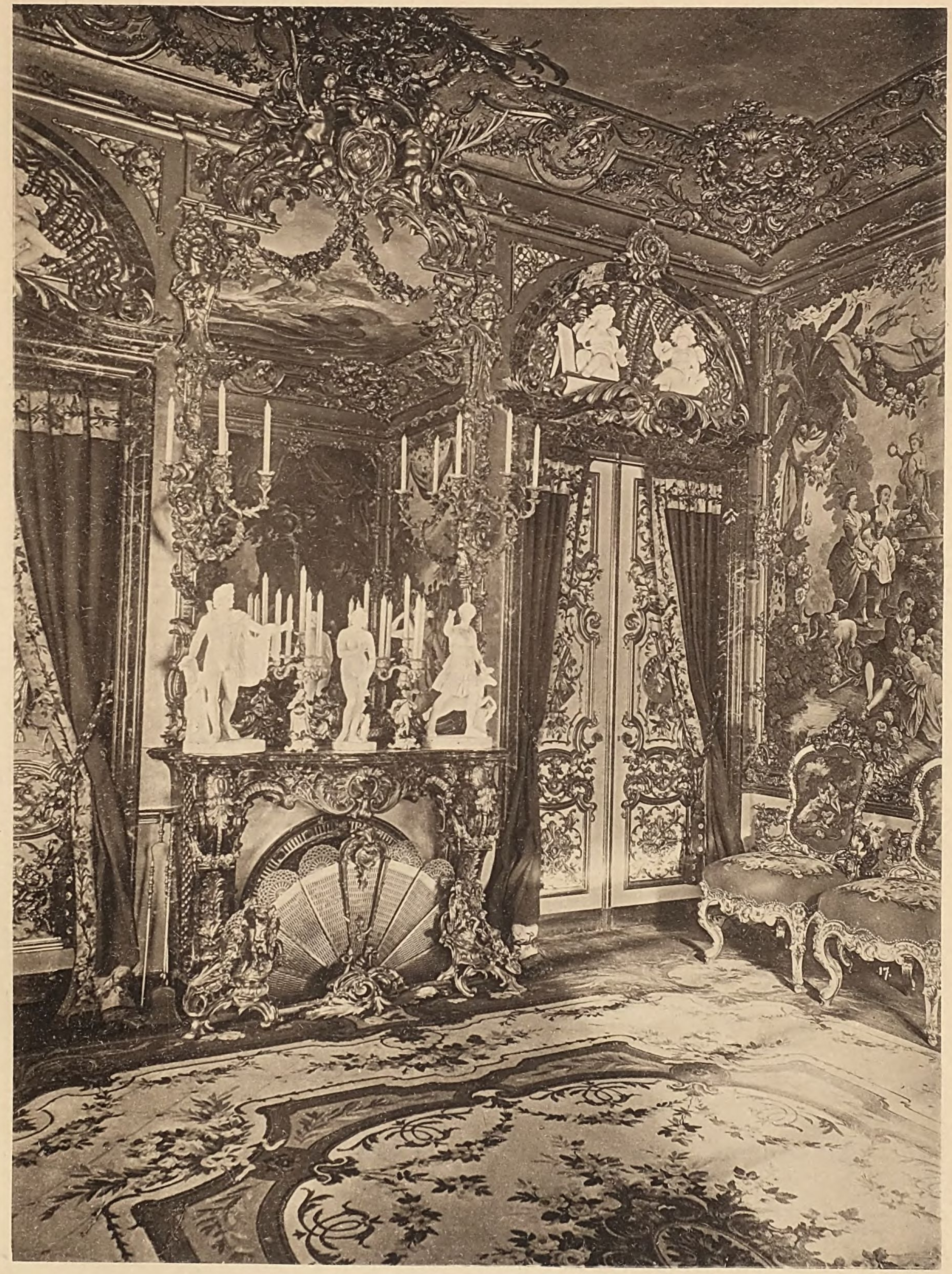
Auch bei der Gartenanlage auf dieser mußte man sich möglichst an das Versailler Muster halten, nur daß hier das umgekehrte Verhältnis wie im Schloß-Innern obwaltet und die Großartigkeit der dortigen Umgebungen, namentlich der Wasserwerke

nicht erreicht ist. Aber ganz genau den Paterres du Nord und du Midi in Versailles entsprechend, finden sich hier wie dort zwei große betonierte, mit carrarischem Marmor eingefaßte Bassins von je 500 Quadratmeter Inhalt, denen riesige Blöcke mit künstlerischem Gebilde entragen, welche Marmorstatuen umstehen und glänzende Figuren, die Repräsentanten der ganzen mythologischen Wasserwelt, unter Führung von Tritonen und Nereïden umlagern — ein Ensemble so eigenartig und prächtig, daß es keinen Vergleich wenigstens im deutschen Lande findet. Jede der Felsengruppen in den beiden Bassins ist 15 m hoch. Auf derjenigen im rechts befindlichen Bassin thront auf dem Pegasus eine geflügelte Fama (von Rud. Maison) während an den Felsen selbst teils siegreich Kämpfende, teils Unterliegende angebracht sind und am Fuße Klio auf einer Sphinx die Namen der Siegreichen verzeichnend. Die Felsgruppe des Linksbassins ist von der mit Blumen bekränzten Fortuna (von Rüman), mit dem Rade und von spielenden Knaben umgeben gekrönt, während am Fuße des Felsens vier Delphine angebracht sind. Rings um die Bassineinfassung lagern, wie schon erwähnt, 16 allegorische Figuren aus reich vergoldetem Zinkguß, welche Vergoldung den schwarzen Bleigußgruppen in der Mitte gegenüber fast zu grell wirkt.

Zu beiden Seiten der großen Bassins befinden sich zwei kleinere Becken von Marmor, den Fontainen der Diana und du Point du jour in Versailles entsprechend, aus deren jedem eine Fontaine 25 m hoch aufzusteigen bestimmt war. Am nördlichen stehen die fein und künstlerisch ausgeführten Marmorstatuen der Venus und der Diana, am südlichen jene der Quelle und der Flora, an beiden sind außerdem vergoldete Tiergruppen: Löwe mit unterliegendem Eber und Löwe mit Wolf; Leopard mit besiegtem Bär und Hund mit Hirsch angebracht. Statuen und Tiergruppen sind Hautmanns Werk.

Den Abschluß gegen den See zu bildet eine Treppe von 22, je 84 m langen Granitstufen, welche zu jenem großartigen Latonabrunnen führt, einem Riesen-Marmorrundbau, der sich in fünf Etagen erhebt. Auf den vier untern sehen wir Riesen-Ungetüme, in Frösche verwandelte Menschen, wie ja Latona nach der Mythe lykische Bauern, welche den Trunk an der Quelle versagten, in Frösche verwandelte, Schildkröten, Eidechsen und Drachen, verschiedene Tierköpfe, welche Wasser auf die auf der obersten Stufe thronende Göttin speien, derart, daß diese ihre Kinder Apollo und Artemis schützend, selbst nicht getroffen wird, vielmehr in einen Wasserschleier gehüllt erscheint. Die weiße Marmorstatue der Latona hebt sich prächtig von dem dunklen Waldhintergrunde ab. Das Ganze ist von Hautmann komponiert und ausgeführt worden.

Eine 70 Pferdekräfte starke Dampfmaschine trieb die Wasserspiele, — treibt sie aber nicht mehr, denn sie sind eben „aufgelassen“ worden. Schon zu des Königs Lebzeiten kosteten sie und die Füllung jener Riesenbassins eine solche Summe, daß es unmöglich erschien, die damals nur provisorisch angelegten Wasserwerke zu vollenden und im bleibenden Gang zu erhalten. So sind denn die Wasserspeier der Latonagruppe in ruhende Aktivität versetzt, und müssen sich begnügen durch den Glanz ihrer Vergoldung das Auge zu blenden, während die vier Bassins mit Erde und Rasen ausgefüllt und in geschmackvolle Blumenbeete verwandelt sind, welche auch des poetischen Reizes nicht entbehren.



Linderhof.

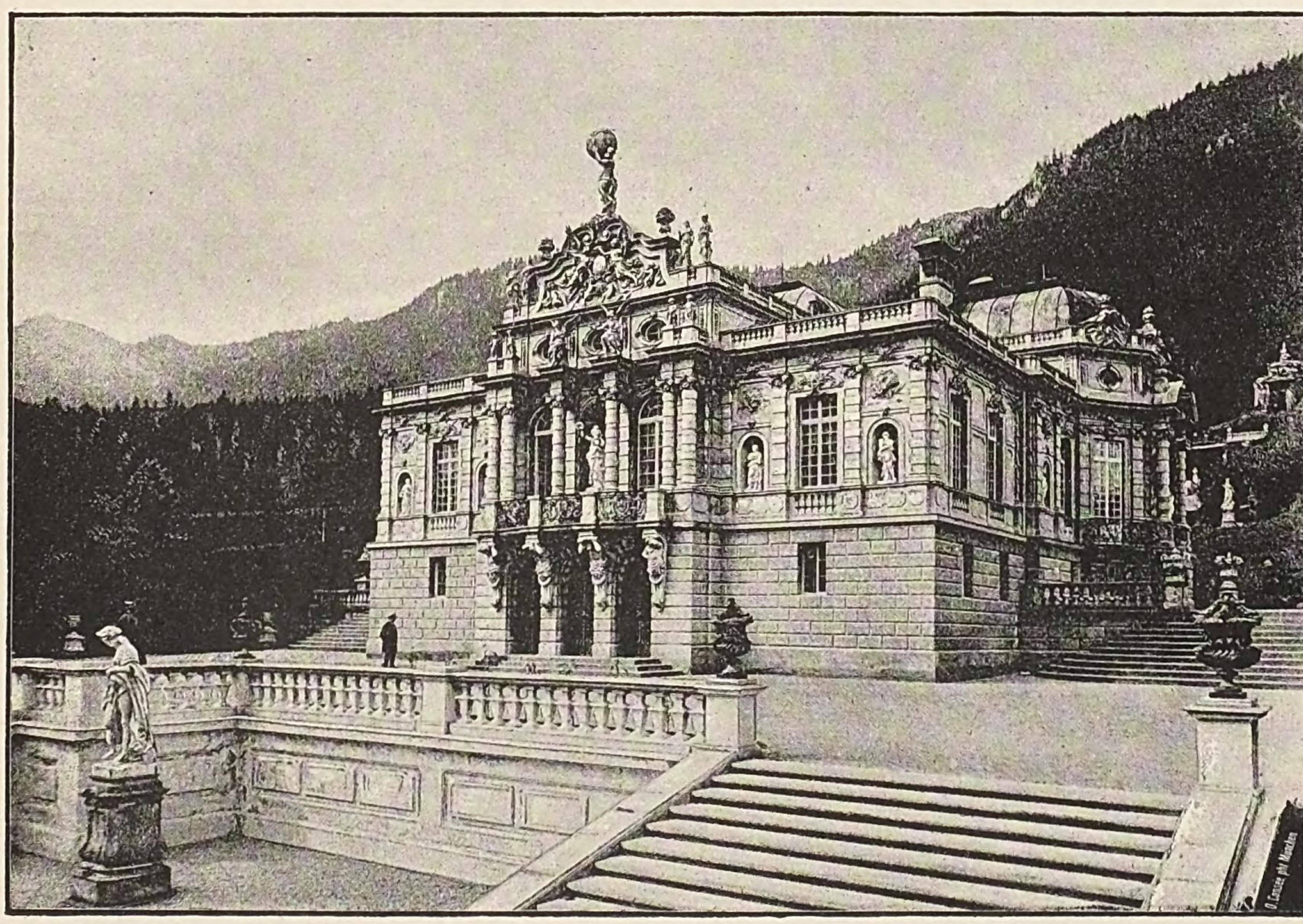
Gobelinzimmer.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

Von der Granittreppe abwärts umgeben im Kreisbogen haushohe Spaliere, welche teilweise von wildem Wein umrankt sind, das Parterre, sich längs des über 1 km langen ausgegrabenen Kanals bis zum See fortsetzend. Wem es noch vergönnt war, an einem sonnenhellen Tage von diesem Standpunkte aus die Gruppen der Bassins vom Silberschimmer der springenden Wasser umhüllt zu sehen, während dahinter die langgestreckte Schloßfront, von hohen Bergesgipfeln überragt, aus grünem Waldeskranz herausleuchtete, hat sich dies zauberhafte Bild für sein Leben lang in die Erinnerung eingeprägt.

Linderhof.

Zwanzig Minuten nur ist es von der großen Terrasse von Versailles nach Klein-Trianon, dem Paradiese Marie Antoinettens, mit seinem prächtigen Parke, in dem Trauerweiden und Edeltannen, Steineichen und Akazien, Kastanien und Mandeln ihre Schatten werfen, Blumen bunt durcheinander blühen, Hügel und Thäler wechseln,



Linderhof, Hauptansicht.

und mitten in einem Rosengebüsch, von Myrten und Jasmin bekränzt das Belvedere der Königin sich erhebt, in dem sie am liebsten geruht, geträumt, — gelacht hat.

Viel weiter entfernt von seinem Versailles und in ganz anderer, großartigerer Umgebung, als jenes aus dem „versalischen“ Sande heraus befohlene buen-retiro, liegt der Linderhof — und doch ist er Klein-Trianon mit seinem reizenden, in einem

seltsamen Gemisch von Barok-Stilgattungen und in bizarrster Laune ausgeführten Schlößchen und den herrlichen, ihresgleichen kaum findenden Gartenanlagen. Ein idyllisches Waldkleinod ist er genannt worden, und mit Recht. Denn seine Waldumgebung ist, wie wir es früher schon bei der Schilderung des alten Linderhofes gesagt, sein zweitschönster, vielleicht auch sein köstlichster Schmuck. König Ludwig liebte vor allem die Eichen und da sie sich in dieser Höhe nicht mehr finden, so ließ er hunderte von gewaltigen Stämmen aus Weilheim, Seeshaupt u. s. w. mit Wurzeln und Erdreich ausheben und unter ungeheurem Aufwand von Menschen- und Tierkräften nach der Berghöhe von Linderhof schaffen.

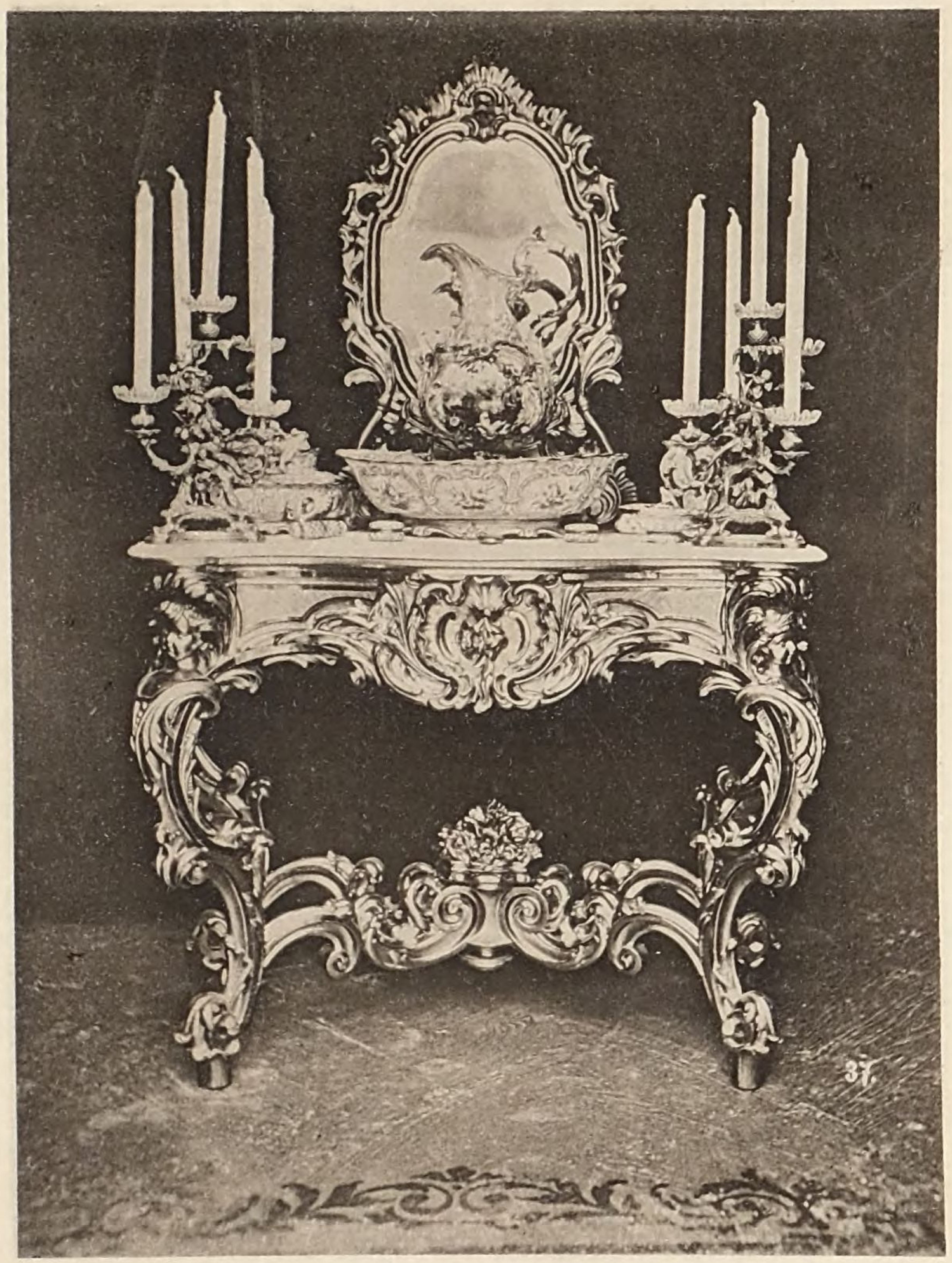
Der Grundstein des neuen Schlosses wurde 1869 gelegt und 1878 war der Bau, gleich dem von Herrenchiemsee, von Oberbaudirektor von Dollmann ausgeführt und geleitet, im allgemeinen vollendet. Er besteht nur aus Parterre und einer Etage, erscheint, namentlich dem Riesenbau auf dem Insel-Versailles gegenüber, räumlich beschränkt, macht aber im Innern und Aeußern einen äußerst anmutenden, anheimelnden Eindruck, obgleich es auch hier nicht an Luxus, Prunk und Pracht fehlt, aber sie belasten und drücken nicht wie dort.

Am reich verzierten Mittelbau fällt vor allem der von vier Atlanten getragene Balkon mit seinen gegliederten Säulen in die Augen. Auf dessen Brüstung befinden sich vier Amoretten als Versinnlichung der Musik, Dichtkunst, Bildhauerei und Architektur. Den darüber emporragenden Giebelaufbau schmückt das von Genien gehaltene bayerische Wappen. Den Giebel selbst krönen links und rechts je zwei Statuen, Ackerbau und Handel, Wissenschaft und Handwerk; die Mitte oben nimmt der mit der Weltkugel belastete Atlas ein. Zwischen den Balkonfenstern steht eine Viktoria. Seitwärts in den Nischen der beiden Niederbauten zeigen sich die Statuen des Lehr-, Krieger-, Beamten- und Nährstandes. Sämtliche Bildwerke sind aus den Ateliers der Herren Perron und Franz Walker hervorgegangen.

Durch drei Portale mit eisernen, vom Schlossermeister Kölbl gefertigten Gittern betritt man das Vestibül, eine aus Säulen von Untersberger Marmor gebildete Halle, in deren Mitte uns sofort das beherrschende Zeichen auch dieses Königsschlosses entgegentritt: auf reichgegliedertem Sockel von schwarzem Marmor eine Reiterstatue Ludwigs XIV. als römischer Imperator in Bronzeguß; darüber am Plafond erstrahlt eine vom Genius umschwebte Sonne mit der Devise des roi de soleil: »Nec pluribus impar.«

Von hier führen zwei Stufen zum Treppenvorplatz, gleichfalls einer Säulenhalle mit einer kostbaren, einst von Napoleon III. geschenkten blauen Sevres-Vase, welche ein Bild der Esther schmückt; in den Treppenwinkeln stehen indische Vasen. Das Treppenhaus selbst besteht im untern Teile aus gelben Trientiner Marmor-Wänden, im obern aus einer Marmor-Säulenstellung. Die Füllungen sind mit üppig vergoldeter Ornamentik bedeckt; mit dieser spielend fallen über dem Hauptgesimse durch Oberlicht die Sonnenstrahlen herein.

In der Hauptetage nun angelangt, öffnet sich uns zuerst das 6 m tiefe und 8 ½ m breite sogenannte westliche Gobelinzimmer mit wundervollen, von Baron



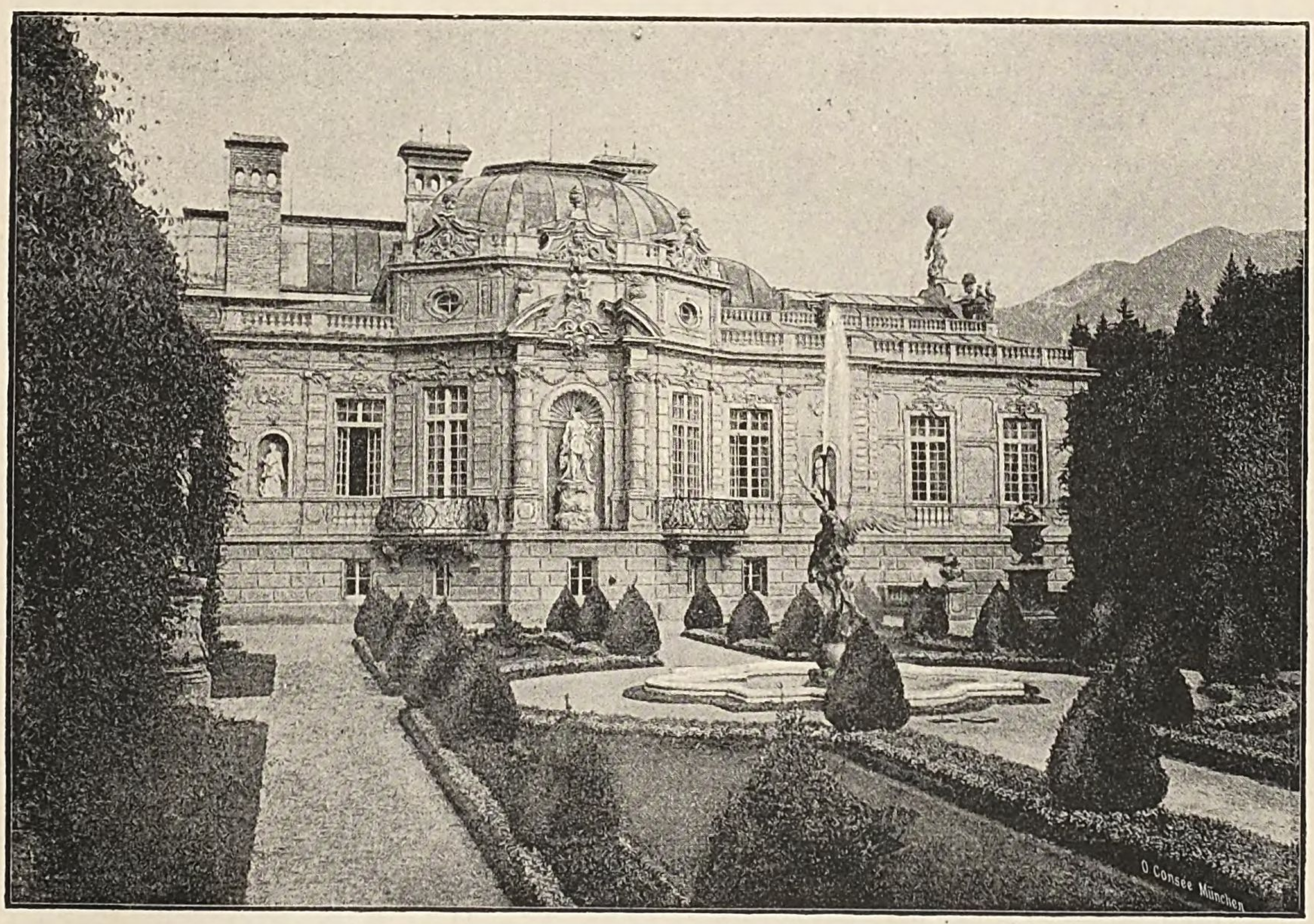
Linderhof.
Waschtisch.



Linderhof.
Arbeitstisch.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

von Pechmann mit künstlerischer Feinheit imitierten Gobelinbildern, welche „Amors Opfergabe", „Dolce far niente", „Blaue Traube" und „Dudelsackspfeifer" darstellen. Ueber den drei Thüren befinden sich in den Surports Amorettengruppen mit den Tributen der Malerei, Poesie und Musik. Den Plafond hat Professor Hauschild mit einer Kopie des „Abends" von Boucher geschmückt. Auf dem Marmorkamin steht zwischen zwei Rococovasen eine Gruppe: Verherrlichung Ludwigs XIV., aus carrarischem Marmor von Perron. Auch ein reich vergoldetes und ornamentiertes Pianino, zugleich Äolodikon mit acht Registern, befindet sich im Zimmer. Die Möbel sind mit echten Gobelins nach Motiven von Watteau bedeckt. Sonst sind sämtliche Stickereien an den Wänden, Gardinen, Portieren und Möbeln hier wie in allen andern Räumen des Schlosses von Frl. Mathilde Jörres in München nach den Entwürfen des Hofbaurates Hofmann ausgeführt.



Linderhof, Westseite.

Der Schmuck des nun folgenden gelben, in gelber Seide mit Silberstickerei gehaltenen Kabinets ist, außer einem Wandleuchter von Meißner Porzellan, mit Gemälden nach Watteau, eine Reihe von Pastell-Bildern berühmter Schönheiten und bedeutender Männer unter der Regierung Ludwigs XIV. und XV. von der Meisterhand des großherzoglichen badischen Hofmalers Anton Gräfle. In den Plafondmedaillons sind die vier Weltteile, die vier Elemente und der Tierkreis angebracht. Das Surport-Bild rührt vom verstorbenen Maler Bernhard Fries her.

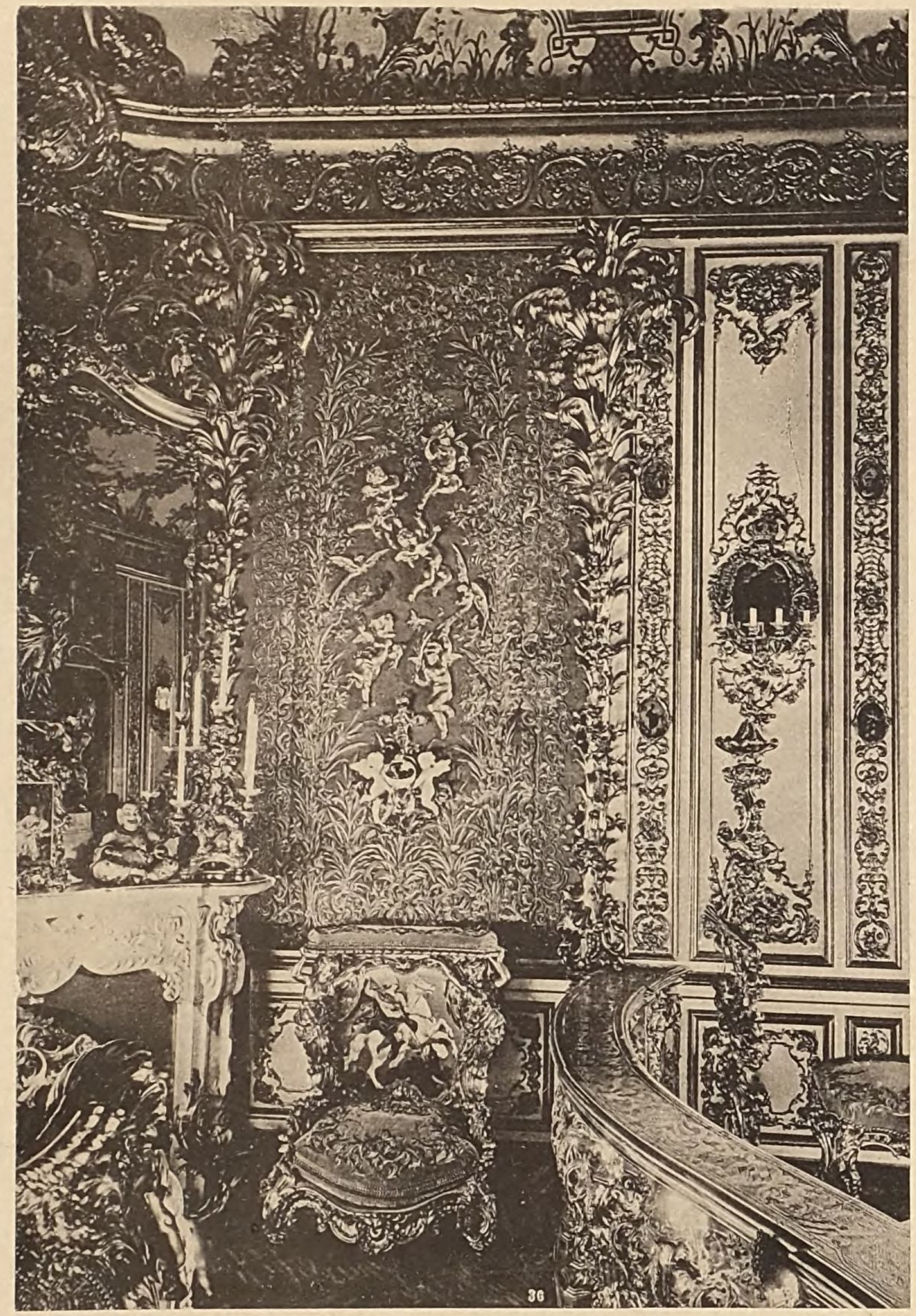
Der nächste Salon, in grün Sammt mit luxuriöser Goldstickerei, oval, 8 m lang und 6 m tief, diente als Arbeitszimmer des Königs. Die Füllung der Wände zeigen die Symbole der Religion, des Königstums, der Gewerbe und Wissenschaften. Zu Seiten des Konsol-Spiegels hat Baron von Pechmann Herbst und Winter, auf die korrespondierenden Surports Bernhard Fries Frühling und Sommer gemalt. Am Plafond sieht man sechs kreisförmige Lunetten mit Wappen tragenden Genien und der Bavaria von Walker und den Ölgemälden: „Versailles mit Garten" von Chr. Jank; „Lever Ludwigs XV." von Josef Watter; „Empfang der türkischen Gesandtschaft durch Ludwig XIV." von Knab und Watter — und Hochzeit Ludwigs XV. zu Versailles von Seb. Zimmermann. Die Plafondfläche, ornamentiert vom Bildhauer Julius Bechler, bildet eine reiche Rosette, aus welcher ein prächtiger Krystalllüster herabhängt. Auf dem Konsoltisch stehen Girandolen, dazwischen eine wertvolle Stockuhr aus vergoldeter Bronze, auf den zwei Marmor-Cheminées die Reiterstatuen Ludwigs XIV. und XV. Über dem Schreibtisch erhebt sich ein Baldachin, dessen Vorhänge mit Hermelin gefüttert sind; ebenso mit Hermelin umhüllt ist das an der Rückwand auf grünem Sammt in Seide gestickte Wappen. Auf dem Tisch selbst stehen Girandolen und Leuchter und hinter der Schreibmappe das Tintenzeug mit des Königs Insignien, auch Gegenstände aus Malachit und eine Reiterstatue Ludwigs XV. als Briefbeschwerer. Bemerkenswert sind ferner zwei Tische aus echtem Malachit und in den Fensternischen zwei Sekretäre aus Rosenholz mit Bronzeschmückung und Gemälden nach Watteau und Boucher.

Entsprechend dem gelben folgt nun ein lila Kabinet, dessen vergoldete Schnitzereien und Reliefs von Perron gearbeitet sind, während die Medaillons: Zeus, Apollo, Mars und Flora vom Bildhauer Walker und das Surport-Bild von A. Watteau und Bernhard Fries herrühren.

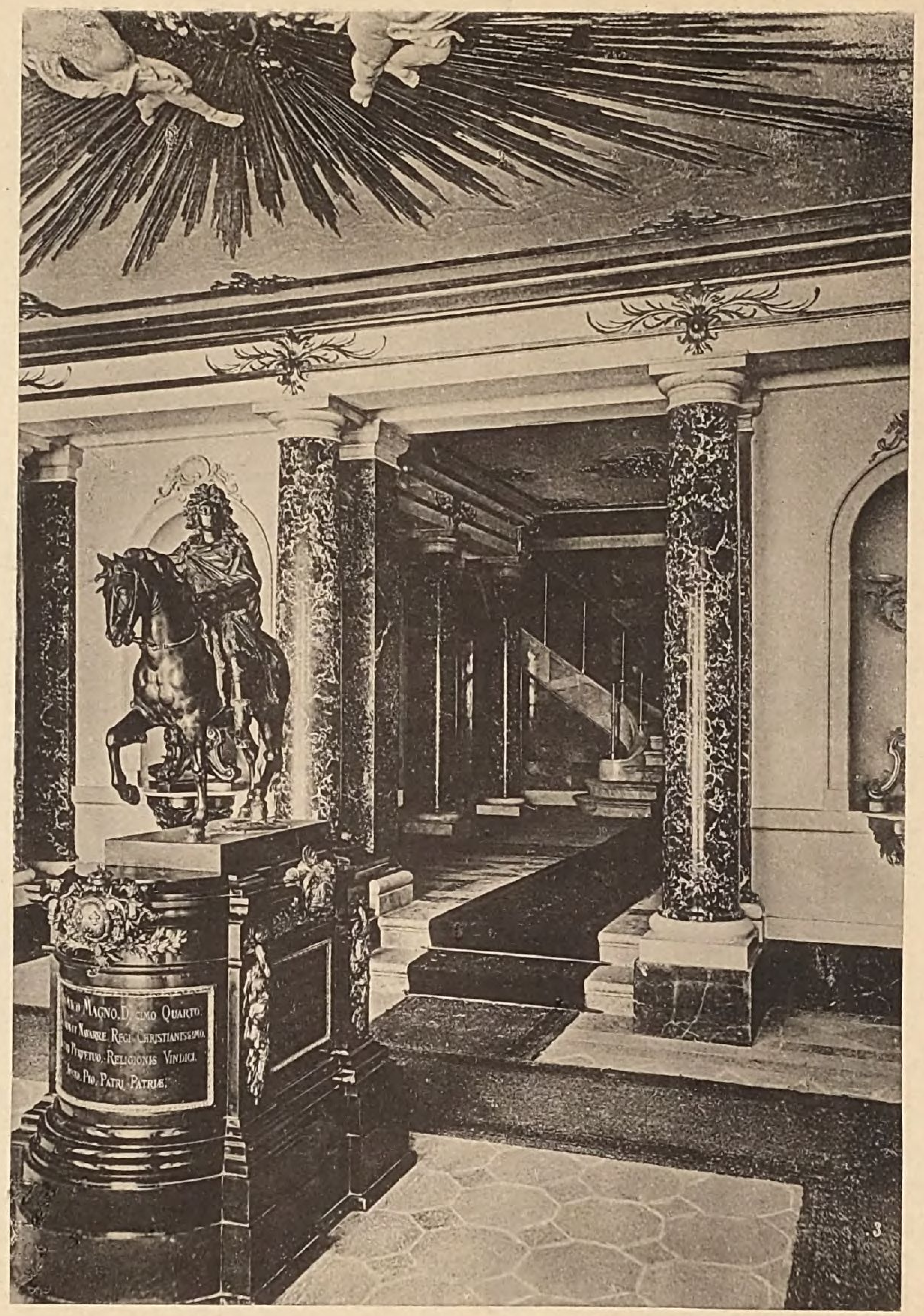
Durch dieses Kabinet gelangt man in das nördlich liegende, 9 m breite, 12 m tiefe und 7½ m hohe Schlafzimmer; es ist der einzig noch unvollendete und unvollendet bleibende Raum in Linderhof. Nur der Plafond prangt in Bildern von August Spieß: „Ludwig XV. fährt in den Olymp" und von August Lesker: „Apollo in dem Sonnenwagen". Ein prachtvoller Überblick der Gärten mit den großartigen Kaskadentreppen erschließt sich hier von den Fenstern.

Das rosa Kabinet zieren Pastellgemälde und Porzellan-Wandleuchter, eine Plafondmalerei: „Blumentragende Amoretten" von A. Schultze und ein Surport-Gemälde: „Amor und Genien" von Ferdinand Barth.

Von ganz denselben Raumverhältnissen wie der Arbeitssalon und ebenfalls oval ist das Speisezimmer. Es zeigt an den Wänden allegorische, auf Jagd, Fischerei, Landwirtschaft und Gärtnerei bezügliche Darstellungen von Perron, darüber ein Fries mit Kindergruppen, enthält Spiegel mit Armleuchtern, ein Buffet, einen Konsoltisch mit kostbarer Bronzeuhr, zwei fein gearbeitete Sekretäre und einen auf 20,000 M. geschätzten Porzellan-Luster aus Meißen. Als Surport-Bilder haben A. von Heckel die „Entthronung der Königin Athalia" und Ludwig Thiersch „Esther vor Ahasverus" gemalt. Natürlich erregt auch hier das versenkbare Tischlein-deck-dich



Schloß Linderhof.
Betstuhl.

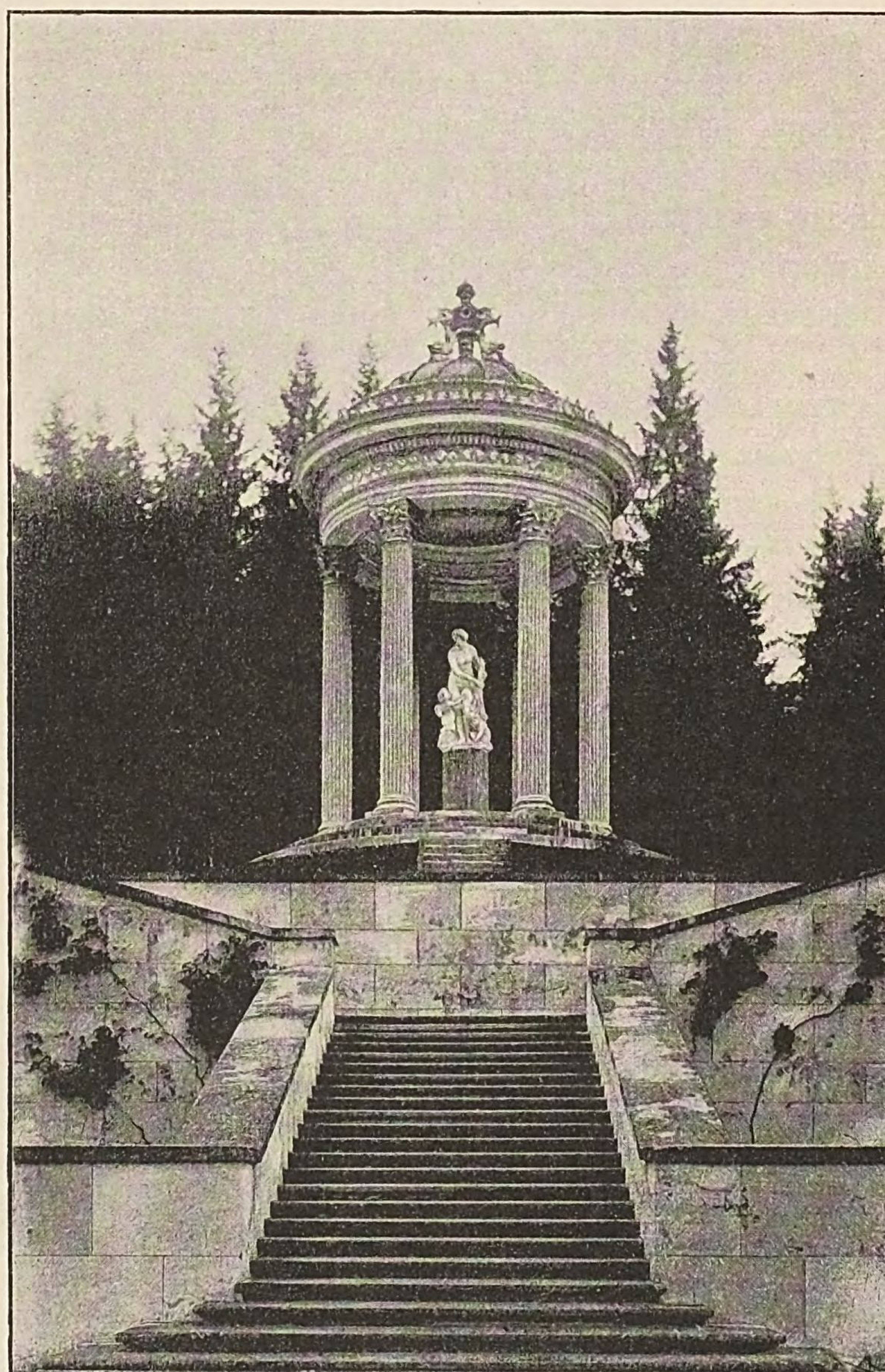


Schloß Linderhof.
Vorhalle mit Statue Ludwig XIV.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

die Hauptaufmerksamkeit; ein kostbares Meißner Porzellan-Blumen-Bouquet steht auf ihm. Am Plafond sehen wir noch „Amor und Psyche" und „Flora" von Prof. Schwoiser und „Venus und Amor" und „Bachus und Venus" von A. von Heckel. Die reiche Ornamentik rührt von Bechler her.

Mit gleicher Ornamentik hat dieser Künstler auch das folgende blaue Kabinet ausgestattet. Dessen Hauptsehenswürdigkeiten sind ein Konsoltisch mit der Reiterstatue August des Starken von Sachsen aus Meißner Porzellan, ein Surport-Gemälde: „Leda und der Schwan und am Plafond: musizierende Amoretten von Gebhardt und Schultze."



Venustempel.

Daran stößt nun, in den räumlichen Größenverhältnissen und der Ausstattung dem westlichen ähnlich, das östliche Gobelinzimmer. Auch hier hat Baron von Pechmann die Gobelins gemalt: „den Triumphzug des Bachus," „die Entführung der Europa," „Pygmalion und Venus" und „die Entführung des Cephalos durch Aurora". Über den Thüren befinden sich Amorettengruppen, am Plafond ein Gemälde: „Der Morgen" von Hauschild; drei Bildwerke: „Apollo und Diana" von A. Kaindel, „Venus von Medici" von J. Gröbner und „die drei Grazien" von Bechler schmücken den Marmorkamin und den Konsoltisch; in der Fensternische taucht wieder einmal, bemalt und aus Terracotta, ein Pfau auf.

Auch der Linderhof hat seine Spiegelgallerie. Ist sie auch viel kleiner als die von Herrenchiemsee, 7½ m breit und 8 m tief, so übt doch auch sie einen

bezaubernden Eindruck und ist von berauschender Pracht. In den letzten Jahren benützte sie der König als Schlafzimmer; das jetzt im Nationalmuseum befindliche Bett stand in der Nische, wo sich gegenwärtig Tisch und Sofa befinden. Die Wände bestehen einzig allein aus Spiegeln mit durchbrochener Umrahmung, vor jedem eine zierliche Konsole mit Wandleuchter. Auf der der Nische gegenüber stehen Marmorgruppen, „Apollo im Bade der Thetis“ und zwei Gruppen: „Sonnenpferde“ von Professor Perron, welcher auch sämtliche Schnitzereien der Wände und die Ornamentierung des Plafonds lieferte. Die Gemälde des letzteren: „Die Geburt der Venus“ und „Venus im Bade,“ beide von hohem Kunstwerte, sind von Professor E. Schwoiser, während das Deckenbild in der Nische: „Das Urteil des Paris“ Professor F. Widemann gemalt hat. Noch sind über den Thüren (ebenfalls Spiegelfüllungen) zwei Gemälde: „Parforcejagd unter Ludwig XV.“ von Benczur und „der Empfang der venezianischen Gesandten durch Ludwig XV.“ von Pechmann.

Sämtliche Möbel des Saals, mit hellblauer, silberdurchwirkter Seide gepolstert, sind von Rosenholz mit vergoldeter Bronze aus der Möbelfabrik von Pössenbacher in München. Auf der Platte des Tisches in der Nische ist, von Arabesken und Guirlanden in buntfarbigem Marmor umgeben, in Lapis Lazuli das bayerische Wappen eingelegt; über dem Tisch hängt ein kunstvoller Luster von Elfenbein, entworfen von Hofbaurat Hofmann und von Bildhauer Perron ausgeführt. Gleichfalls aus Lapis Lazuli von der Marmor-Industrie der Gebrüder Pfister sind die beiden Cheminées, die je mit einer Marmorgruppe, die Entführung der Helena und der Raub der Proserpina von Bildhauer Walker, geschmückt sind. Zwei Porzellantische in Bronzefassung zeigen Gemälde von Karl Grünwedel: „das Spiel des Königs in der großen Galerie zu Versailles“ und „die Krönung Ludwigs XV“.

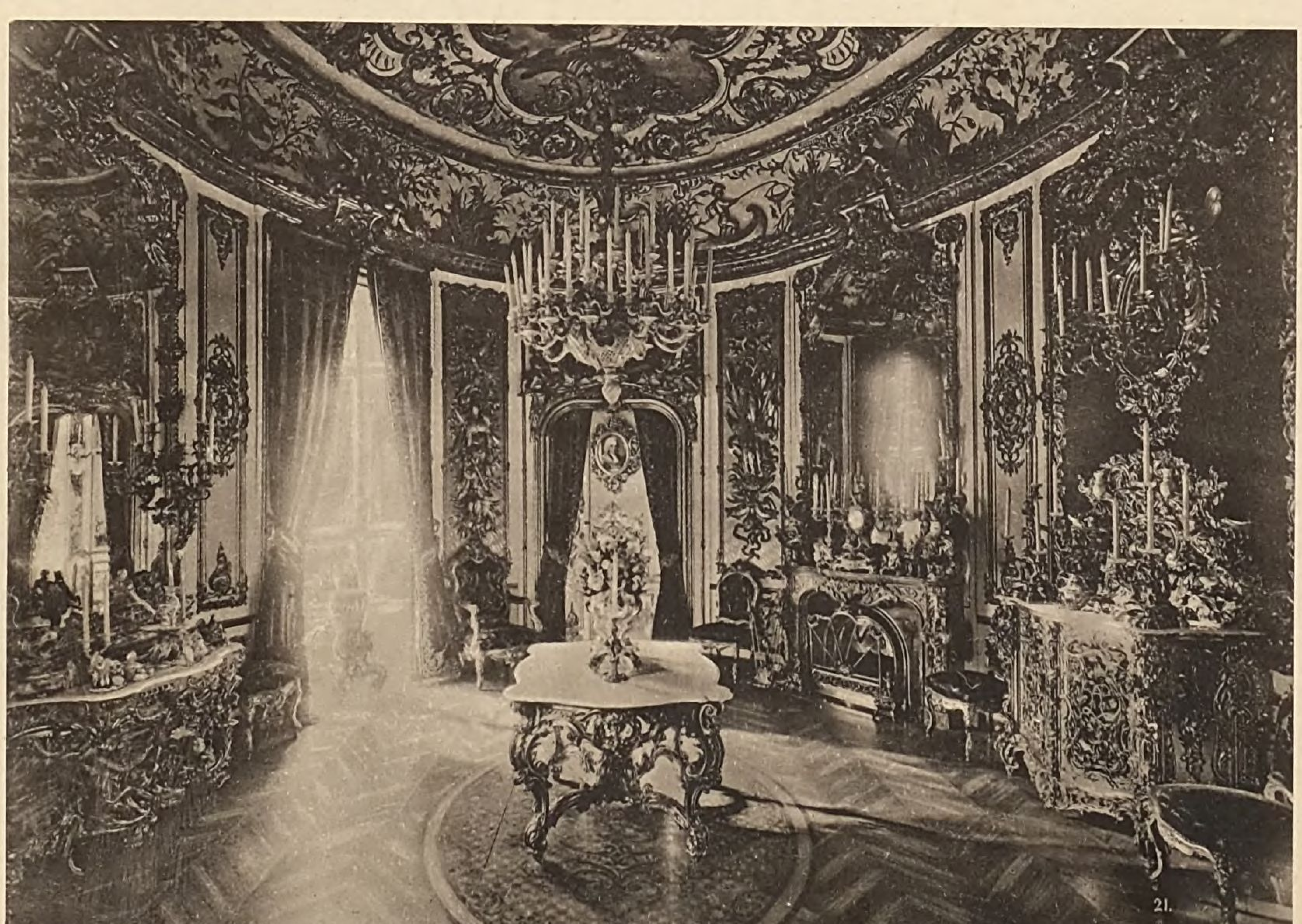
Den Namen des Letztern, »Bureau de Louis XV.« trägt der Schreibtisch, der in Bronzefüllungen zwölf Porzellan-Medaillons mit Episoden aus dem Leben des Königs zeigt. Auf ihm stehen auch eine Statue desselben von Professor A. Heß, Porzellan-Girandolen aus Meißen, ein Porzellan-Schreibzeug mit Erd- und Himmelglobus als Tinten- und Sandgefäße, die Krone als Glocke verwendet. In den beiden Schalen Gemälde von Grünwedel: „Empfang der türkischen Gesandtschaft durch Ludwig XIV.“ und „Einzug des Königs in Straßburg“. Davor liegt eine kostbare Schreibmappe mit einem ebenfalls von Grünwedel gemalten Porzellanbild „die Hochzeit des Dauphin Louis mit Maria Theresia, Infantin von Spanien, in der Kapelle von Versailles.“

Auch hier versäume man nicht, vom Balkon aus einen Blick in die Gartenanlage und auf deren alpine Umgebung zu werfen. Sind es doch wirklich stattliche Gesellen, welche die Hochwacht um Linderhof übernommen haben: das Kienjoch und der Küchenberg, dazwischen Spitzen vom Wettersteingebirge, die Klammspitze und der Brunnkopf, die Hängköpfe und der Pürstling. Voll tritt uns diese Aussicht von der Terrasse vor dem Portal entgegen, aber noch haben wir, ehe wir aus diesem heraustreten, das Bad zu besuchen. Sein Bassin ist aus carrarischem Marmor; die Wände zeigen eine Reihe Gemälde auf Kupferplatten: „Venus im Bade von Nymphen



Schloß Linderhof.
Spiegelsaal.

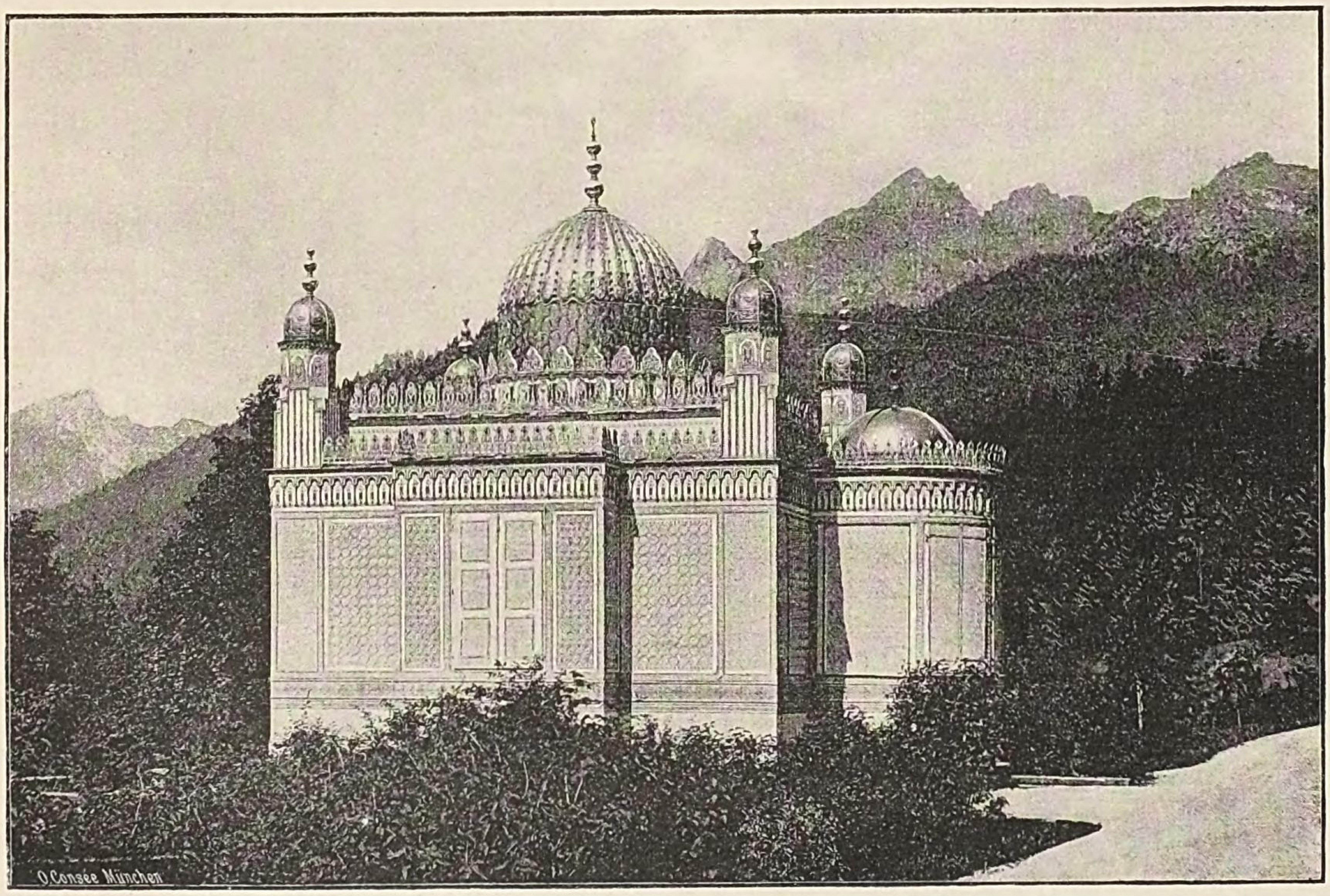
Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.



Schloß Linderhof.
Speisezimmer.

umgeben", gemalt von A. von Heckel und August Spies. Den Plafond schmückt eine niedliche Amorettengruppe.

Den gleichen Ruhm, den sich einst Le Nôtre um die Gärten von Versailles und Trianon erwarb, konnte auch der Schöpfer der Gartenanlagen von Linderhof, der zu früh verstorbene Effner für sich in Anspruch nehmen. Überall, in Plan und Ausführung tritt uns seine Genialität entgegen, die Anlagen selbst teilen sich in eine südliche, östliche und westliche. Breite Freitreppen führen zu der ersteren hinab; links und rechts ziehen sich kleine Alleen und Laubspaliere hin, vor denen Zinkgußvasen von Bildhauer Fischer stehen. In der Mitte befindet sich ein räumliches Bassin mit der Statue der Flora und Amoretten in vergoldetem Zinkguß von Professor Wagmüller und ein 50 m hoch gehender Springbrunnen. Vier Statuen von Hautmann umgeben



Marokko.

das Bassin als plastischer Schmuck: Venus, Diana und die allegorischen Figuren von Tag und Nacht.

Ebenso fehlt es nicht den westlichen Anlagen an Werken der Bildhauerkunst; zwei Fontänen sind geschmückt mit einer Fama von Walker und Amorettchen mit Delphin von Wagmüller; Sandsteinstatuen stehen dort: Frühling, Sommer, Herbst und Winter von Hautmann, dazwischen Ildefonso- und Majolika-Vasen und eine Büste Ludwigs XIV. aus Terracotta in einer Nische von Gitterwerk. Die Seiten-Façade des Schlosses zeigt im Mittelbau die Sandsteinstatue des Apollo von Bildhauer Walker und zu beiden Seiten derselben in kleinen Nischen die Statuen der Dichtkunst

und Musik. In eben solchen Nischen stehen an der Nordseite des Schlosses die Stärke, Großmut, Gerechtigkeit und Beständigkeit, von den Bildhauern Perron und Bechler.

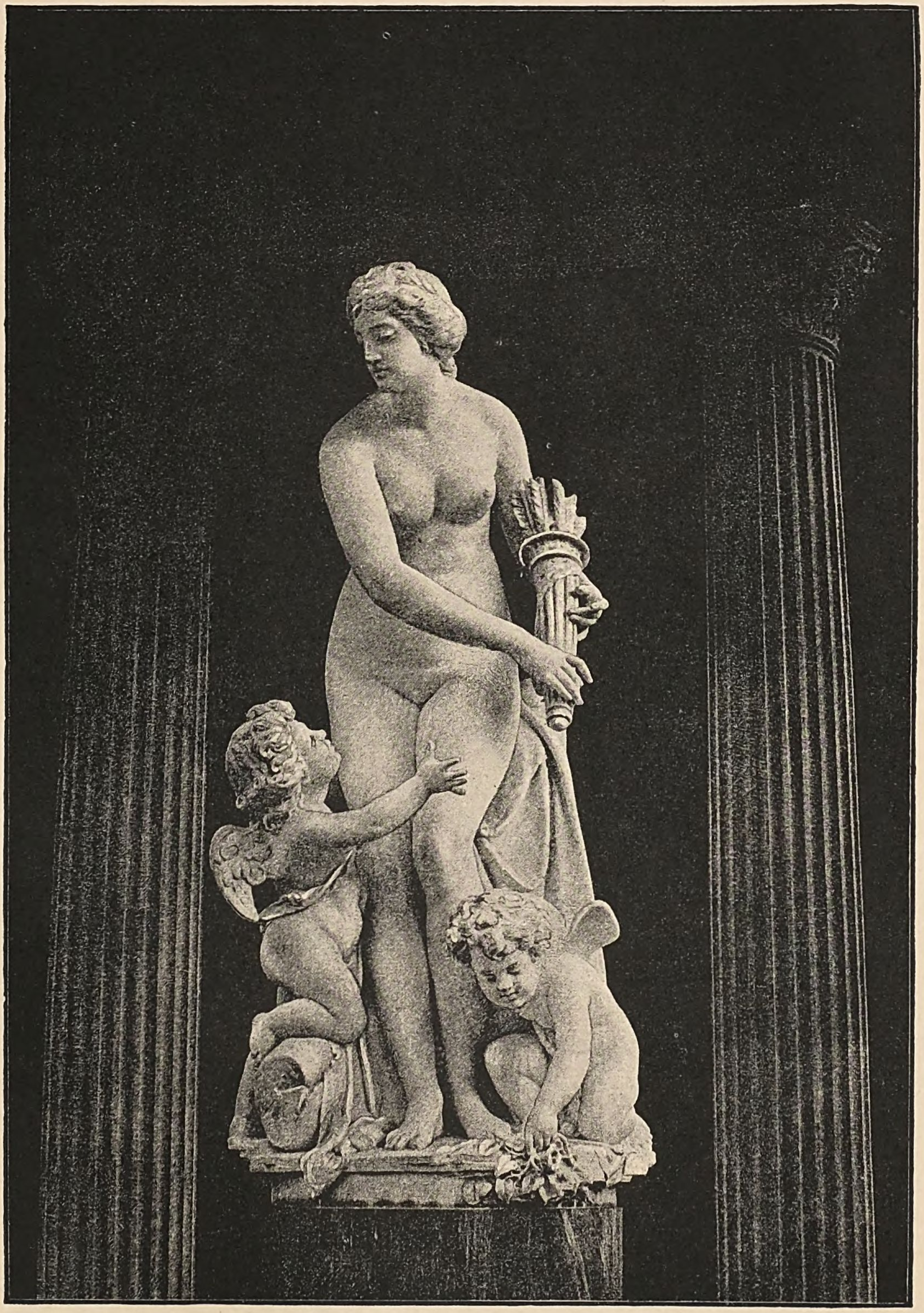
Gegen den Berg finden wir die Neptungruppe, nach Wagmüller aus der Zinkgießerei von Maffei. Ihr Wasserwerk steht in Verbindung mit der unmittelbar hinter ihr aufsteigenden, durch Laubgänge und mit Sandsteinfaçaden eingefaßten Kaskadentreppe. Wenn dieselbe durch das mit einem Gefäll von 150 m vom Roßbach am Brunnkopf herabgeleitete Wasser in Thätigkeit ist, speien die Pferde und Tritonen der Neptungruppe ebenfalls Wasser. Im Gegensatz zu Herrenchiemsee sind in Linderhof täglich Mittags 12 und Abend 5½ Uhr sämtliche Wasserkünste in Aktivität.

Auch die östliche Gartenanlage zeigt, ähnlich der westlichen, in der Façade des Schlosses in einer Nische die Sandsteinstatue der Flora von Walker und in zwei kleineren die des Friedens und des Reichtums von Bechler und Perron.

Inmitte des Gartens erheben sich eine Sandsteingruppe: Amor und Psyche von Hautmann, von demselben Künstler die Statuen der vier Elemente und eine Fontäne mit Amor von Wagmüller. Die Laubspaliere endigen in einem Pavillon aus Holzgitterung, welcher die Büste Ludwigs XV. birgt.

Durch die östlichen Gartenanlagen steigt man zum Kiosk an, der mit seinen goldenen Kuppeln und seinen eigenartigen zierlichen Formen einst das Prachtstück der Pariser Weltausstellung 1867 gewesen und den der König von seinem vormaligen Käufer Dr. Strousberg erworben hatte. Beim Öffnen der Thüre flimmert es einem nur so entgegen in verschiedensten Farben an Wänden, Säulen, Fenster, Decke. In der Mitte erhebt sich ein Marmorbrunnen. Die Zwischenräume der Säulen zieren Mojolikavasen und im Hintergrunde stehen auf einem Sofa drei Pfauen aus emaillierter Bronze (Pariser Arbeit), deren radförmig ausgebreitete Schweife von imitierten Edelsteinen und Perlen funkeln. Die aus verschiedenfarbigen Gläsern bestehenden Fenster erzeugen ein geheimnisvolles Dämmerlicht, aber einen noch größeren, wahrhaft magischen Effekt ruft die elektrische Beleuchtung hervor.

Das eigentliche Wunder des Linderhofes ist, nur wenige Schritte westlich vom Kiosk entfernt, die blaue Grotte, eine durch den Landschaftsplastiker A. Dirigl hergestellte Nachahmung der bekannten und berühmten auf Capri, die diesen Namen trägt. Bei ihr erkennt man so recht den gestörten Sinn des Königs, welcher, nicht zufrieden mit der wirklichen großartigen Natur, die ihn in seinen Bergen umgab, diese künstlich nachahmen wollte, daher der gemachte Mondschein in seinem Schlafzimmer im alten Schloß von Hohenschwangau, das Blechbassin im Wintergarten, künstliche Bäume und Pflanzen, wo die schönsten frisch blühenden und grünenden vor seinen Augen, und so auch hier das Grotten-Spielwerk von Capri. Aber ein großartiges ist es, das ist unleugbar und kostspielig genug (1,200,000 Mk.) auch gewesen. Sogar der Hügel, in welchen die Höhlung 1875—1877 hineingetrieben wurde, ist künstlich aufgeführt. Die Grotte konnte geheizt werden; riesige Summen verschlang die Beleuchtung. Äußerlich thut sich an dem Felsblock, vor dem wir stehen, nichts Besonderes kund. Da dreht sich an ihm ein Steinstück und fast geräuschlos thut sich das Thor der Höhle auf, künstliche, aber täuschende Stalaktiten-Gebilde hängen von der Decke herab

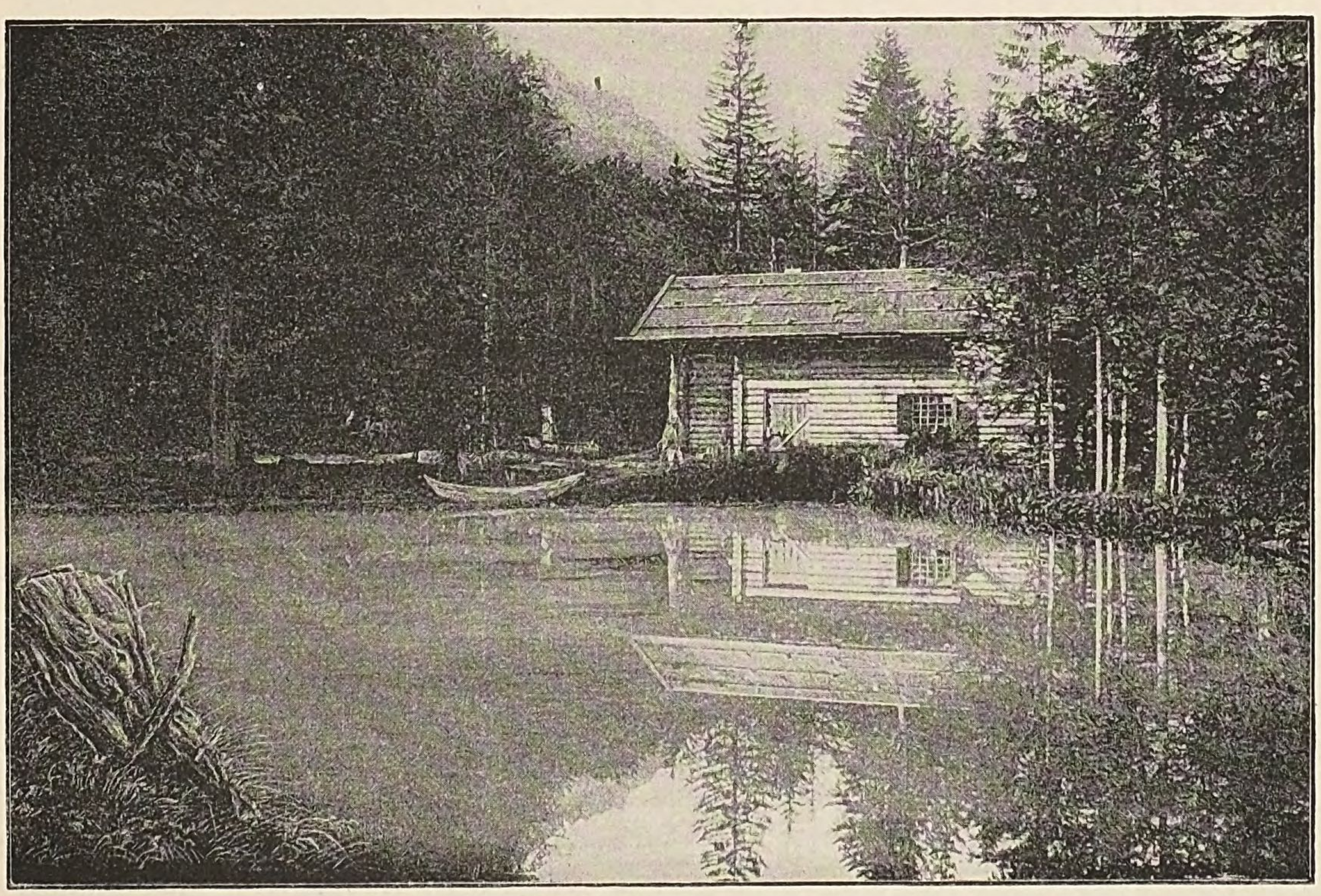


Linderhof.

Venusstatue.

Nach einer Photographie des Hofphotographen G. Böttger.

und bekleiden die Wände, gedämpftes rötliches Licht erhellt schwach den Pfad, plätscherndes Geräusch schlägt an unser Ohr. Einige Stufen führen auf eine Anhöhe zu dem „Königssitz“ mit Muschelthron, Korallentisch und Korallenstühlen und man übersieht nun eine Feenwelt: die Grotte so weit und hoch, daß ein anderthalbstöckiges Haus darin Platz finden könnte, in ihrer Mitte der wunderbar blauschimmernde See, dessen Tiefe Riffe und die schlanke, kühn zackige Wölbungen tragende Hauptsäule entsteigen, in den ein Bergstrom rauschend niederstürzt und auf dem wieder der vergoldete Kahn des Schwanenritters schaukelt, und im Hintergrunde das Innere des Venusberges, wie es Wagner in seinem Tannhäuser ersonnen. Auch der wandelnde Mond und Regenbogen erscheinen, man kann es kaum für Wahrheit halten, daß solchen Märchenzauber die Phantasie ersinnen, die Kunst ausführen konnte.



Hundingshütte.

Aber uns thut wohl, wieder die frische, freie den Garten durchwehende Bergluft zu atmen, der Duft der Lindenblüte gesellt sich ihr zu. Unterhalb des Grottenhügels erhebt sich jene alte mächtige, uns schon vom alten Linderhof her bekannte Linde, in deren Gezweig ein Tischchen angebracht war, an dem der König gewöhnlich frühstückte und zu welchem eine bequeme Treppe führte.

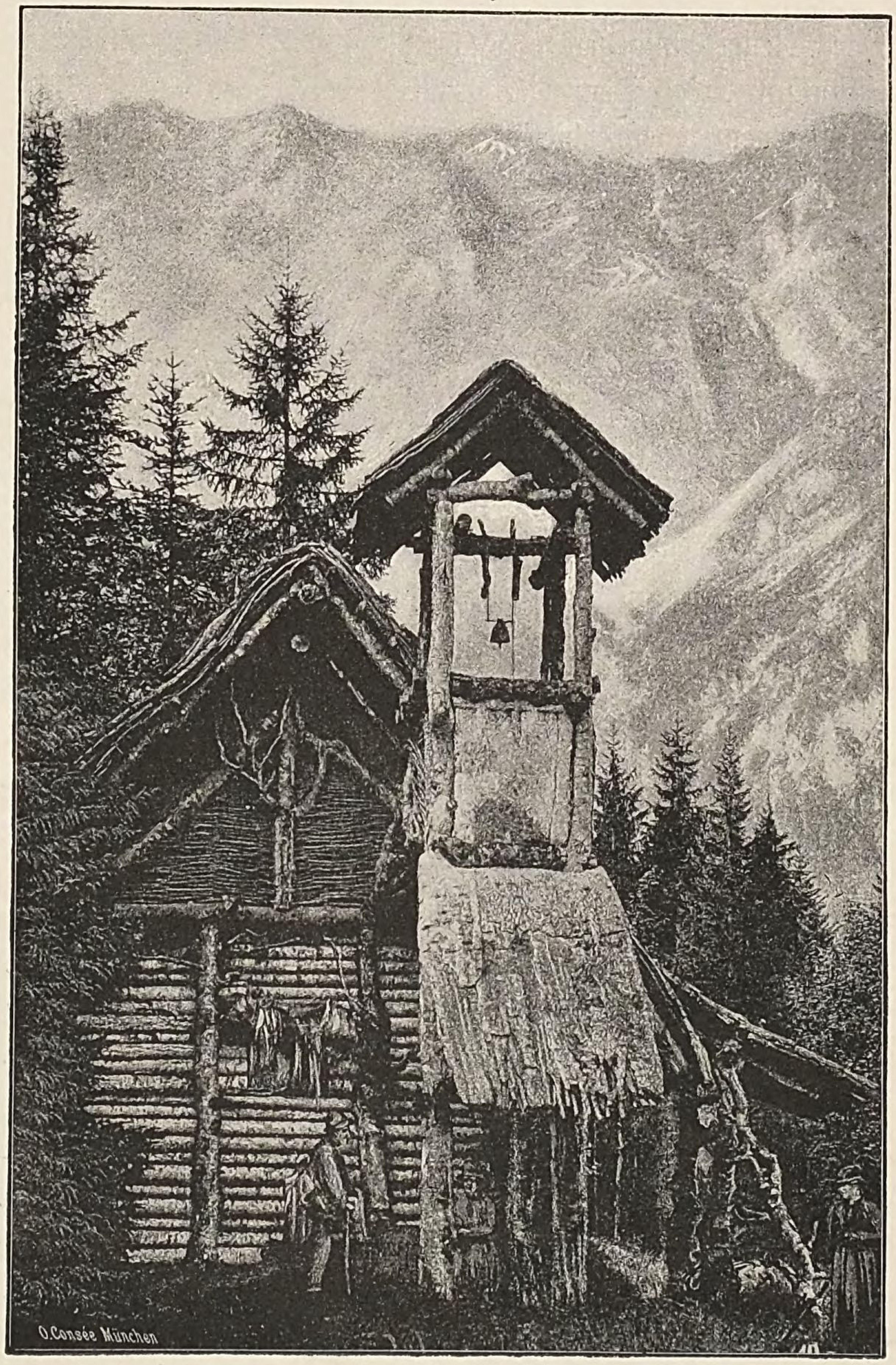
Noch steigen wir jetzt bei den südlichen Gartenanlagen auf zweifach geteilten Marmorstufen zum Monopteros empor, der eine herrliche, in weißem Marmor von Hautmann ausgeführte, 3 m hohe, den schönsten antiken Bildern der Göttin gleich kommende Venusstatue umschließt und von welchem aus man das liebliche Gesamtbild

des Schlößchens, des Gartens mit seiner Blütenfülle, seinen Laubgängen und springenden Wassern und der im Hintergrunde steil ansteigenden, das Geheimnis des Linderhofes schützenden Berge noch einmal vor sich hat.

Ist man bisher im Banne französischen Styls und Nachahmung gewesen, so verwundert man sich, eine und eine halbe Stunde im Walde entfernt, eine solche des maurischen zu finden, im marokkanischen Haus, einem rot und gelb gehaltenen Bau, der nun gänzlich ausgeräumt ist und darum auch den Besuch nicht lohnt, zu Lebzeiten des Königs aber in seinem Innern die verschwenderische Fülle orientalischer Einrichtung und Üppigkeit zeigte. In ihm hat Jener manchmal mit seiner Umgebung, aber nicht einer ihm an Sitte und Bildung gleichstehenden, sondern mit Lakaien und Bedienten, auch orientalisch Sorbet getrunken und Tschibuk geraucht.

Dieselben Gäste des marokkaner Schlößchens aber trugen ein andermal auch das rauhe Gewand unserer deutschen Vorvordern, lagen auf Bärenfellen und schwangen zu Ehren des freigebigen Königs und Herrn die mit Met gefüllten, weitgeschweiften Trinkhörner in der Hundingshütte, die ebenfalls im Waldesdickicht die ersten Scenen aus der Wagnerischen Walküre leibhaftig vor Augen führen sollte. Chr. Jank ist der Schöpfer des eigentümlichen Baus. Von der Straße nach Plansee und Reutte biegt man zu dem mächtigen, aus Rundbalken zusammengesetzten Kasten ab, neben dem Wasserpflanzen ein kleines Wasserbecken umwuchern. Ein plumper kleiner Einbaum liegt am Ufer. Frisches, krystallklares Wasser fließt durch einen Aststumpf in dem aus einer riesigen alten Birke gehöhlten Trog vor dem Hause. Das Innere dieses ist ein hoher dämmeriger Saal, in dessen Mitte, wie die Stützsäule in einem gewölbten Raume, die Wotans-Eiche sich erhebt, deren Äste sich wie die Rippen des Gewölbes an der Decke ausbreiten. Tief in dem Stamm steckt Notung, das Wälsungenschwert. In langen Falten niederhängende Teppiche von rohem Segeltuch, Schlachtschwerter, kurze Wurfpfeile, Speere, Schilder, Bison- und Elenköpfe schmücken die rauhen Wände. Die Fensterstöcke bestehen aus Birkenzweigen, der Fußboden ist mit Strohmatten belegt. Unter einem schrägen Dache stehen in einer Ecke der offene, aus rohen Steinstücken zusammengefügte Herd, an dessen Rand ein Lindwurm hinschleicht. Wolfs- und Bärenfelle mit den Köpfen bedecken herumliegende Baumstrünke. Ein paar Stufen neben dem Herde führen zu einem offnen Raum, in welchem auf plumpen Ringen altertümliche Schüsseln stehen. Daran stößt die kleine Küche, in der wirklich gekocht wurde, wenn, was oft vorkam, der König dort seine Mahlzeit nahm. Sobald er in der Hundingshütte angekommen war, verfügte er sich gewöhnlich gleich in das jener Seitenöffnung gegenüber liegende Ruhekabinet, das, auch ein paar Stufen erhöht, mit einem Lager aus Lammfellen, einem rohen Tisch am kleinem Fenster und Baumstrünken mit Lederpolstern ausgestattet war. Ein Armleuchter mit drei dicken Wachskerzen brannte auf dem Tische und er las stundenlang; dann stieg er hinab zu dem mächtigen Baumstamm, an den eine alte Bank gelehnt ist, ebenfalls mit einem primitiven Tische davor. Auf diesem stehen aus Baumwurzeln gefertigte phantastisch gestaltete Leuchter. An einem der Baumäste hängt ein Kronleuchter aus Hirschgeweihen herab. Überall sonst im ganzen Raume brannten Wachskerzen. Da speiste der König.

Von der Wand, auf die er blickte, stierten ihn zwei riesige Auerochsen an. Daneben hängt ein Mantel aus Bärenfellen, diesen nahm der König nach dem Essen um und ging auf einem schmalen Pfade zur nahen Klause. Diese liegt, von Tannen überragt, an einer kleinen, im Sommer stets mit den wunderbarsten Blumen bepflanzten Wiese unter einem mächtigen, zu Tirol gehörigen, die Sperberköpfe genannten Felsen. Auch sie ist ganz aus Stämmen, Zweigen und Rinden gefügt. Im Innern befindet sich wieder ein Ruhebett, dessen Vorhang aus Strohmatten besteht, ein Betstuhl mit einem altbyzantinischen gekrönten Christus am Kreuze darüber, ein kleiner Tisch mit einer Bank und ein offner Herd, neben dem gespaltenes Holz liegt. Dort saß der König wieder lang mutterseelenallein, das Feuer selbst nährend, in seine Bücher vertieft. Im Sommer war sein Sitz vor der Klause auf einem Baumstrunk unter dem Glockentürmchen, dessen Glöckchen er zog, wenn er zur Hundingshütte zurück wollte. Dann kam der Lakai mit der Laterne, um ihn abzuholen.



Klause.

An seinen übrigen Schlössern hat König Ludwig II. eigentlich nur gebaut; auf dem Linderhof hat er, von der weltverlornen Einsamkeit angezogen, wirklich gelebt. Im ganzen hat er ein Viertel des Jahres hier zugebracht, denn er kam alle Monate einmal und blieb lange Tage, von hier aus auch die Dependenzen besuchend, hauptsächlich nachts und mit besonderer Vorliebe gerade um die Winterszeit. Aber freilich gingen auch hier seine Phantasien und Verirrungen am meisten ihren eignen,

für ihn immer gefährlicher werdenden Weg. Viel mehr als in Herrenchiemsee trieb er in Linderhof den Bourbonen-Kultus. An den Gedenktagen der französischen Herrscher trug er Hemden, in denen ihre Lilien eingestickt waren, und legte er Hemdknöpfe und Schmucknadeln mit den Lilienwappen an. Wie bei der Neptunsgruppe eine Lilie in Teppichgärtnerei, so war in einem Zimmer in Mitte des Bodens dieselbe in Holz-Mosaik eingelegt. In ehrfurchtsvoller Scheu, bei Strafe von Entlassung, mußten sie die Diener umgehen. Ludwig XIV., XV., XVI., vor allen aber der unglücklichen Königin waren Denkmäler errichtet, die der König umarmte, bestimmte Bäume gewidmet, vor denen er ehrerbietig den Hut abzog. Sogar an einer $1^1/_2$ m langen Cigarren-spitze war die achtspännige Staatskarosse des erstgenannten Monarchen kunstvoll ein-geschnitzt. Aber auch in Wirklichkeit ließ König Ludwig solche Staatswagen und Schlitten nachahmen und gefiel sich in ihnen, die von elektrischem Licht beleuchtet waren, im Ornat der französischen Herrscher mit Krone und Scepter, im Mondenschein spazieren zu fahren. Einzigartig in seiner pomphaften Ausführung ist der, auf prächtigem Gestell zugleich als Schlitten dienende Prachtwagen. 9 m lang und $6^1/_2$ m hoch, also von unglaublicher Dimension, kostete er 800,000 Gulden. Das im Barokstyl gehaltene, durch bildliche Darstellungen verschönte Gestell ist schwer vergoldet, das Coupé, einer Riesensänfte ähnlich, von einer Gruppe goldener Genien und Nymphen gekrönt, die innere Auskleidung in dunkelblau gehalten und mit Goldstickerei förmlich überladen. Sechs milchweiße Pferde führten den König in der Nähe seines Linderhofes oder die schöne Straße am Plansee entlang nach dem stolzesten seiner Schlösser, nach Neuschwanstein. Folgen wir ihm dahin.

Neuschwanstein.

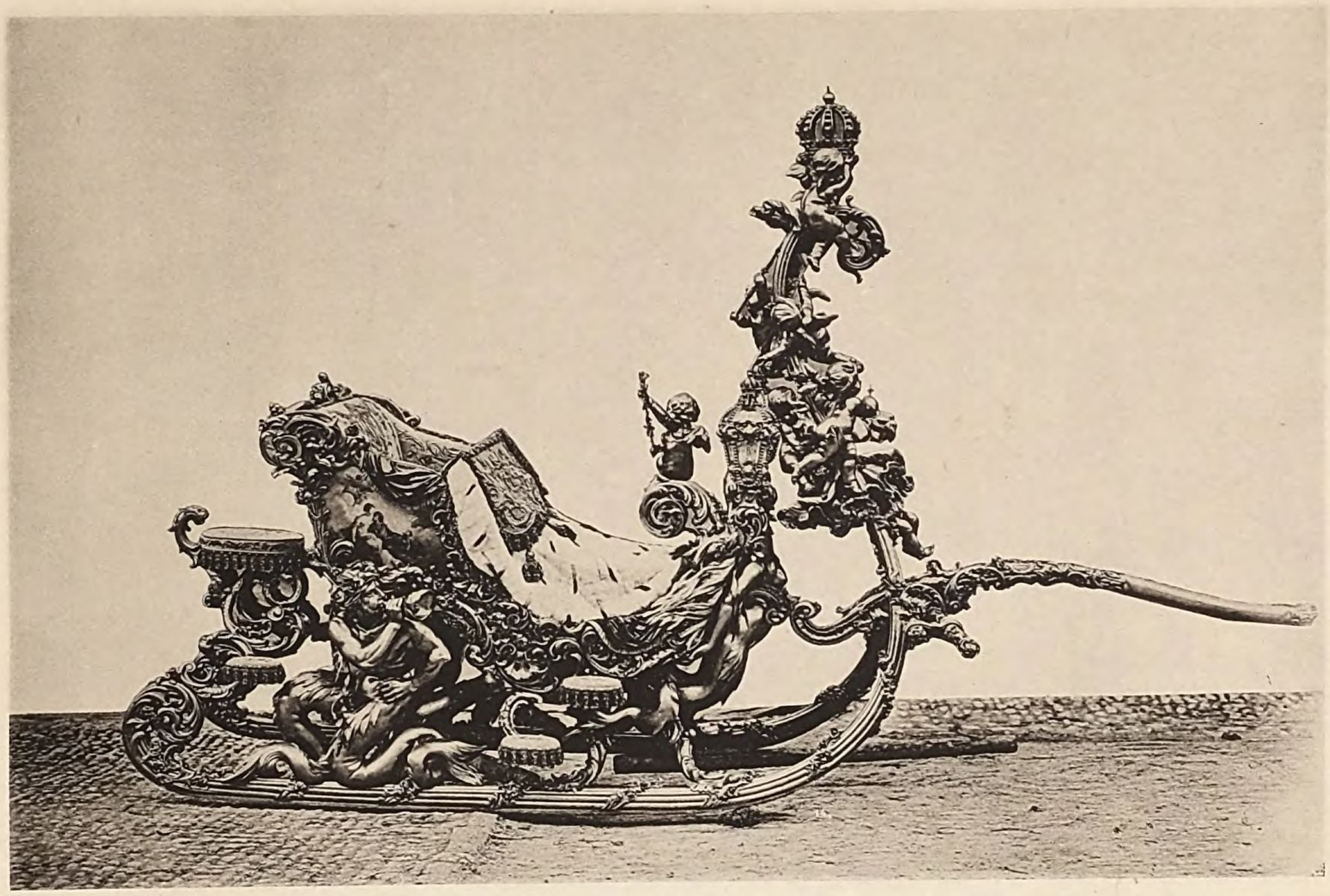
Es war schön wohnen auf Hohenschwangau und auch König Ludwig II. hat in diesem Sinn das Erbe seines Vaters angetreten; allein bald schien ihm das einsame Waldschloß noch zu offen, noch zu wenig umengt von Fels und Wald, dazuliegen. Es sollte von einem Neubau überstrahlt werden, aber auch dieser erstehen auf den Ruinen der alten Zeit. Diese, die wenigen Reste der eigentlich ältesten der vier Burgen, aus denen ehemals die Herrschaft Hohenschwangau bestand, fanden sich gegenüber der Burg König Maximilians, eine halbe Stunde von hier entfernt auf dem Tegelfelsen, welcher völlig steil, fast senkrecht gegen die Ebene abfällt und von dem Gebirge auf der östlichen Seite durch die schauerliche Schlucht der wilden Pöllat abgeschnitten wird, welche in diese in mächtigem Fall unterhalb der graziösen, einem Spinngewebe gleich über dem Trümmerchaos schwebenden Marienbrücke niederstürzt. Nach drei Seiten war somit der Bergvorsprung, der König Ludwigs Neuschwanstein tragen sollte, von Natur unzugänglich. Und von der vierten aus nur sehr schwer zu ersteigen, da er hier ungemein steil aus der Masse der Berge aufragt. Aber auch hier wurde durch Absprengen des Felsens die Baustelle unnahbar gemacht und der Zugang, wie natürlich gewesen wäre, nicht nach dieser Seite gelegt, sondern der König ließ den Weg zum



Linderhof.

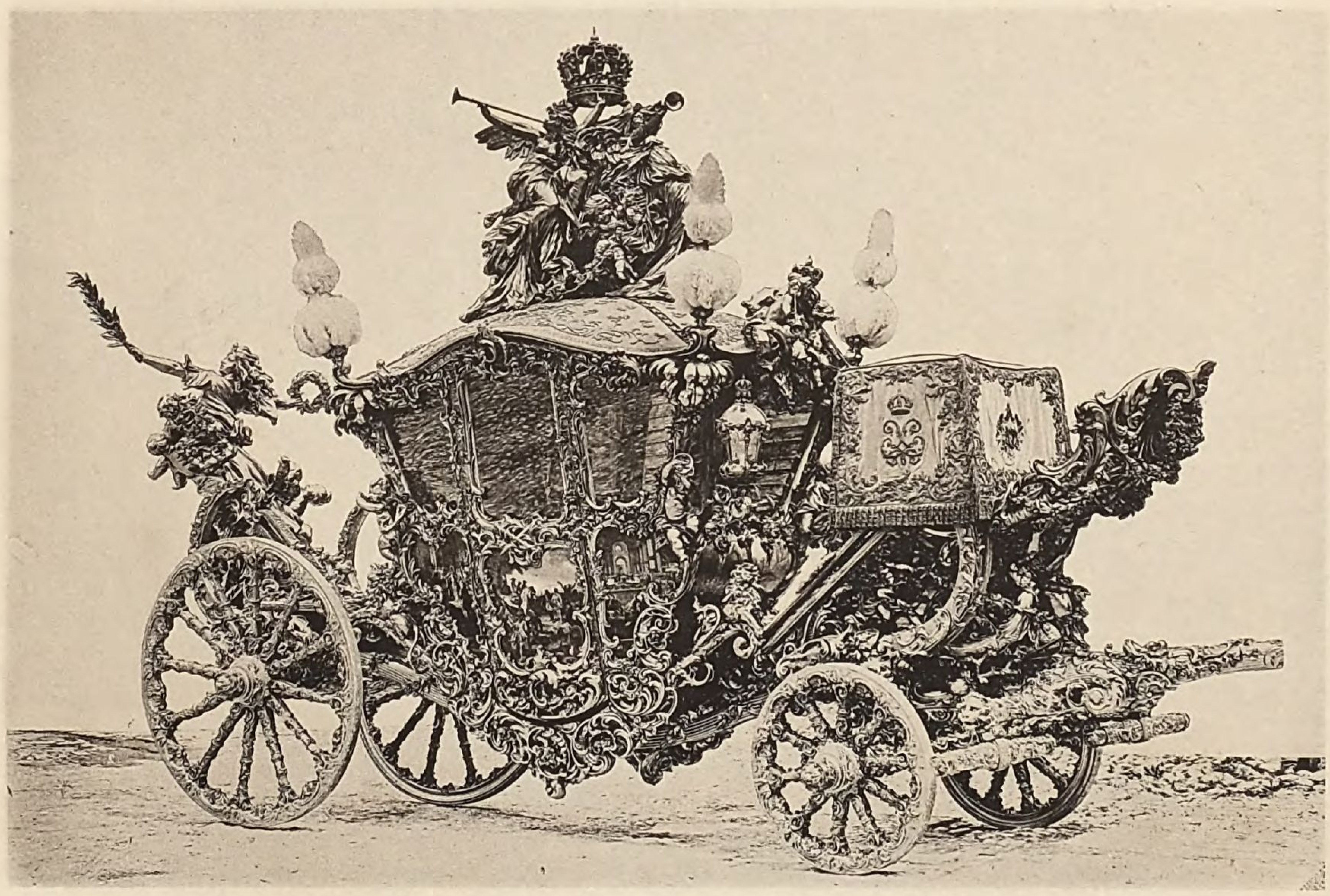
Blaue Grotte, innere Ansicht.

Nach einer Photographie des Hofphotographen G. Böttger.



Amorettenschlitten.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.



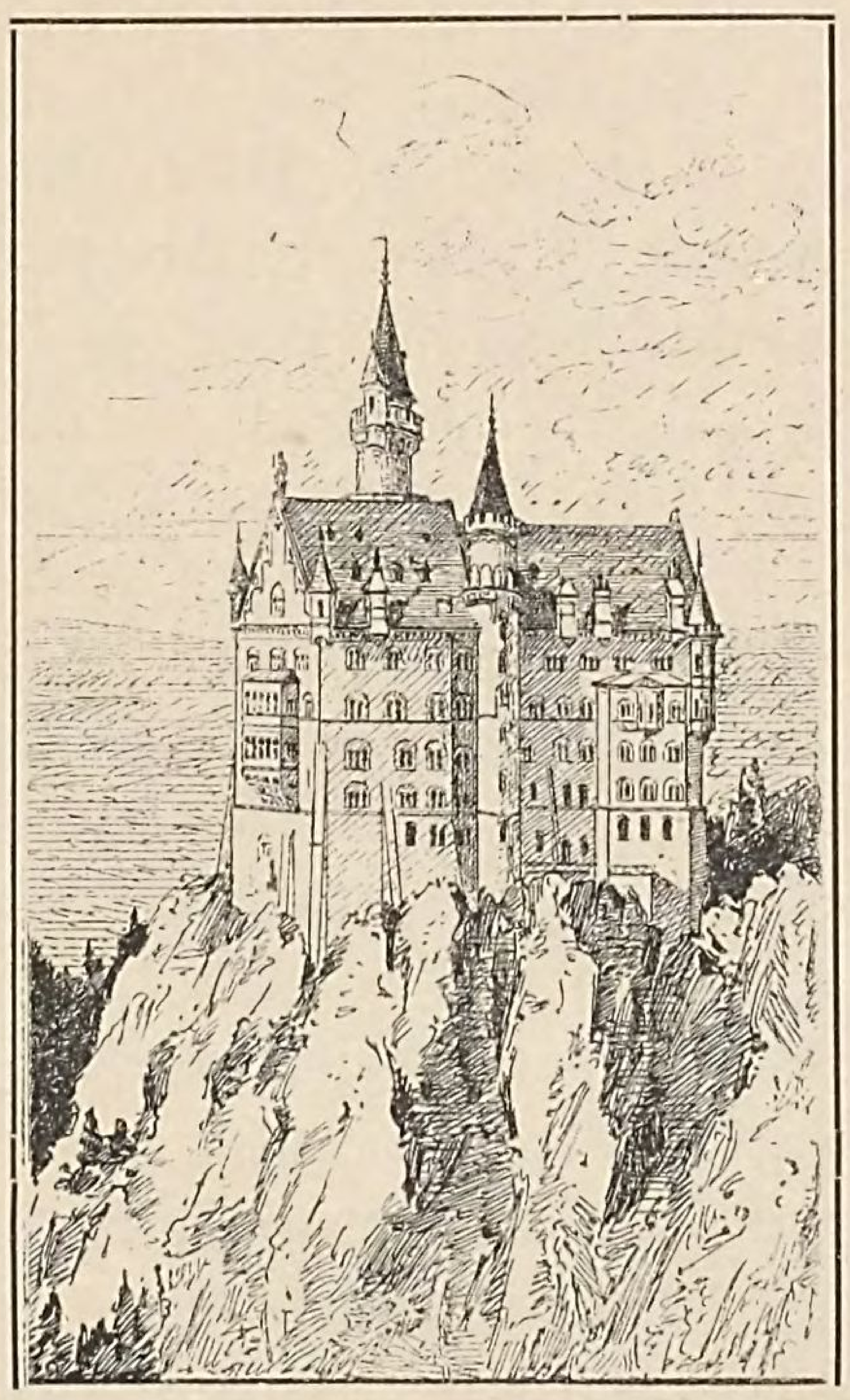
Prachtwagen.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

Schlosse ganz neu aus den Felsen sprengen und die einzige Eintrittsmöglichkeit an der von Natur allerunzugänglichsten Stelle, an dem jähen Absturz der Ebene und der Pöllatschlucht zu, sein. Und wunderbar: vor dem Burgthor wurde noch ein tiefer Einschnitt ausgesprengt, über welchem jeden Augenblick die Zugbrücke aufgezogen werden konnte. So vermochte der menschenscheue und Menschen fliehende Schloßherr in der That von keiner Seite und von keiner Stelle von einem unberufenen Auge erblickt zu werden. Und Richard Wagners Worte von Walhall können wohl auf Neuschwanstein angewendet werden:

„Auf Berges Gipfel die Götterburg —
Prunkvoll prangt der prächtige Bau".

Und er ist wirklich ein Wunderbau, so einzigartig und seltsam, wie wohl keiner mehr in der Welt, schon um der nirgends so vorkommenden Einigung zwischen dem Menschenwerk und der gewaltigen Natur willen, der jenes wie durch Zaubergewalt eingekittet scheint. Man hält es kaum für möglich, daß diese riesigen Quadern und Blöcke zu solch schwindelnder Höhe, in welcher der Wartturm emporsteigt, herauf gebracht werden konnten. In streng romanischem Styl erhebt sich das Schloß in fünf Stockwerken, über welchen noch drei Dachstühle und zwei Türme aufragen und dann steigt noch der 65 m hohe Bergfried über den Dachfirsten beträchtlich empor. Die Mauern sind aus Ziegelsteinen aufgeführt, zeigen gekuppelte Rundbogenfenster und tragen zierliche Erker und Vorsprünge. Kupferplatten decken den Bau; die des Daches, über den dem Gebirge zugewandten Altanen, sind stark vergoldet, so daß sie im Sonnenlicht herrlich matt erglänzen. Auf dem einen Dachfirst thront ein 4 m hoher Rittersmann, auf dem andern ein 2 m hoher Löwe, das Wappentier Bayerns.


Neuschwanstein.

Haben wir uns leider in den bisher gesehenen Schlössern überzeugen müssen, wie der anfänglich feine und durch unausgesetztes Studium geläuterte Geschmack des Königs mit zunehmender Krankheit ins Baroke und Monstreuse überschlug, wie er zuletzt von den höchsten Meisterwerken der Renaissance und des Rococo zum Schnörkelwerk chinesischer Architektur und Skulptur herabsank, so ist die Erinnerung daran ganz und gar ausgetilgt, wenn man Neuschwanstein vor sich sieht. Schon um des rein deutschen, streng ernsten und doch so vaterländisch trauten Angesichts willen, das es uns entgegen hält. Und dem Äußern entspricht das Innere: da ist nichts von jenem unglücklichen Zuge zur Fremde, nach Frankreich und zu seinen despotischen Königen hin, der uns in Linderhof und Herrenchiemsee so betrübend verletzt; hier ist alles vaterländisch, alles durchweht von dem jugendfrischen, waldfrischen Hauch der deutschen Sage und Dichtung. Ihr hatte der jugendliche König, so lange er noch klar denken

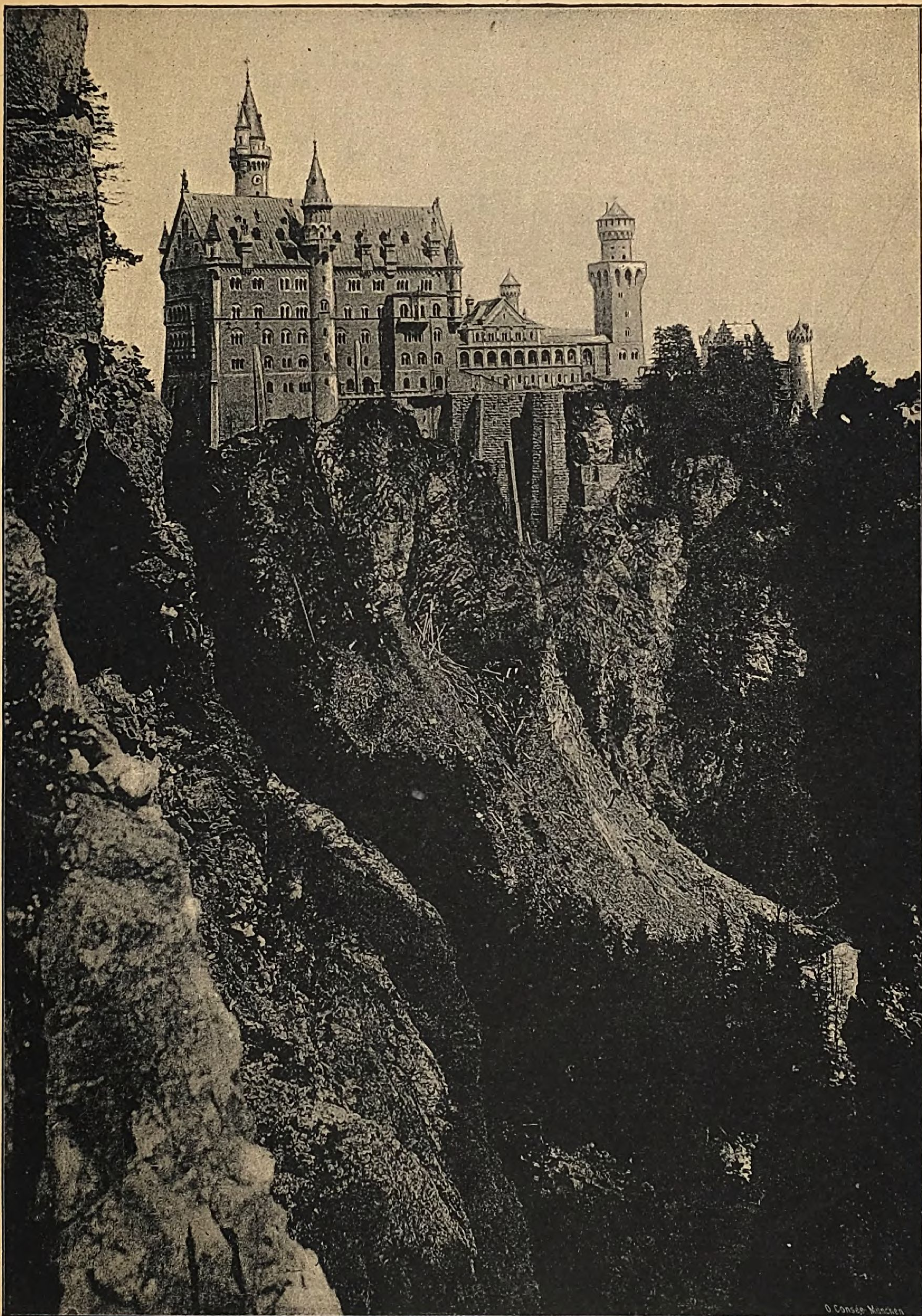
konnte, sein Herz zugewandt und ihr wollte er in seinem Neuschwanstein ein Heiligtum bauen. Darum begegnen uns nur die alten deutschen Dichtergestalten des Lohengrin und Tannhäuser, des Parsival und Titurel, Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide und wie sie alle heißen, in ihm; — kein Seitenblick nach Auswärtigem, dem deutschen Gemüt Widerstrebenden, ist gethan. Dazu ist hier alles wohnlich, anheimelnd eingerichtet; bei aller Pracht, die auch diese Räume erfüllt, sind sie doch keine kalten Prunkgemächer, wie im Inselschloß, sondern die Stätte einer fürstlichen Haus- und Hofhaltung, welche sie wohl auch bleiben könnten. Denn Neuschwanstein war bei dem Tode König Ludwigs fast ganz vollendet; das noch Fehlende, die Frauenkemenate und das Ritterhaus, sind eben im Ausbau begriffen und nahezu fertig.

Schon im Jahre 1864, bald nach seinem Regierungsantritt, war im König der Gedanke lebendig geworden, aus den Ruinen von Vorder- und Hinterschwangau ein neues Schloß, einen Hochsitz stolzer, königlicher Herrlichkeit erstehen zu lassen. Mit dem Entwurf zu diesem wurde der Hoftheatermaler Christian Jank, mit dem Bauplan Hofbaudirektor Hofrat von Riedel betraut. Am 15. September 1869 fand die Grundsteinlegung statt, nachdem schon längere Zeit am Thorbogen gearbeitet worden war; im Jahre 1872 ging die Bauleitung auf den kgl. Oberhofbaudirektor von Dollmann, 1884 auf den Hofbaurat Julius Hofmann über; Baumeister war M. Adelmannseder.

Fast sämtliche Einrichtungsgegenstände wurden nach den Entwürfen Oberhofbaurats Hofmann gefertigt, so die Möbel und Holzarbeiten von A. Pössenbacher und A. Ehrengut; die Stickereien von Frl. Jörres in München und die Dekorationsmalereien von August Schultze. Die Luster und Kandelaber lieferte Eduard Wollenweber, die Kunst- und Schlosserarbeiten E. Moradelli. Die Bildhauerarbeiten gingen aus dem Atelier des Professors Perron und der Mosaikboden und die Scajola aus dem Detomas in Wien hervor.

Durch das hochgewölbte Burgthor betreten wir zuerst den Thor- oder Kavalierbau, der ein tiefes dunkles Verließ enthält und über dem im ersten Stock freundliche, für den königlichen Dienst bestimmte Zimmer mit äußerst geschmackvoller Einrichtung liegen. In einem derselben saß jene Staatskommission gefangen, welche dem König seine Thronentsetzung kund zu thun hatte und welcher dieser Gewalt entgegen zu stellen suchte, bis seine Umgebung von der rechtmäßig erfolgten Einsetzung der Regentschaft verständigt war. Nach der Pöllat hin liegt das Speisezimmer, welches der König früher benutzte, mit schlichter Ausstattung und Wandgemälden von Professor E. Schwoiser und Maler Hauschild, Episoden aus dem Leben eines Reisigen aus dem Mittelalter darstellend.

Den Kavalierbau verbinden mit dem Haupt- oder Herrenbau, der ganz vollendeten Königswohnung, gegen die Ebene hin, das Ritterhaus, auf die Pöllat zu, jene Kemenate, welche noch der Fertigstellung harrt. Die zwischen diesen beiden projektirte, als ein dreischiffiges Säulenkirchlein gedachte Kapelle soll nach den neuesten Bauplänen ausfallen. Die Bildnisse der Patrone des Schlosses, St. Georgs und der Mutter Gottes, prangen in Überlebensgröße über dem Eingang des Königssitzes, des Pallas, der Burg im engern Sinne.



Neuschwanstein

von der Pöllatschlucht aus.

Nach einer Photographie des Hofphotographen G. Böttger.

Zu ebener Erde finden wir alles was zur Wohnlichkeit und Bequemlichkeit unentbehrlich ist, ohne seiner Natur nach eigentlich schön sein zu können, Küche, Vorratssaal, Geschirrkammer, alles in größten Verhältnissen. Die jedes Zimmer mit Wasser versehende Wasserleitung reicht bis zur höchsten Höhe hinauf, wie ein Speiseaufzug bis zum 4. Stock, drei Riesenöfen besorgen die Luftheizung im ganzen Schloß. Alle größeren Räume sind durch eine Säulenreihe, Monolithe von Granit, gestützt, so daß einen nie das Gefühl untadelhafter Bausicherheit verläßt.

Im ersten Stock ist die Säulenstellung auf den Gängen reicher, die Rippen der Gurtengewände sind, um die Zeichnungen derselben zu heben, bemalt (polychromiert). Die Gänge entlang stehen eiserne Ständer, an denen Laternen mit bunten Glasscheiben befestigt sind; ebensolche hängen von den Decken herab. In diesem Stockwerke befinden sich die massenhaften Zimmer für die Dienerschaft, außerdem die Hauptsilberkammer und zwei nicht fertig gewordene Riesenräume, deren eine das Bad, deren andere ein maurischer Saal zum Ausruhen nach dem Bade werden sollte. Neben der Haupttreppe im eigentlichen Gebäude führen zwei Turmtreppen für die Dienerschaft zum obern Stockwerke.

Der zweite Stock zeigt noch reichere Säulenwerke wie der erste. Die Säulen sind zu dreien gekoppelt, die Kapitäler reicher, aber alles ist hier noch Rohbau und völlig uneingerichtet. Völlig vollendet ist das dritte Stockwerk, das die Wohnung des Königs bildete.

Der Gang oder der Vorplatz, mit reichen Ampeln und einem Kronleuchter mit Schwänen, zur Beleuchtung versehen, trägt an den Wänden die Darstellung der Sigurdssage aus der Edda, welche der Maler Hauschild in einer Woche fertiggestellt hat, nachdem der geniale Aigner über dem dritten Bild den Verstand verloren hatte. Nur die sechste Komposition ist von Piloty. Die Reihenfolge der Bilder ist folgende:

Westwand: I. Gripir weissagt Sigurd seine Lebensschicksale. II. Regin schmiedet für Sigurd das Schwert. III. Sigurd tötet den Drachen Fafnir. IV. Sigurd reitet durch die wabernde Lohe, um Brunhilde zu befreien.

Oberhalb des Fensters: V. Gudrun reicht Sigurd am Hofe Gunnars den Vergessenstrank.

Ostwand: VI. Sigurd wird durch Guthorm, den Bruder Gunars und Högnis, ermordet. VI. Gudrun erwartet die Rückkehr Sigurds. VIII. Brunhilde verspottet Gudrun.

Über dem Portal rechts: IX. Gudruns Klage; links: X. die Bestattung Sigurds und Brunhildens.

Auf dem Gange steht noch in der Nähe des Fensters ein Gipsmodell der geplanten neuen Burg Falkenstein, deren Bau den König während seiner letzten Lebenstage so sehr beschäftigte.

Nunmehr betreten wir die königlichen Gemächer und zwar, das Dienstzimmer für den Adjutanten durchgehend, das vom König regelmäßig benutzte Arbeits- oder Schreibzimmer desselben. Die Wandgemälde stellen die Tannhäuser-Sage dar, und sind wohl von allen, abgesehen von denen des Schlafzimmers, künstlerisch die

bedeutsamsten; die besten, nämlich die Venusbergscene, Tannhäuser im Schoße der kronetragenden Venus, sowie ein mittelalterlicher Rosentanz oder Brautzug sind von dem unglücklichen Aigner in gediegener, durchgeistigter Auffassung entworfen und nahezu vollendet; die letzte Ausführung hat Spieß besorgt, welcher auch die übrigen Darstellungen, wesentlich nach der Wagnerischen Oper, ausgeführt hat.

Diese sind: der die Schalmei blasende Hirtenknabe; der Minnegesang; — Tannhäuser zieht zur Wartburg — sein Empfang auf dieser — der Sängerkrieg — Tannhäuser auf Schloß Trausnitz am Hofe Herzogs Otto des Erlauchten — und Tannhäuser vom Papst in Rom verflucht.

Im Fries sind die Bildnisse der bayerischen Herzoge Otto des Erlauchten und Friedrichs, aus der Zeit des Sängerkrieges angebracht.

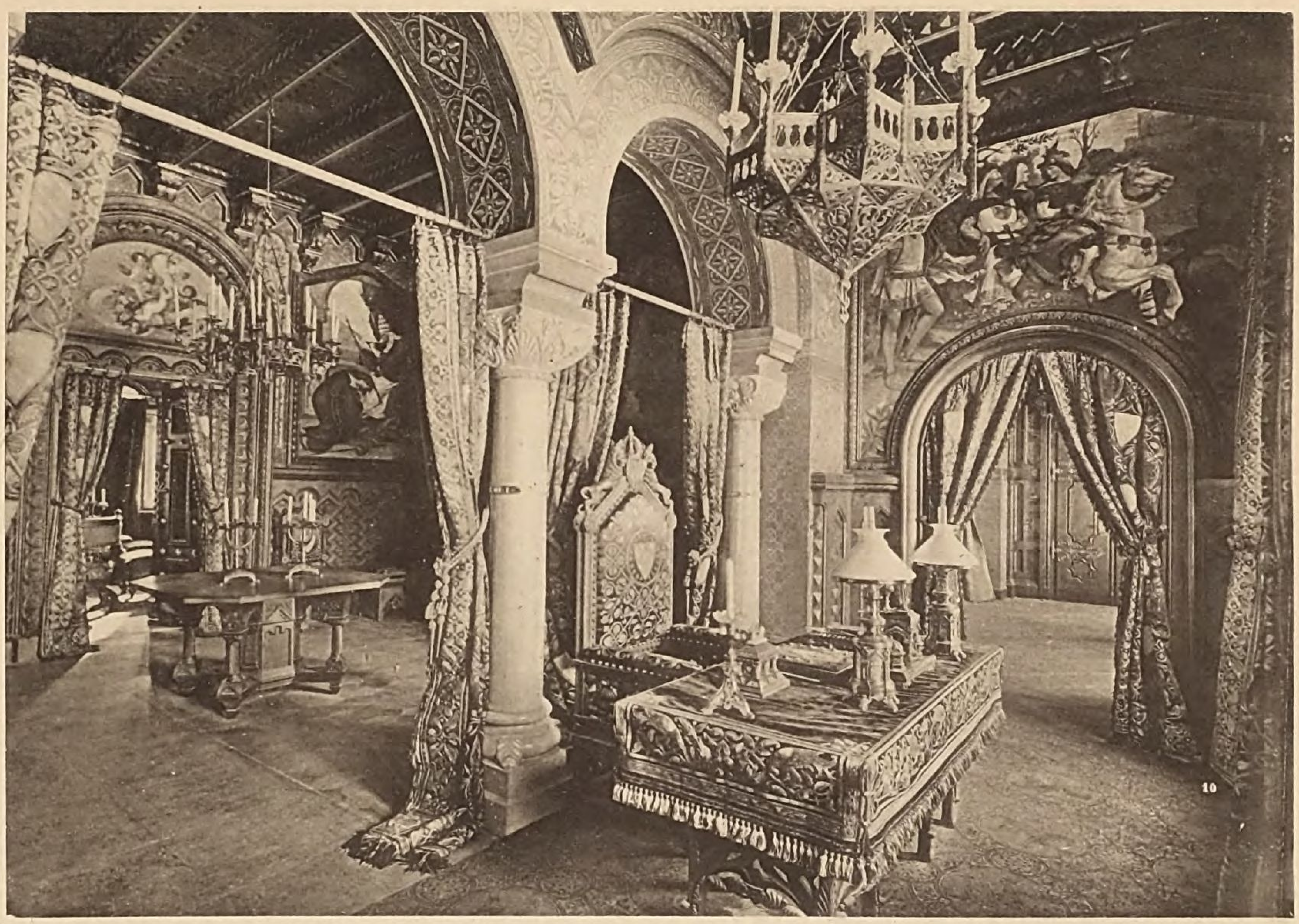
Möbelstoffe und Vorhänge sind grün, die Möbel, hier wie überall, groß, prachtvoll und prunkhaft, aber bequem, in der Zeichnung edel und in keinem einzigen Stücke ausschweifend, in der Ausführung eine Meisterleistung deutschen Kunstgewerbes. In allen Räumen ist der Grundsatz durchgeführt, daß Vorhänge, Stoffe der Sessel, Ruhebetten und Tischdecken, stets dieselbe Farbe und Zeichnung tragen und zwar sind die Decken durchgehend aus Sammt, die Möbelstoffe und Vorhänge aus schwerster Seide; auf die Stoffe sind reiche Goldstickereien à jour genäht.

Eine prachtvolle Goldschmiedarbeit ist das Tintenzeug auf des Königs Schreibtisch, dessen Spitze der Schwanenritter bildet, gleich kostbar die Schreibmappe, durchbrochene Goldarbeit mit den wertvollsten Brillanten und Edelsteinen reich besetzt. Der König scheint sich am liebsten der Gänsekiele zum Schreiben bedient zu haben. Die Stahlfeder in goldenem Halter ist offenbar nie benützt worden.

Nach links gelangt man in ein auf glasumrahmtem Balkon in dieser förmlich der Erde entrückten Höhe angelegtes Gewächshaus, in dem einst des Königs wirkliche Lieblingspflanzen, die er auf Hohenschwangau in künstlerischer Nachahmung hatte, diesen auch von Vögel belebten „hängenden Garten“ zu einem lauschigen Winkel machten. Noch lieber aber als hier saß der König in der anschließenden, von Dirigl ausgeführten, künstlich hergestellten Tropfsteingrotte, in der ein mächtiger, ebenfalls künstlich angelegter Wasserfall niederstürzte und das Brausen des natürlichen tief unten in der Pöllatschlucht übertoste. Ähnlich wie im Schlafzimmer auf Hohenschwangau war auch hier oben ein künstlicher Mond angebracht, der in verschiedene Stellungen und entsprechende Wachstumsgröße gebracht werden konnte und sein magisches Licht auf das Wasser warf, dessen Rauschen der König oft stundenlang zuhörte.

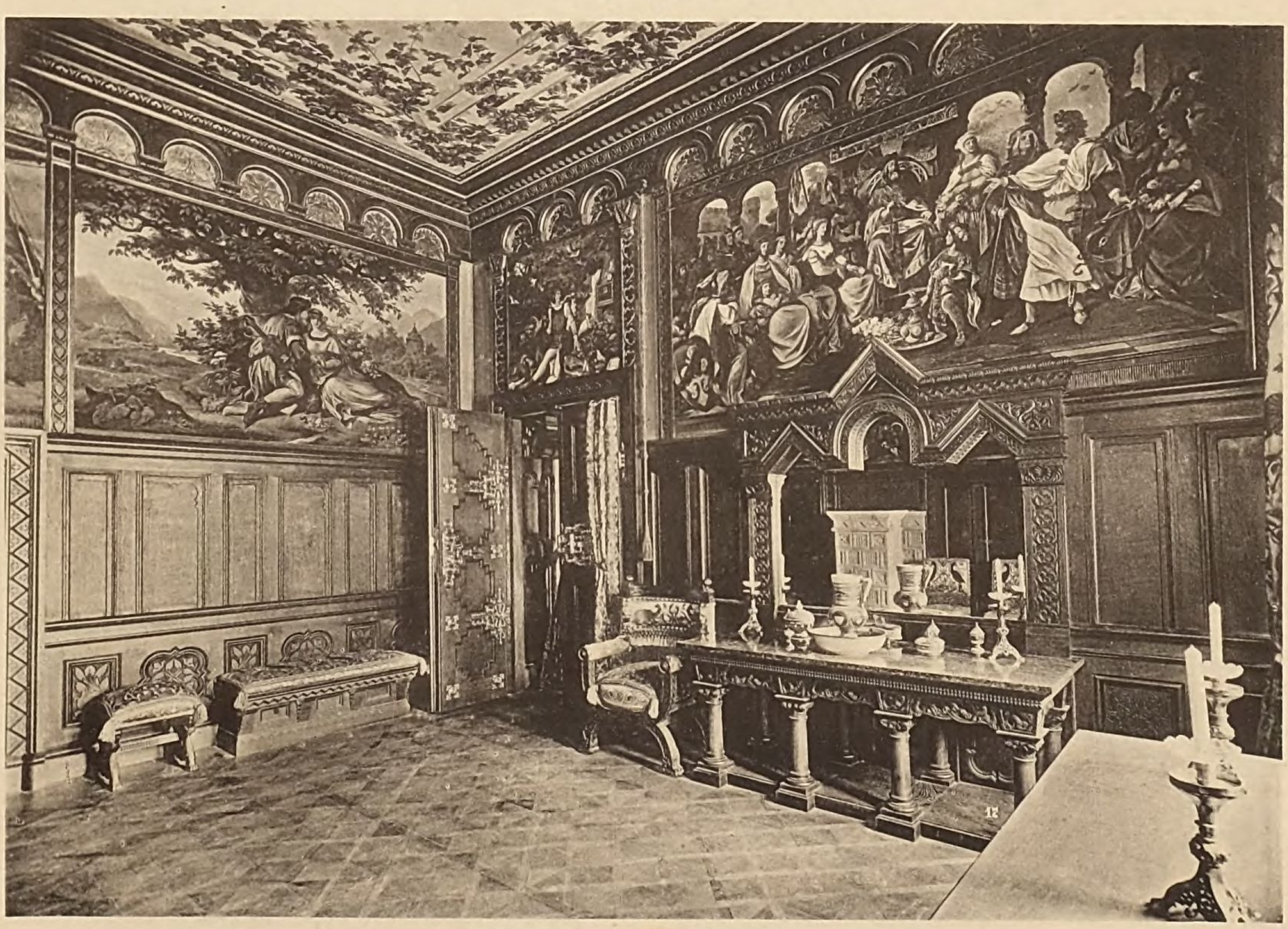
Durch ein Öffnen der imitierten Felswand betritt man das Wohnzimmer — lichtblau und silber; es ist mit Erker und Nische das größte, zeigt einen reich verzierten Plafond und im Hauptgesimse Ornamente mit Schwanenmotiven, Namen und Wappen von Persönlichkeiten aus der Lohengrinsage. Letztere selbst nun ist in zwölf Wandbildern in sogenannter Gobelinmalerei von Professor Hauschild dargestellt.

Vom Eingang links: I. Lohengrins Ankunft. Am Pfeiler zwischen den Fenstern (davor ein kunstvoll bemalter Schrank, genau nach dem berühmten Original



Schloß Neuschwanstein.
Arbeitszimmer.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.



Schloß Neuschwanstein.
Vorzimmer.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

auf der Wartburg gefertigt, an demselben die Engel mit der Gralschale) Elsas Kirchgang.

An der Langwand: III. Lohengrin wird vom heiligen Gral zur Befreiung Elsas gerufen. Über der Thür: IV. Lohengrins Abfahrt. Hinter der Säulenstellung: V. Lohengrins Reise und Ankunft in Worms.

In der Nische: VI. Lohengrins Landung, VII. Apotheose des Schwans, VIII. Lohengrin bei Elsa, IX. Kampf mit Telramund.

An der Wand mit der Säulenstellung: X. Abschied Lohengrins von Elsa; über der Thüre: XI. Lohengrins Rückfahrt und endlich XII. im Erker Anklage Elsas und ihre Gefangenschaft.

Auf dem Tische vor dem geschmackvollen Sofa, auf dem der König meistens saß, stand in prachtvollem Goldrahmen doch auch hier ein Bild Ludwigs XIV. von Frankreich als Jüngling; es ist sofort erkennbar, wie nach diesem Bild die Haltung entstanden ist, in welcher Ludwig II. eine vielverbreitete Photographie zeigt. Zu Seiten des Bildes des französischen Despoten, das der deutsche Fürst oft stundenlang betrachtete, stehen mit Krystall und Edelsteinen reich geschmückte Girandolenleuchter. Man muß sich eben gegenwärtig halten, daß der König nur nachts und bei Licht lebte. Was an Wachskerzen — jede andere Beleuchtung hielt der König für „gemein" — am Hoflager verthan wurde, geht ins unglaubliche. Oft brannten auf Herrenchiemsee 8000, auf Neuschwanstein 5000 Kerzen die Nächte hindurch; die Nächte waren aber beim König nicht selten 18 Stunden lang und dann kostete die Beleuchtung für eine Nacht 5—6000 Mk.

Es folgt das Toilettenzimmer, dessen Wände herrliche Darstellungen aus der Zeit der Minne- und Meistersänger von Ille tragen; erstere drehen sich um die Person Walters von der Vogelweide, letztere sind freie Nachbildungen von Scenen aus Richard Wagners Meistersingern. Über der Eintrittsthüre: I. Jung Walter auf dem väterlichen Gehöfte am Vogelherde, II. über dem Spiegel: Walter läßt bei Hofe vor Herzog Welf sein Lied erklingen, III. über dem Fenster: Walter fordert die Ritter zur Kreuzfahrt nach Palästina auf, IV. über dem Erkereingang: die Brustbilder Walter's und Hans Sachs, V. im Erker: Hans Sachs wird mit der Ehrenkette der Meistersinger geschmückt, VI. er trägt sein erstes Lied vor und schreibt VII. als Greis seine Dichtung nieder.

An der Südwand gegen die Kapelle, VIII. Walter reitet fidelnd an einer Burg entlang, IX. er sitzt sinnend auf einem Stein an dem Weg zur Wartburg, X. an der Wand der Thüre dem Fenster gegenüber: Walters Kreuzfahrt mit Herzog Friedrich von Österreich.

Und endlich XI. Scenen aus Walters Lied „Unter der Linde":

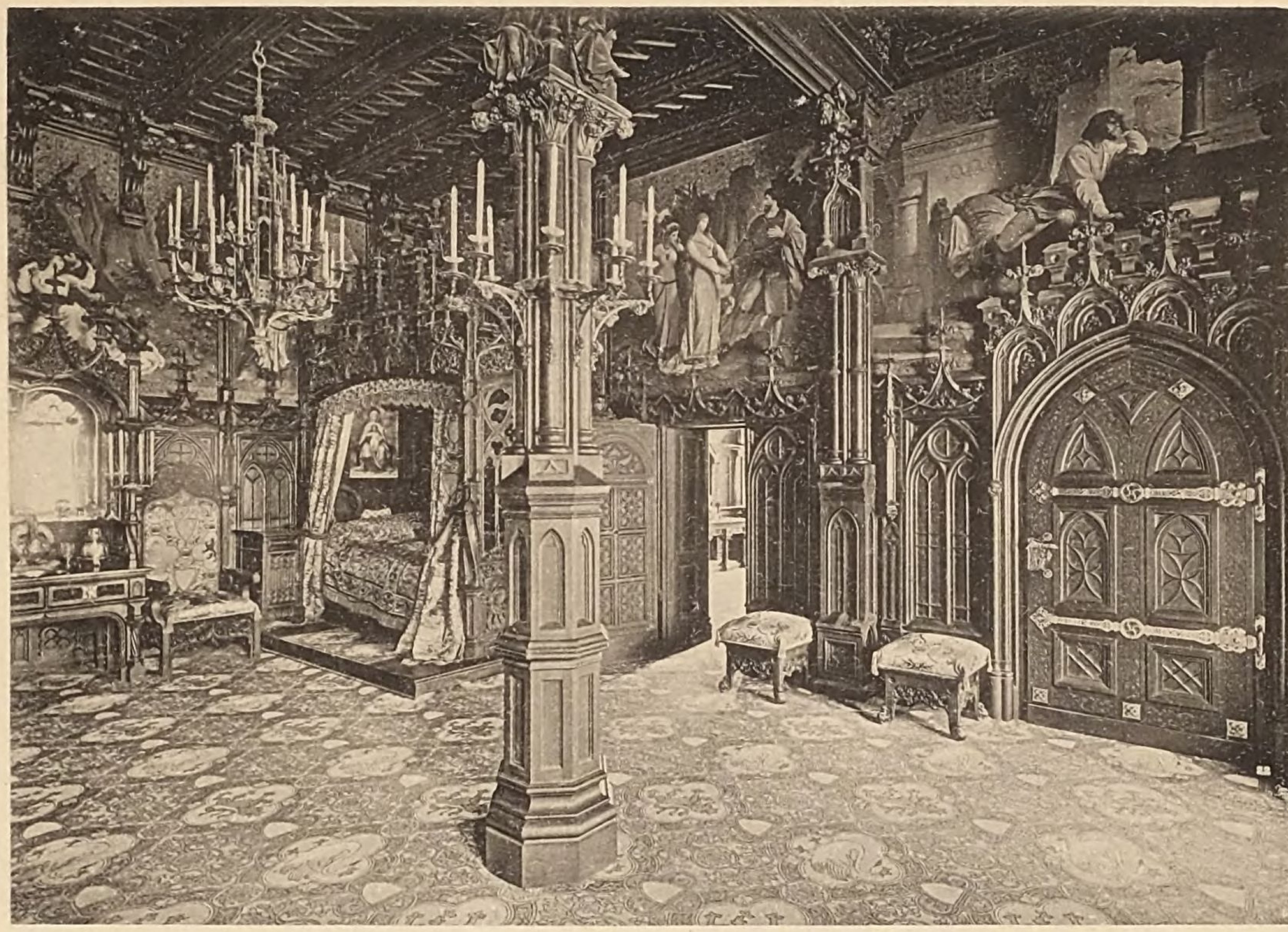
„Ich kam gegangen
Zu der Auen,
Mein Liebster kam vor mir dahin,
Ich ward empfangen
Als hehre Frauen,
Daß ich noch immer selig bin.

Ob er mir auch Küsse bot?
Tandaradei,
Seht, wie ist mein Mund rot."

Die Waschgefäße sind in feinem Steingut ausgeführt, wahre Prachtstücke und tragen wieder den gekrönten Schwan und den bayerischen Löwen in Emailfarben. Das Zimmer ist hellviolet, die aufgelegten Goldverzierungen zeigen den Pfau, welches Tier zuletzt fast ausschließlich des Königs Sinn beherrschte, der den Falken, nachdem alle Einzelheiten des Baues und der Einrichtung der Burg Falkenstein geplant waren, bereits überwunden hatte. In dem chinesischen Schlosse, mit dessen Entwurf er sich zuletzt trug, sollte ein Riesenpfau in Mosaik in echten Edelsteinen den Hauptschmuck im Fußboden des Schlafzimmers bilden.

Auffallend ist ein Toilettenschrank, dessen Vorderseite eine zwar in der Malerei hübsche, aber gewagt deutliche Darstellung des „Herrenrechts", des droit du Seigneur, zeigt, mit welchen Worten in altgotischer Schrift auch das Bild bezeichnet ist. Dieses Stück paßt zu dem ganzen Wesen König Ludwigs nur, weil ihm alles gefiel, was die unbedingte Verfügung des Herrschers über Lieb, Leben und Ehre des Unterthanen zu Anschauung brachte. Was eben irgendwie mit dem Macht- und Selbstgefühl eines Autokraten zusammenhing, war ihm homogen. Aber die etwas frivole Auffassung jenes Vorganges, wo die Braut einer Ohnmacht nahe ist, der Bräutigam von Rittern gehöhnt und von einem Mönch mit halb spöttischem Zuspruch beschwichtigt wird, würde zu den andern Seiten im Charakter des Königs nicht stimmen. Erotische Bilder finden sich in keinem seiner Schlösser. Während er für verschiedene Männer Interesse empfand, einzelnen sogar die zärtlichsten Briefe schrieb, ist seine Gleichgiltigkeit, ja seine ernste Abneigung gegen das weibliche Geschlecht durch eine Reihe von Vorkommnissen bestätigt. Weder seine einstige Verlobung, noch verschiedene durch Zusendung riesiger Blumensträuße bethätigte Galanterien sprechen dagegen. Man hört vielfach von gefühlvollen Frauen die Ansicht äußern, das Leben und Schicksal des Königs wäre ein ganz anderes geworden, wenn er eine Gemahlin an der Seite gehabt haben würde, die ihn verstanden und zu behandeln gewußt hätte. Dieß ist ein frommer Wunsch, aber nichts weiter, denn die Ehe war dem König unmöglich, weil ihm das Empfinden hiezu mangelte. Das „Ewig-Weibliche" hat ihn nie „hinan", aber auch nie „hinab" gezogen.

Die nächsten Räume sind die Hauskapelle (Oratorium) und das Schlafzimmer. Erstere bildet einen Erker des letzteren. Ein dreigliederiger Wandaltar zeigt uns, von Hauschild gemalt, des Königs gekrönten Namenspatron und zwei Darstellungen aus dessen Leben. Glasmalereien von Zettler führen die letzten Tage des Heiligen vor. Vor dem Altar steht ein prächtiger, aber in der Form einfach edler Betschemel, der die Farbe der Buße, tiefviolet, trägt. Das Schlafzimmer ist im gotischen Styl, reich in Gold und prunkendes Blau gehüllt; die gestickten Auflagen sind hier nicht, wie in den vorhergehenden Zimmern, blumige Arabesken, sondern des Königs Lieblingstiere: der bayerische Löwe und der gekrönte Schwan. Letzterer kommt auch fast ausschließlich in der Einrichtung vor, so spendet ein silberner Schwan



Schloß Neuschwanstein.
Schlafzimmer.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.



Schloß Neuschwanstein.
Schlafzimmer.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

das stets frische Trinkwasser, das durch natürlichen Druck von dem Tegelkopf hergeleitet wird. An das Schlafzimmer auf Hohenschwangau erinnert das auf Neuschwanstein nur durch die hier massiv goldenen und silbernen Sternenbilder in der Decke des Bettbaldachins; Mondschein und Wasserfall sind in einen andern Raum, in die schon geschilderte Tropfsteingrotte, verlegt.

Das Bett hat wahrhaft riesige Ausdehnung. Der gotische Aufsatz über demselben im Style der altgotischen Kanzeldächer ist eine der reichsten, feinsten und schönsten Holzschnitzarbeiten der Jetztzeit; der mittlere Thurm desselben reicht bis zur Decke. Die Kopfwand des Bettes im engern Sinne schmückt ein sehr schönes kleines Bildnis der Mutter Gottes mit dem Kinde. Auf dem Schränkchen neben dem Bette lag in einer Sammtkapsel jener zusammenlegbare Tragaltar, dessen wir früher schon gedacht haben.

Das auf dem Waschtisch befindliche Waschgeschirr ist reich vergoldet. Zwei Statuetten stellen als Ideal-Frauengestalten die Treue und Minne dar.

Die Wände des Schlafzimmers bedecken die Hauptdarstellungen aus Tristan und Isolde, vom Historienmaler A. Spieß; sie gehören zu dem besten was die deutsche Freskomalerei hervorgebracht hat und reichen in ihrer vollendeten Anmut an die berühmten Werke Schwinds heran. An der Thüre rechts sehen wir I. Isolde reicht Tristan den Liebestrank (allegorisch die Treue als Hund). Auf der Rückwand II. Tristan und Isolde im Garten (allegorisch die Liebe mit dem Pfeil).

An der Langwand: III. Abschied Tristans von der Isolde, IV. über der Thür: er erwartet auf dem Siechbett das Schiff, das ihm Isolde bringt.

An der Fensterwand: V. Isolde landet mit Kurwenal bei Tristans Burg, und über dem Lesesitz: VI. Isolde an Tristans Leiche.

An das Schlafzimmer schließt sich der Speisesaal. Sein künstlerischer Schmuck sind die vom verstorbenen Akademiedirektor Piloty auf rotem Grund gemalten Bilder aus dem Leben und Weben der Wartburg.

Ostwand: Klingsor bringt Heinrich von Ofterdingen auf die Wartburg — der Landgraf beauftragt Wolfram von Eschenbach den Willehalm zu übersetzen.

Westwand: Ein Fest auf der Wartburg, Landgraf Hermann beschenkt die Sänger — der Landgraf gibt Heinrich von Veldegge das diesem abhanden gekommene und wiedergefundene Manuskript der Aenäide.

Nordwand: der Landgraf empfängt Gesandte aus dem Orient, darunter Klingsor als orientalischer Kaufmann, dem Hofe seine Rätsel vorlegend — der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Südwand: Idylle aus dem Leben auf der Wartburg, Vortrag von Liedern.

Über den Thüren sind drei Brustbilder bedeutender Minnesänger und zwar: Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Heinrich von Ofterdingen.

Um den, nicht zum Versenken eingerichteten Speisetisch des Königs standen vier Sessel, an jeder Seite einer, obwohl niemals Jemand sein Gast war. Rechts und links leuchteten dem gegen die Fenster Sitzenden zwei schwere messingne, edel emaillierte Leuchter mit je fünf Wachskerzen zu seinem einsamen, in später Nachtstunde

eingenommenen Mahle. Ein die höchste Kunst zeigender silberner Aufsatz mit dem Schwanenritter und ein silber-vergoldeter, noch prächtigerer, die Tötung des Drachen durch Siegfried unter einem mächtigen Eichbaum darstellend, schmückten die Tafel; letzterer, über 3 Centner wiegend, ist ein Meisterwerk des jüngern Wollenweber in München. Die Behandlung des Laubes, von dem jedes Blatt frei herausgearbeitet ist, des Mooses, der Farnkräuter und Gesträuche, Eidechsen u. s. w. am Boden, der Vöglein in den Zweigen und der menschlichen und der tierischen Hauptfigur ist staunens- und bewundernswert. Prachtvolle Schränke und erlesene Prunkgefäße füllen das Zimmer, ohne es zu überladen. Auf dem Kamine ruht ein riesiger Schwan aus gebrannter Porzellanerde. Eine prächtige Aussicht erschließt sich aus den Fenstern auf die Pöllatschlucht, die Marienbrücke und den Säuling.

Dieses Zimmer war das letzte, das König Ludwig als freier Mann in seinem Schlosse benutzte; hier stellte sich ihm Dr. von Gudden als künftiger Begleiter zur Verfügung.

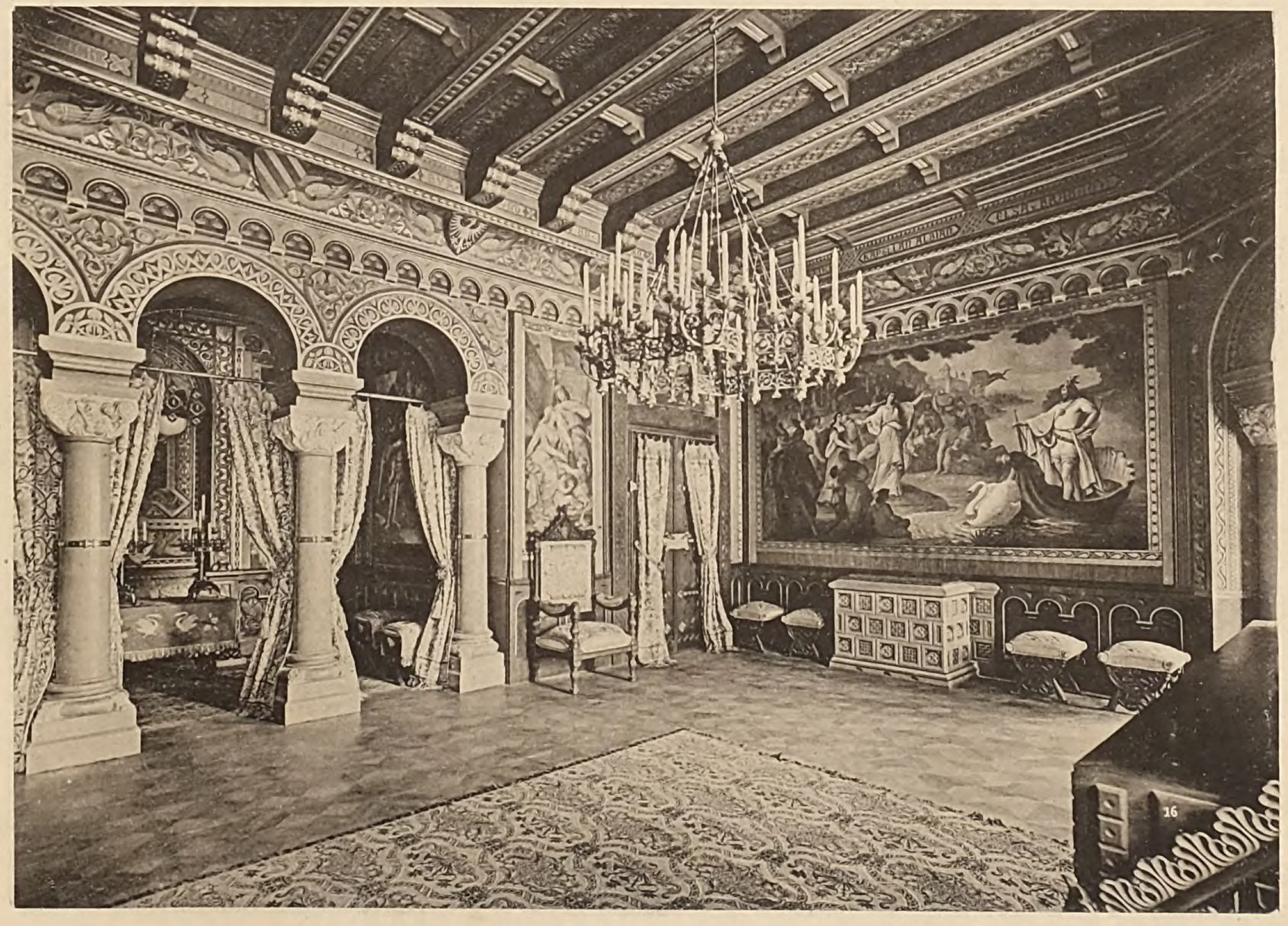
Noch liegt in diesem Stock und an des Königs Schreibzimmer angrenzend das Empfangs- oder sogenannte Ministerzimmer (Lucus a non lucendo, da es nie ein Minister betreten hat) mit Wandgemälden aus der ältesten Heldensage, darunter Siegfrieds Tod von Piloty. Der Saal ist im übrigen wenig ausgestattet. Der König pflegte sich hier das Haar und den Bart zu ordnen und angekommene Muster, Probesendungen aller Art auspacken und aufstellen zu lassen, um sie gelegentlich zu besichtigen. Nach seinem Tode stand hier in ziemlich bunter Anordnung alles mögliche kostbare und gewöhnliche Gerät durcheinander. In einer Ecke prangte auf einer Staffelei, von gutem Licht getroffen und, wie der davorstehende Sessel verriet, oft, wahrscheinlich allzuoft betrachtet, das Aquarellbild der nach des Königs Meinung im Bau begriffenen Falkenburg.

Alles bisher Gesehene überstrahlen nun die beiden großen Prunksäle, der Thronsaal und der Sängersaal, beide von riesigen und äußerst wohlthuenden Maßverhältnissen. Der Thronsaal, im byzantinischen Styl gehalten, 20 m lang, 12 m breit und 13 m hoch, ist der Glanzpunkt des ganzen Wunderbaues. Auch seiner haben wir schon früher bei einer besondern Beziehung auf seines geistigen Urhebers Charakter gedacht; aber wir geben der Vollständigkeit wegen doch noch einmal sein Bild wieder. An der Schmalseite, auf welcher der aus geschnitztem Elfenbein bestehen sollende, aber nicht ausgeführte Thron zu stehen gekommen wäre, ist oval abgerundet. Zwölf Stufen in weißem Marmor führen auf diese Apsis hinauf. Der Fußboden besteht aus italienischer Marmormosaik, wie der ganze Saal italienische Arbeit ist, mit reichen figürlichen Tierdarstellungen. Die Anordnung des auch in den Höhenmaßen — er reicht durch zwei Stockwerke — gewaltigen Saales ist folgende: der eigentliche, geweihte Raum wird von den festen Wänden durch eine, etwa 4 m von letzteren gegen die Saalmitte abstehende Säulenstellung abgeschieden, so daß der hiedurch geschaffene Säulenraum für vornehme Zuschauer gedacht ist. Durch diese Anordnung wird die Riesenhaftigkeit des Raumes angenehm gemildert und die gewünschte Gelegenheit zur Prachtentfaltung geschaffen. Diese Gelegenheit ist redlich



Schloß Neuschwanstein.
Speisezimmer.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.



Schloß Neuschwanstein.
Wohnzimmer.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

ausgenützt worden. Sechszehn glänzend geschliffene, ägyptische rote Porphyrsäulen tragen die in der Höhe des vierten Stockwerks liegende Galerie. Diese ist gegen den Saal offen und durch über jenen stehende, eine zauberhafte Wirkung hervorbringende Säulen durchbrochen, die nicht lapis lazuli sind, weil sie es bei ihrer Größe nicht sein können, aber aus einer glattgeschliffenen, glänzenden Masse bestehen, die den kostbaren Lasurstein fast entbehrlich macht. Über diesen herrlichen himmelblauen Säulen wölbt sich eine zweite Galerie mit rundem Abschluß, die den obern Teil der Wände sehr anmutig durchschneidet und den Übergang zu der holzgetäfelten Decke vermittelt, welche den Himmel mit Sonnen und Sternen darstellt. Die Wände enthalten auf Goldgrund in ornamentaler und geometrischer Einfassung Bilder, welche die Beziehung des Königtums zur Religion versinnlichen und von Professor Hauschild ausgeführt wurden.

In der Mitte der Thronnische schwebt über einem Regenbogen die Lichtgestalt des Erlösers als der König aller Könige, zu beiden Seiten Johannes und Maria. Unter ihm, zwischen Palmbäumen, befinden sich die Bilder der um die Ausbreitung des Christentums verdientesten und heilig gesprochenen Könige: Casimir von Polen, Stephan von Ungarn, Heinrich II. von Deutschland, Ludwig von Frankreich, Ferdinand der Katholische von Spanien, Eduard der Bekenner von England. Zu sechs und sechs abgeteilt, den Übergang zu den eigentlichen Saalwänden bildend, sieht man links und rechts davon die zwölf Apostel, über ihnen in Medaillons die sieben Gaben des h. Geistes symbolisch aufgefaßt, dann ferner die Darstellung des rechtsprechenden hl. Eduard, als Beispiel der Gerechtigkeit auf dem Throne, und ein großes Massenbild: Ferdinand von Spanien im Kampfe mit den Mauren. Ein weiteres kolossales Gemälde ist der heilige Stephan in der Bemühung, die heidnischen Ungarn zum Christentum zu führen. Dann folgen die Wohlthaten spendende heilige Elisabet, Clotilde von Frankreich, ihren Gemahl bekehrend, und Kasimir von Polen im Gebet. Dies ist die eine, rechte Langseite des Saales. An der Schmalseite, dem Thron entgegengesetzt, sind die Übergabe des von Heinrich dem Löwen erbauten Doms zu Bamberg an die Mönche dargestellt und die heiligen drei Könige, welche dem Stern der Verheißung folgen.

An der zweiten Langwand sehen wir die Bildnisse Stephans und Michaels von Ungarn und Ludwigs von Frankreich, wie er Kranke speist, Moses als Vermittler der göttlichen Gesetzgebung und, dem Throne zugewandt, in den Zwickeln der Kuppel, vier schwebende Engel, welche die Zeichen der königlichen Macht, Erdkugel, Scepter, Krone und Schwert, überreichen. Über diesen Darstellungen endlich befindet sich ein im großen Styl ausgeführtes Bild, welches die Zivilisation im Altertum und Mittelalter zu veranschaulichen sich zur Aufgabe gemacht hat. Das Gesagte wird hinreichen, um von der Pracht und den Größenverhältnissen dieses Raumes eine annähernde Vorstellung zu geben.

Aber als ob diese Pracht doch noch von einer größeren, unvergänglicheren überragt werden könne, durchbricht die westliche Längswand eine Loggia, von welcher sich eine entzückende Aussicht eröffnet. Was das Hochgebirg und Flachland in sich vereinigen können an köstlichem Reize und Schönheiten, hier liegt es aufgebaut,

ausgebreitet, in einer Kühnheit der Formen, einer Kraft und einem Glanz der Farben, einem Duft und einer Weihe, daß dem Beschauer zuletzt die Augen übergehen und ihm alles verdämmert zur Seligkeit eines wahren Traumes. Im Vordergrunde Wald und wieder Wald, lichtes Laubholz und dunkle Föhren abwechselnd, auf mäßig hohen Ausläufern der gewaltigen, den Hintergrund abschließenden, in kecken Linien sich abzackenden Hochgebirgshäupter, mit dem Säuling als dem mächtigsten. Sie schieben sich als langgestreckte, grüne Bergrücken vor, dazwischen die alte Burg Hohenschwangau, der Alpsee und Schwansee, so recht zwei eingefügte Spiegel, um die Schönheit dieser Bergwelt, dieses Himmels widerzustrahlen. Gegen Westen offnes, fruchtbares Gefilde, unabsehbar, verheißungsvoll.

Man kann's glauben, daß der König, wenn er von hier hinausschaute in sein Land, wenn er diese freie Luft atmete, sich nicht zurücksehnte nach dem Staub, den Qualen und der Qual seiner Residenz. Man muß hier oben stehen, um zu begreifen, mit welchen Sirenen-Armen die Einsamkeit umstrickt. Bald genug drängt sich ja die Wahrheit des Dichterwortes wieder auf:

„Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach der ist bald allein."

Nach dem Verlassen des Thronsaales überschreitet man den Vorplatz und steigt auf der Haupttreppe zum vierten Stock, dessen eine Hälfte durch den Galerieraum des Thronsaales eingenommen ist. Den Stiegenabschluß bilden acht Säulen aus Untersberger Marmor. Vor dem Eingang links steht jenes seltsame Steingebilde, der Drache zu den Füßen der Palme mit goldenen Früchten, dessen, als eines Hinweises auf des Königs trauriges Geschick, wir auch schon gedacht haben.

Die Wände des Vorplatzes zieren wieder Bilder aus der Sigurds- (Siegfrieds) Sage von Professor Hauschild, die Fortsetzung der in der untern Vorhalle gesehenen. Westwand: I. Gudruns Fahrt nach dem Tode Sigurds zu Thora nach Dänemark. II. Thora und Gudrun sticken in einem Teppich die Heldenthaten ihrer Vorfahren ein. III. Atli wirbt um die Hand Gudruns. IV. Gudruns Brautfahrt.

Über dem Fenster: V. Atli erzählt Gudrun seinen Traum.

Ostwand: VI. Atlis Boten an dem Hofe Gunnars. VII: Gudrun begrüßt Gunnar und Högni in Atlis Saal. VIII. Kampf der Niflungen mit den Hunnen. IX. Gudrun hält den Kriegern ein Totenmal und eröffnet dabei Atli, daß er die Herzen seiner Söhne gegessen, und aus ihren Hirnschalen getrunken habe. X. Gunnar gefesselt im Schlangenturm.

Nordwand: XI. Gudrun wirft die Brandfackel in die Burg. XII. Ins Meer sich stürzend, wird sie von den Wellen wieder ans rettende Ufer getragen.

Rechts öffnet sich ein prächtiger Tribünengang, welcher mit dem großen Festsaal zusammenhängt. Auch er ist mit Gemälden von den Malern Ferdinand Piloty, Spieß und Munsch geschmückt, welche in allegorischen Darstellungen die Parzifaldichtung versinnlichen.

Rechts vom Eingang: I. Parzifal begegnet am Charfreitag einer wallfahrenden Ritterfamilie. Einige Schritte weiter: II. Links die Figur der Saelde (das Heil).



Neuschwanstein

nordwestlich.

Nach einer Photographie des Hofphotographen G. Böttger.

III. Gahmurets Einzug in die eroberte Mohrenstadt Patelamunt. IV. Gahmuret gewinnt im Turnier Herzeleidens Hand und Krone.

Gegenüber: V. Gahmurets Sieg über Belakanens Feinde.

Am Eingange des Festsaals rechts: VI. Die Figuren der Staete (Ausdauer) und VII. Triuwe (der Treue), gegenüber VIII. Gawans Hochzeit mit Orgeluse. IX. Gawan bricht einen Zweig vom Baume des Königs Gramoflanz. X. Gawan versöhnt und verlobt Melianz mit Obir. XI. Gawan rettet einem verwundeten Ritter das Leben.

Gegenüber: XII. Gawans Abenteuer auf Klingsors Zauberschloß. Daneben die Figur XIII. Mâze (Mäßigkeit).

Nun betritt man den 27 m langen und 10 m breiten Festsaal, dessen großartiger Eindruck nicht hinter dem des Thronsaals zurücksteht. Offenbar nach dem Vorbilde des Wartburgsaales erbaut, zeigt er nach der einen Seite eine Säulenstellung, die ähnlich wie dort, einen halb abgeschiedenen, bühnenartigen Raum, die Sängerlaube, schafft, und eine Galerie trägt, auf deren Säulen die reich in blau, rot, gold und grün getäfelte gewölbte Holzdecke ruht. Vier riesige Kronleuchter mit zahllosen Kerzen hängen von dieser herab, sechs kleinere von der Galerie in der Seitenhalle; außerdem stehen an beiden Längsseiten des Saales je fünf übergroße, mit Krystall und Edelsteinen besetzte Kandelaber, deren gleichfalls jeder eine Masse Lichter trägt: es dürften insgesamt 3000 Kerzen auf diesen Kandelabern und Ständern stecken. Die Tragpfosten der Galerieen sind in reichem Schnitzwerk mit Figuren bedeckt.

Den Grund der Sängerlaube, zu der Stufen hinauf führen, schmücken eine ideale Urwaldlandschaft, mit dem Weltenbaum der Edda, in dessen Schatten die Weltenquellen entspringen und an dessen Stamme das Eichhörnchen auf und nieder läuft, — und zu beiden Seiten die Bildnisse der Minnesänger Wolfram von Eschenbach, Biterolf, Rainmar, Walter von der Vogelweide, Klingsor und Heinrich von Ofterdingen. Die Galeriewand enthält einige Darstellungen aus dem mittelalterlichen Minneleben. Die übrigen Wände bedeckt ein Bildercyklus, dessen Motive dem Parzifal Wolframs von Eschenbach entnommen und wiederum von den Malern Spieß, Piloty und Munsch ziemlich genau nach den bekannten Hauptscenen aus Richard Wagners Bühnenweihfestspiele dargestellt sind.

An der Fensterwand rechts: I. Parzifal erfährt auf der Jagd zuerst von Ritterschaft. II. Parzifals Abschied von seiner Mutter und III. Kampf mit dem roten Ritter. IV. Parzifals Hochzeit mit Kondwiramur. V. Er begegnet dem kranken Amfortas am See.

An der Stirnwand: VI. Parzifal wird vom Grals-König Amfortas gastlich aufgenommen und erhält nach der Tafel das Schwert. Oben darüber: VII. Parzifal wird von Jungfrauen zur Ruhe geleitet. VIII. Sein Traum auf der Gralsburg. Darunter: IX. Er verläßt die Gralsburg und wird auf der Zugbrücke verhöhnt.

An der Tribünenwand: X. Der Fluch der Grals-Botin Kundry über Parzifal (hieher gehörte der Reihenfolge nach das schon genannte Bild im Tribünengang: Parzifal trifft am Charfreitag mit einer wallfahrenden Ritterfamilie zusammen).

XI. Parzifal wird vom Einsiedler Trefrezent über die Gralswunder belehrt. XII. Er findet seinen Bruder Feirefis und wird XIII. durch Kundry zum Grals-König berufen.

An der Laubenwand: XIV. Parzifal wird von der Tafelrunde als Grals-König eingesetzt. XV. Lohengrins Abschied von der Gralsburg.

J. Albert's Kunstverlag hat diese Bilder der Parzifal-Sage in einer Sammlung vortrefflicher Photografien, mit begleitendem Texte von Louise von Kobell zugänglich gemacht.

An den Wänden des Saales entlang stehen mit je zwei neben einander liegenden Polstern bedeckte, im alten, einfachen Styl gehaltene Sitzbänke ohne Lehne. Die Polster sind in den prachtvollsten, golddurchwebten Seidenstoffen mit zarten roten und grünen Farben ausgeführt.

Wir wundern uns nicht, daß dieser lichtumflutete, farbenprächtige, streng stylgerechte und echt deutsch anmutende Saal mit seinen alte Volkssagen versinnlichenden Wanddekorationen und der herrlichen Aussicht der Lieblingsaufenthalt des Königs war. Stundenlang konnte er, in sich versunken, am Fenster stehen und auf die glänzenden Spiegel der Seen und ihre gigantische Umgebung blicken. Hier schaute er in das geheimnisvolle Dunkel der innersten Bergwelt hinein und man muß zugestehen, daß schwerlich eine Stätte zu finden, welche besser zu romantischer Schwärmerei geeignet sein könnte, als das Thal von Neuschwanstein.

Wieviele Opfer sind durch Irrenärzte schon mundtot gemacht worden!?

In der letzten Periode seiner Geisteskrankheit, ließ sich König Ludwig öfters die hunderte von Wachskerzen dieses zwischen Himmel und Erde schwebenden Saales anzünden und verbrachte dann die Nächte in einsamem Auf- und Abwandern und in irren Reden mit sich selber sprechend; hie und da mußten auch die Kerzen in sämtlichen Sälen und Gemächern des Schlosses aufflammen und weidete er sich dann in dunkler Nacht von der Marienbrücke aus an dem Lichtmeere, das dem feenhaften Bau entströmte.

Mit wahrer und tiefer Bewunderung verlassen wir Neuschwanstein.

Oho!!

Die Königsschlösser werden König Ludwigs II. Andenken sichern, solange sie stehen, wenn auch der Reiz der Neuheit allmälich sich verlieren und der Zudrang zu ihnen ein geringerer werden wird. Ob der Reichtum an Kunstwerken, den wir in ihnen aufgezählt und geschildert haben, heute noch mit dem wirklichen Inventar stimmt, wissen wir nicht, denn wir haben nach dem Augenschein erzählt, der uns unmittelbar nach des Königs Tode, lange vor Erschließung der allgemeinen Besichtigung, vergönnt gewesen, als z. B. in Neuschwanstein auf dem Leuchter des Speisetisches die Zigarre noch lag, wie sie der König hingelegt hatte, als ihm das unheimliche Geräusch vor der Thür die drohende Gefahr verriet, als die Blumen des Straußes noch nicht verwelkt waren, den ihm, als letzten der oft gespendeten am Morgen jenes Tages eine norddeutsche Schriftstellerin geschickt hatte.

Seitdem ist vieles aus des Königs künstlerischem Nachlaß und zwar meist, wie man sagt, so unter der Hand veräußert worden. Wie man nach dem Tode des



Schloß Neuschwanstein.
Sängersaal.

Albertypie und Verlag von Jos. Albert in München.

Monarchen noch eine Menge unausgepackter Kisten vorfand, so mag es ja sein, daß viele Doubletten vorhanden waren, denn eine krankhafte Eigentümlichkeit des Königs war auch die, daß er von demselben Gegenstande, der ihm gefiel, sofort noch einen zweiten haben wollte, sei es ein Schrank, eine Büste, eine Vase. Er schlug oft die seltsamsten Wege ein, um in den Besitz dieser Wiederholung zu gelangen. In der Regel erklärte er das erste Stück für fehlerhaft, oder zu groß, oder zu klein, so daß ein neues angefertigt werden mußte, wobei es selbstverständlich sei, daß er auch das erste mißlungene behalten wolle. Eine Büste Ludwigs XV. in gebrannter Porzellanerde war in Nymphenburg angefertigt worden. Der König äußerte sich höchst unzufrieden über dieselbe und befahl, um etwas Ordentliches zu erhalten, den Auftrag nach Sèvres zu geben. Das geschah; nun besorgte er, des Nymphenburger Fabrikats verlustig zu werden. Er ordnete also an, daß man dies als Modell nach Sèvres schicke und daß es mit dem genau nach demselben zu fertigenden neuen Stücke zurückkommen müsse.

Obwohl es nun möglich und wahrscheinlich, daß unter den verkauften Sachen aus dem Nachlaß des Königs viele Doubletten gewesen sein mögen, so ist auf der anderen Seite doch gewiß, daß auch manch andere und recht kostbare Unica den Weg nach allen Richtungen hin — wir erinnern nur an die Ehni'sche Ausstellung in Stuttgart — gefunden haben. Aber wenn man selbst auch dagegen nichts einzuwenden hätte, so wäre es doch in Hinblick auf München, dessen Kunstgewerbe es war, welches jene Schlösser so reich ausschmückte, billig gewesen, das, was man einmal weggeben wollte, vorher in einer Kollektiv-Sammlung allgemein zugänglich zu machen und so jenem zur öffentlichen, allgemeinen Anerkennung zu verhelfen.

An Neuschwanstein knüpft sich die Katastrophe König Ludwigs II.; auf ihm spielte sich der erste Akt des Trauerspiels vom 13. Juni 1886 ab.

Wie ist es zu jener gekommen, wie hat sie sich vollzogen?

Diese Frage zu beantworten, ist die letzte traurige Aufgabe unseres Buches, der wir uns zu unterziehen haben.

Es gibt Störungen des Seelengebietes, welche dasselbe von allen Seiten gewissermaßen überfallen und in kurzer Zeit in ihren Symptomen sich so prägnant äußern, daß Niemand mehr an ihrem Vorhandensein zweifeln kann. Dagegen schleichen sich andere wieder so unmerklich und langsam ein und schreiten eben so allmälich fort, daß, wer nicht sachverständig ist, noch keinen Gedanken an eine feindliche Invasion des Seelengebietes hat, während das ganze Territorium schon in höchster Gefahr ist.

Für eine solche Störung letzterer Art erklärte das einstimmige, der Volksvertretung vorgelegte Gutachten der bedeutendsten Psychiater die Krankheit des Königs, für die ihre Wissenschaft den Namen „Paranoia", „Verrücktheit" oder auch „primäre Verrücktheit" hat. Wenn es vielen schwer fiel und sogar jetzt noch fällt, daran zu glauben, daß der König von jener betroffen war, so kann das seine Erklärung nur

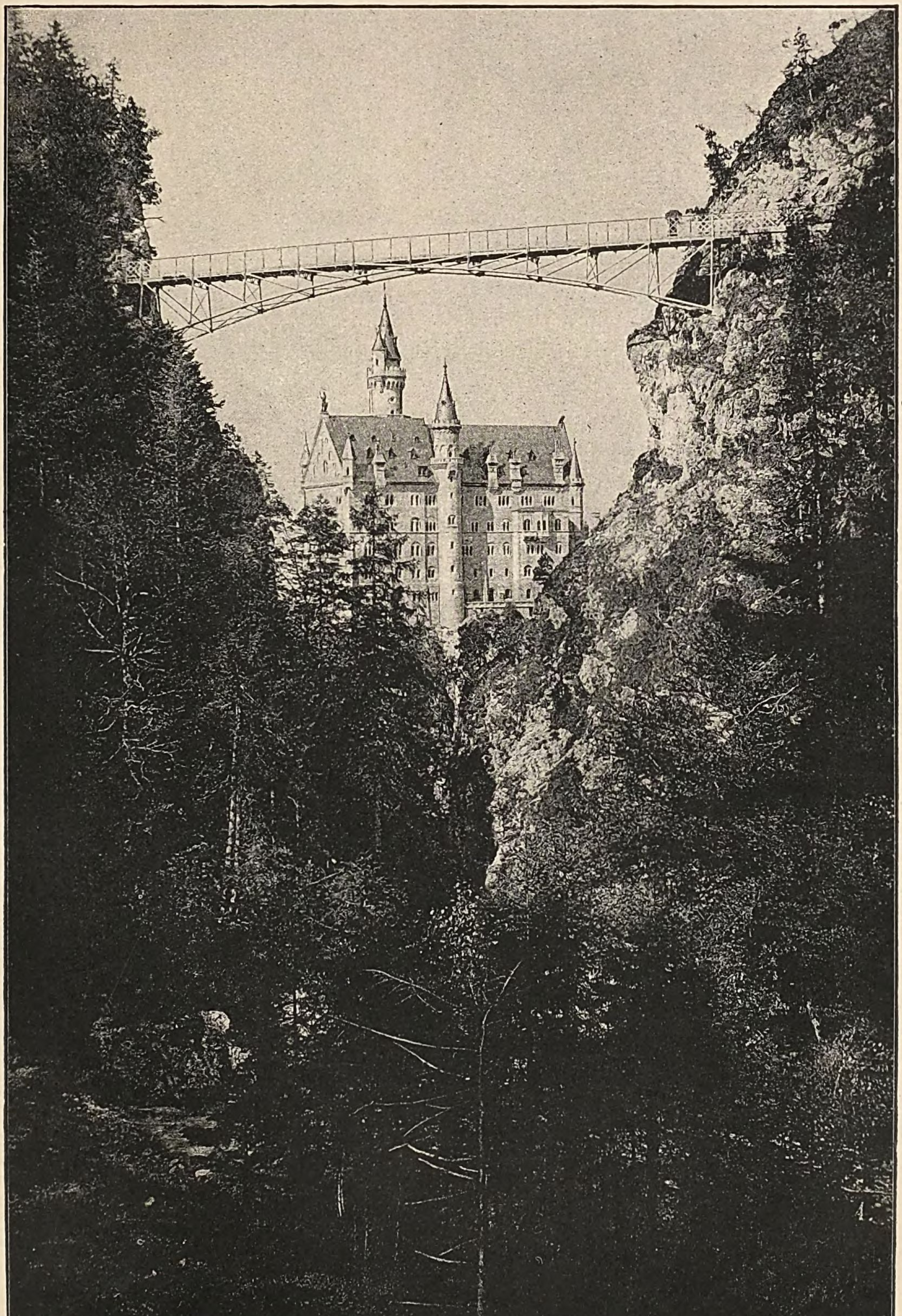
darin finden, daß bei solchen Verrückten für den Laien immerhin ein Widerspruch der Thatsachen darin erscheinen kann, daß jene nicht aufhören, bis zu einem gewissen Grade logisch zu denken und konsequent sogar mit ausdauernder Zähigkeit zu handeln. Nur daß diese Ziele dieses Denkens und Handelns sich immer mehr von der Vernunftgemäßheit entfernen. Die gesunde Geistesströmung geht lange noch neben der kranken her, bis letztere, vielleicht noch durch eine äußere Veranlassung, wie beim König durch seine sich immer mehr steigende Bauwut und das Mangeln der zu dieser nicht mehr im Verhältnisse stehenden Geldmittel, doppelt erregt, die andere ganz verschlingt und unterdrükt.

Die Paranoia ist eine sogenannte Degenerationsform: sie befällt nur solche, die von Haus aus eine gewisse Widerstandslosigkeit des Nervensystems besitzen und mit einer Disposition zu einer geistigen Störung erblich belastet sind. Diese war bei König Ludwig vorhanden. Soviel man aus einer Reihe Mitteilungen und Kundgebungen aus der Zeit von seinem 15. bis 19. Jahre schließen kann, traten schon damals die deutlichsten Zeichen eines zur geistigen Erkrankung disponierten Wesens auf: häufiger, anscheinend grundloser Stimmungswechsel, große Erregbarkeit der Phantasie, sowie des Wollens bei geringer Ausdauer.

Im Charakter konnte man Exzentrizität, Schwärmerei und Neigung zur Ungeselligkeit bemerken, das Temperament war sehr leicht verletzlich, die Intelligenz das Mittelmaß weit überschreitend, aber in der vorwaltenden Phantasie einseitig.

Ebenso schlummerte schon im Knaben und Jüngling jener Keim hochgradiger Reizbarkeit, welche dann später den Mann zu den furchtbarsten Zornes- und Wutausbrüchen hinriß, in denen sich eine Herzensroheit und Grausamkeit offenbarte, wie ein Shakespeare sie nicht tückischer seinen Tyrannen imputieren konnte.

Wenn auch häufig geistige Zwangsvorstellungen Ursache waren, daß seine Umgebungen und namentlich seine Diener schwere Stunden zu bestehen hatten, so war es doch zuweilen sicher blos die Lust am Quälen, die ihn veranlaßte, von denselben unmögliche Dinge zu verlangen und ihnen allerlei raffiniert ersonnene Demütigungen aufzuerlegen. Unerschöpflich war die kranke Phantasie, sich alle Folterqualen auszumalen, welche die der königlichen Gunst verlustig Gegangenen treffen sollten. Einen seiner Lakaien monatelang nur mit einer schwarzen Larve über dem Gesicht und einen anderen, zum Kennzeichen seiner Dummheit, mit einem Lacksiegel auf der Stirne vor sich erscheinen zu lassen, war, wenn der Ausdruck erlaubt ist, so mitunter eine humoristische Schattierung des düsteren Zuges. Charakteristisch für diesen ist auch, daß bei seinen Separatvorstellungen zuletzt nur noch solche Stücke ihm zusagten, in welchen sich die Tragik und die Grausamkeit in den befohlenen szenischen Darstellungen steigerten; je mehr, und auf wie grausamere Art Menschen theatralisch zu Tode gequält wurden oder starben, desto größer war der Beifall des Königs für den Dichter und Schauspieler. Daß der König in der letzten Zeit in der That glaubte, daß seine grausamen Befehle wirklich ausgeführt worden seien, daß der Eine verurteilt im Burgverließ schmachte, der Andere gepeitscht, der Dritte getötet sei, deutete jedenfalls einen schon tiefen Verfall der Geistesthätigkeit an. So kalt



Neuschwanstein

mit der Marienbrücke.

Nach einer Photographie des Hofphotographen G. Böttger.

übrigens der kranke König sich über die Störungen des Familienglückes eines anderen Menschen hinwegsetzen konnte, so unfähig war er zur Ertragung der geringsten Beeinträchtigung seines eignen Wohlseins. Er hatte fortwährend an den Folgen schadhafter Zähne, an häufigen Schmerzen und ständigem Magenkatarrh zu leiden, aber er duldete lieber Jahrzehnte lang alle möglichen Unannehmlichkeiten, als daß er sich hätte entschließen können, die paar Zahnüberreste entfernen und ein künstliches Gebiß anfertigen zu lassen.

Bei der primären Verrücktheit (ich folge teilweise zwei noch im Jahr der Katastrophe erschienenen Schriften: „Der Charakter Ludwigs II. von Bayern, eine psychologisch-psychiatrische Studie von Dr. med. Franz Karl *" und der von mir selbst, aber damals anonym herausgegebenen: „König Ludwig II., ein Rückblick auf den 13. Juni 1886, von einem Mitglied der bayrischen Abgeordnetenkammer") sind es zwei Wahnideen, welche das Krankheitsbild zu beherrschen pflegen: entweder der Verfolgungswahn oder der Größenwahn oder beide nebeneinander.

Der Verfolgungswahn kam bei König Ludwig nur untergeordnet und zeitweise zum Vorschein. So ist sein Vorhaben, einen Geheimbund zu gründen, hieher zu rechnen. Das Volk sollte scharf überwacht und jede allenfallsige Regung von Unzufriedenheit sofort unterdrückt werden; ein Bund von Verschwornen sollte sich damit beschäftigen, die Volksstimmung stets auszukundschaften, und die Aufgespürten und Unzufriedenen anzuzeigen. Jene, bei der Anwesenheit des Königs in München befohlene strengste Bewachung der Fahr- und Gehwege des englischen Gartens und des königlichen Wagens während seiner Spazierfahrten durch Gensdarmen, ist jedoch wohl nur zum Teil dem Verfolgungswahn (einer völlig unbegründeten Furcht vor den Sozialdemokraten), zum andern Teil auch dem Größenwahn zuzuschreiben, indem Ludwig II. es liebte, durch möglichste Entfaltung von Machtvollkommenheit sich als Herrscher zu zeigen. Auch die Menschenscheu und die Menschenverachtung („das Volk verdient es nicht den König zu sehen") hatte an diesen Maßregeln ihren Anteil. Beide gingen Hand in Hand.

Den König konnte als solchen niemand hindern, die Einsamkeit aufzusuchen und in ihr nach allen Gutdünken seine Lebensweise einzurichten. Dort konnte er in stiller Nacht seinen schwelgenden Phantasien Audienz geben, und dafür den Tag zur Nacht machen. Dort ward seine durch trübe Eindrücke, zu welchen nicht am mindesten die Lösung seiner Verlobung gehörte, auf sein verletzliches Gemüt entstandene Menschenscheu bei zunehmendem Größenwahne zur Menschenverachtung; dort wurde er in seinen Träumereien durch nüchterne Erwägung realer Dinge und durch lästige Pflichten nur dann gestört, wenn er die Störung zugab. Es waren eben so wohlgemeinte als vergebliche Wünsche und Klagen, die man allenthalben über des Königs Hang zur Einsamkeit vernahm. Sein Wille war schwächer als seine Krankheit, oder vielmehr die Willensschwäche war eben ein Teil seiner Krankheit: der König konnte nicht anders handeln, als er handelte. Ultra posse nemo tenetur.

Der Größenwahn war es, der im Lauf der Jahre das Thun und Treiben des Königs immer mehr und in der letzten Zeit völlig beherrschte. „Jeder Zoll ein

König," so dachte und sagte der Bürger, der den König bei irgend welchen festlichen Veranlassungen zu sehen Gelegenheit hatte, das schärfere Augen des Psychologen nahm jedoch die Haltung mit zurückgebogenem Haupte und dem Grandezza-Schritt als Zeichen von Größenwahn. Es ist wohl möglich, daß Ludwig II. vor und unmittelbar nach seiner Thronbesteigung noch Absichten von Volksbeglückung und ein gewisses Maß von Liebe zu den Menschen hatte. Als aber vor dem 19 jährigen, mit krankhafter Seele begabten Jüngling sich Alles zu Boden warf, ihn umschmeichelte und glorifizierte, wie sollte sich da nicht der Wahn in dieser Seele festsetzen, Er, Ludwig II. sei ein großer, gewaltiger Herrscher, der den Gesetzen und Pflichten nur in so fern unterthan sei, als er dies selbst wolle? Und während er anfangs sicher noch mit Vernunft und Willenskraft die auftauchenden Wahnideen bekämpfen und unterdrücken konnte, stahlen sie sich ihm doch immer öfter ins Bewußtsein und hielten ihn endlich wie mit eisernen Klammern in ihrer Gewalt.

Fürsten stehen an sich auf einer Lebenshöhe, auf der ohne Schwindel zu wandeln fast unmöglich ist. Und dieser Schwindel verdichtete sich und verdüsterte des Königs Sinn bald in solchem Grade, daß für das Majestätsbewußtsein, wie es sich in ihm entwickelte, in der Geschichte der Könige, auch die der römischen Imperatoren eingezogen, fast kein zweites Beispiel aufzuzeichnen ist. Nicht sowohl aus dem, doch ganz modernen, Begriffe des Gottesgnadentums der Monarchie, entwickelte sich ihm jenes, sondern es war eben das l'état c'est moi Ludwigs XIV., das ihn beherrschte, ja, mehr noch, der Cäsarenwahnsinn, von dem Sueton erzählt.

Ludwig XIV. wurde sein Ideal. Die zahllosen Schriften und Bücher, die er über das Leben und Treiben jenes Königs las, gaben seinem Wahn unausgesetzt Nahrung, und dieser steigerte sich immer höher. Zuerst zufrieden, Ludwig XIV. in seinen Werken peinlich nachzuahmen, suchte er später in Allem, selbst in Gang, Haltung, Sprache, und den kleinsten Gewohnheiten sein erhabenes Vorbild zu erreichen, bis seine mächtige Phantasie sich steigerte zur Illusion und Hallucination und er den großen König leibhaftig vor sich zu sehen, mit ihm zu sprechen und schließlich in ihn selbst verwandelt zu sein wähnte. Uns wird und muß es betrüben, z. B. im Schlosse zu Herrenchiemsee, überall der Verherrlichung des französischen Autokraten zu begegnen, und doch dürfen wir diese eigentlich nicht einem unpatriotischen Gefühl des Königs zuschreiben: bei ihm waren die ethischen Empfindungen und darunter die Vaterlandsliebe sehr gering, aber es war dies kein Willensakt, sondern ein Sympton einer tief ernsten geistigen Erkrankung. Ebenso wenig könnte man dem König einen Vorwurf daraus machen, daß er 1870 nicht mit ins Feld zog und auch den Heimkehrenden so wenig Interesse entgegenbrachte, daß er z. B. beim Einziehen seiner Truppen in München die Verwundeten-Tribüne kaum eines Blickes würdigte. Sein dem Realen völlig abgeneigtes Gemüt konnte kein Interesse haben an der Politik und an den Greueln eines Krieges und sein in Größenideen schwelgendes Selbstbewußtsein mußte durch den äußern Zwang der geänderten politischen Verhältnisse aufs empfindlichste gekränkt und verletzt werden, während wieder sein Wille nicht stark genug war, diese mächtigen Unlustempfindungen zu unterdrücken.

Auch im Verkehr mit seiner Umgebung dokumentierte sich die Zunahme des Größenwahns. Die Diener durften dem höchsten der Könige nicht mehr ins Gesicht blicken, sie mußten tief gebeugt vor ihm stehen, so daß der Oberkörper geradlinig abgebogen war und man bei ihrem Herankommen nur die Kopfhaare sah. Hatten sie in dieser Stellung ihren Auftrag ausgerichtet, mußten sie eben so gebückt, ohne kehrt zu machen, rückwärts gehen, und nur vorsichtig visieren, daß sie den Ausgang richtig fanden. Ja, schließlich durften sie nur noch durch die verschlossene Thüre die Befehle entgegen nehmen und durch Kratzen an jener Antwort geben. Es erscheint unbegreiflich, daß sich Leute hiezu verstanden und dabei nicht die ernstesten Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit ihres Herrn kundgaben. In solcher Umgebung mußte natürlich der Größenwahn rasch zur unheilvollsten Entwicklung gelangen. Das Aufsuchen der höchsten Bergesgipfel zu längerem Aufenthalte, das intensive Interesse an der Konstruktion einer Flugmaschine, waren eben so Symptome von Größenwahn wie die Einführung des chinesischen Ceremoniels, die Ausfertigung zahlreicher Todesurteile und das Sicherhabendünken über Zeit und Raum, das den König bei Bestellung von Waaren u. s. w. zur quälendsten Ungeduld veranlaßte, denn für einen König sollten Telegraph und Eisenbahn tausendmal rascher arbeiten als für irgend einen anderen Menschen.

Bei Beurteilung der Krankheit König Ludwigs sind von ganz besonderer Bedeutung auch die Störungen des Wollens. Wir haben vorhin schon darauf hingewiesen, daß die Verrücktheit nicht immer gleich sich möglichst auffällig dokumentieren muß, und so fiel es auch in allen Kreisen, in denen das Königsdrama besprochen wurde, am allermeisten auf und gab es besonders beim Landvolk in den Bergen zu den bedenklichsten Vermutungen und Zweifeln Anlaß, daß neben den offenbar verkehrten Handlungen des Königs seine Intelligenz scheinbar völlig gesund geblieben war. Die Schädigung der Intelligenz ist jedoch in solchen Fällen fast stets zu erweisen, mag auch das Gebahren des Kranken noch so sehr dem eines geistig Gesunden ähnlich sein. Man muß bedenken, sagt jene von uns angeführte Schrift, daß wohl der Mechanismus des Urteilens und Schließens, der durch Erziehung und Übung erlangt worden ist, unversehrt bleiben kann, während die übrige geistige Kraft krank ist. Der Kranke hat Wahnideen, sie sind die Ursache seines verkehrten Handelns, er besitzt jedoch mittels der ihm eigenen, formell zwar richtigen, aber durch falsche Urteile dennoch verschrobenen Logik die Fertigkeit, seine Wahnideen mehr oder weniger geschickt zu verbergen, und er erscheint nun, weil er mit List und Überlegung handelt, dem Laien geistig normal.

König Ludwig konnte sich im hohen Grad nach außen hin anders geben, als er wirklich war. Mit fast bewunderungswerter Raffinerie wußte er oft seine wahren Ansichten und Absichten lange zu verbergen, um in dem ihm geeignet scheinenden Momente plötzlich mit denselben hervorzutreten. Schon in seiner Knabenzeit soll es ihm die größte Freude bereitet haben, wenn er seine Lehrer hatte irgendwie täuschen können. Diese Gabe blieb ihm auch bei zunehmender Krankheit treu und sie war es, mit der er den sonst so erfahrenen und äußerst vorsichtigen Dr. Gudden zu dem

verhängnisvollen Abendspaziergang veranlaßte. Die Sekretäre und die Diener des Königs wußten aus langjähriger Erfahrung, daß ihm um so weniger zu trauen war, je harmloser und liebenswürdiger er sich zu geben verstand. So viel Kraft und Selbstbeherrschung besaß er immer noch, um keinen Preis etwas Abnormes an sich merken zu lassen. So suchte er auch noch wenige Wochen vor der Regentschaftserklärung die Gerüchte zu entkräften, die über ihn umliefen und von denen er jedenfalls Kenntnis hatte. Er ging viel spazieren, redete einzelne ihm Begegnende an und er wußte ganz genau, welchen Erfolg er hiedurch beim Volke erzielte, denn er fühlte seine Krankheit, schauderte aber vor ihren möglichen Konsequenzen.

Auf einem dieser letzten Spaziergänge soll der König einem armen Knaben, der im Walde Holz und Streu sammelte, begegnet sein. Auf die Frage, warum er in Not sei, antwortete der Kleine: weil sein Vater, der früher am Adlerschroffen Steinhauer gewesen, keine Arbeit mehr habe, da dem König das Geld zum bauen ausgegangen sei. Der König lachte und schenkte dem Buben fünf Mark. Jedenfalls war dieses Lachen kein joviales, sondern ein sehr bitteres, denn das naive Geschwätz des Knaben erinnerte den König an eine ihm äußerst schmerzhafte Thatsache.

Das Wollen bei Geisteskranken kann vermindert oder erhöht werden; letzteres war bei König Ludwig der Fall. Jenes krankhaft gesteigerte Selbstgefühl, das sich über alle Schranken erhaben dünkte, seine Unfähigkeit, über die Nützlichkeit seiner Handlungen nachzudenken, sowie sein durch fortwährend erregte Gefühle gesteigerter Thätigkeitsdrang ließen eine Reflexion über die verschiedenen Möglichkeiten von Wollen und Nichtwollen nicht zu. Der Widerspruch, der darin zu liegen scheint, daß der König einerseits sehr energisch seinen „Willen“ kundzugeben und durchzusetzen wußte, während er andererseits durch seine Krankheit unfähig war, im Sinne der Reflexionen seine Handlungen einzurichten und zu bethätigen, ist nur ein scheinbarer. Sein „Wille“ war nicht das Resultat klarer Urteile und logischer Beweggründe, sondern das krankhaft intensive Bestreben, seine Gedanken und Empfindungen sofort in Handlungen zu übertragen.

Als charakteristisch für letzteres sei nur eine verbürgte Thatsache angeführt. Am 60. Geburtstag seiner Mutter, am 15. Oktober 1885, kam der König von Linderhof ganz unerwartet, ohne jegliche vorhergegangene Anmeldung nachts 10 Uhr, als die Königin schon im Begriffe war, sich zur Ruhe zu begeben, nach Hohenschwangau, läutete selbst am Thore an und wünschte die Königin zu sprechen. Daß sein plötzliches Erscheinen das ganze Schloßpersonal wie einen aufgestörten Ameisenhaufen untereinanderbrachte, schien ihm höchliches Vergnügen zu bereiten und auch die dann folgende Unterredung mit der Königin Mutter trug das Gepräge größter Heiterkeit und Herzlichkeit. Sicherlich lagen aber diesem unerwarteten Besuche keine wichtigen politischen oder sonstigen ernsten Gründe unter, sondern wahrscheinlich hatte der König eben eine ähnliche Anekdote von Ludwig XIV. gelesen, die ihm so gefiel, daß er sie sofort nachzuahmen sich beeilte. Er blieb damals, nachdem man schleunigst seine Zimmer in Bereitschaft gesetzt hatte, in Hohenschwangau über Nacht, worauf am folgenden Tage die Königin ihn bis halbwegs Reutte begleitete und er zärtlichen Abschied von ihr nahm. Es war die letzte Begegnung zwischen Mutter und Sohn.

Bei dem in der letzten Zeit immer rascher vorgeschrittenen geistigen Verfall ist es erklärlich, daß den König, der sich alles unterthan glaubte, die Schwierigkeiten gewaltig erschüttern mußten, die ihm durch die in seiner Kabinetskasse sich mehr und mehr anhäufenden Verlegenheiten bereitet wurden. Es lag am Tage, daß die erstandene und äußerst schnell und bedenklich anwachsende Schuldenlast keine bloße Folge eines unrichtigen Finanzgebahrens oder durch vorübergehende kostspielige Launen des Königs bedingt war, sondern daß ein tieferes chronisches Übel vorliegen mußte, entsprungen aus der völligen Unfähigkeit des Königs, den Flug seiner Phantasie unter die klare Einsicht der thatsächlichen Verhältnisse zu beugen, d. h. Ausgaben und Einnahmen aus eigener Initiative und Kraft ins Gleichgewicht zu bringen. Viele jedoch, auch Leute aus gebildeten Kreisen, waren sittlich entrüstet darüber, daß das bayerische Volk seinen König, der sich nun zufällig einmal „verbaut" habe, wegen der „paar Millionen" sitzen lasse, es sei dies eine Schmach vor dem Ausland u. s. w. Und noch heute gibt es Menschen, die fest überzeugt sind, der König wäre durch sofortige Zahlung der Schulden vor weiterem Unheil bewahrt geblieben. Wem jedes Verständnis für das Wesen und den Verlauf einer Geisteskrankheit mangelt und wer auch einer eingehenden Auseinandersetzung über eine solche unzugänglich ist, dem ist weder durch Logik noch durch Vernunft beizukommen.

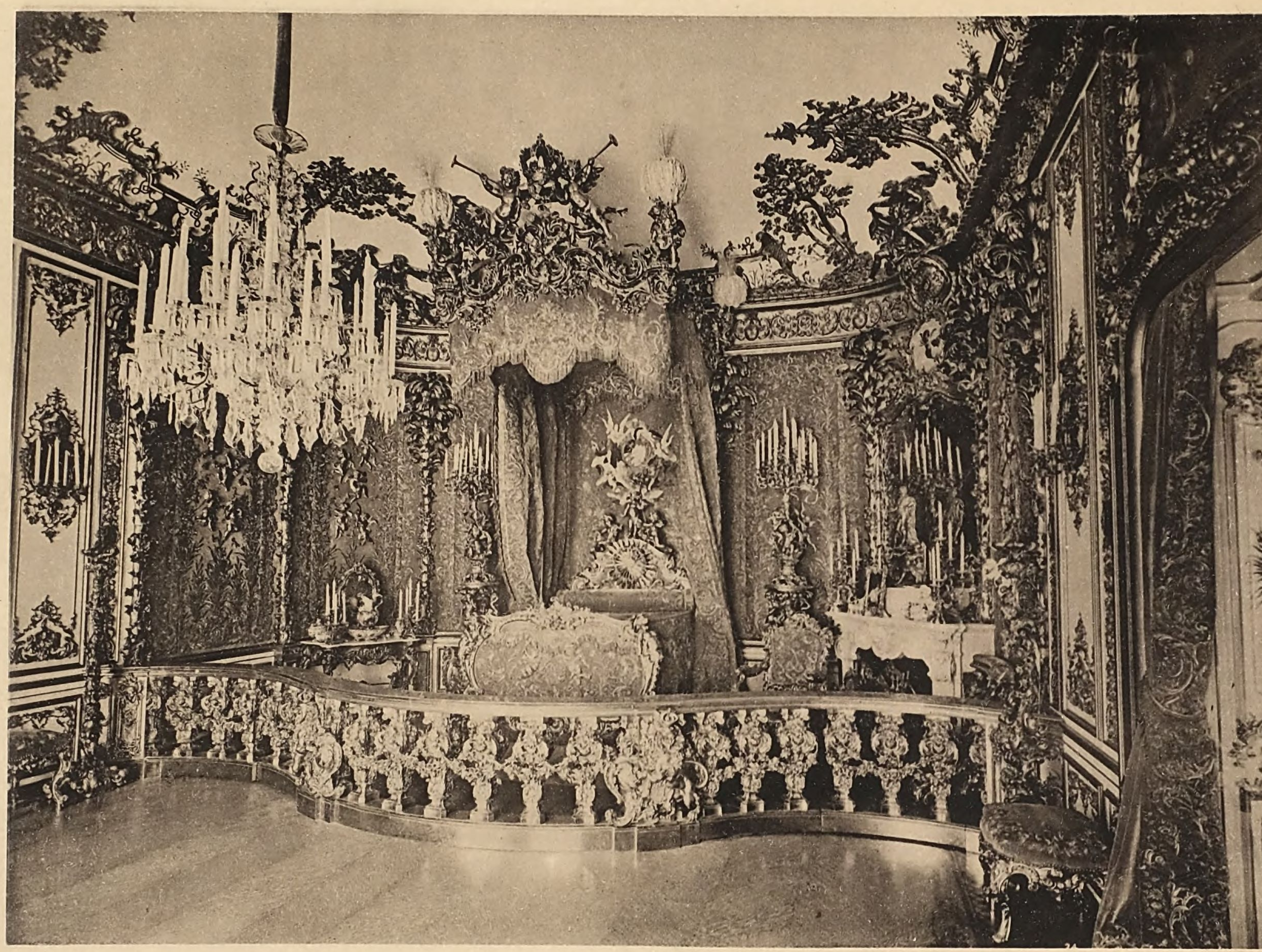
König Ludwig hatte kein anderes Streben, keine andere Freude mehr, als jeden Tag neue Phantasiegebilde verwirklichen zu können, wobei es ihm gleichgültig war, ob darüber Land und Volk zu Grunde gingen oder nicht. Und wenn man alle seine Wünsche erfüllt hätte, hätte ihn man dann retten können? Nein, denn die ferneren Wünsche wären immer größer, unerfüllbarer geworden, sie entsprangen ja nicht einer etwa durch Willenskraft bezähmbaren Laune, sondern einem kranken Gehirn, das in seinem Urteil und Wollen geschädigt war. Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die absolut nötig gewordene Zwangsmaßregel der Einsetzung einer Regentschaft den von seiner geträumten Machthöhe geschleuderten unglücklichen König zum raschen Entschlusse der Selbstvernichtung trieb; aber mit eben so großer Wahrscheinlichkeit kann man sagen, daß König Ludwig früher oder später auf ähnliche Weise hätte enden müssen, und seine Seele wäre von wahren Folterschmerzen zermartert worden, bis ihm endlich der Todesengel die heißersehnte Erlösung gebracht hätte.

Schon im Jahre 1884 hatte der Finanzminister v. Riedel ein Anlehen von 7½ Millionen für die k. Kabinetskasse zu stande gebracht, allein schon am 29. August 1885 wieder beauftragte ihn ein k. Handschreiben, die Vereinigung einer neuen Schuld von 6½ Millionen herbeizuführen. Eine, die bedrängte Lage jener Kasse offen beleuchtende Vorstellung des Ministers zog diesem einen von einem Subalternen ihm überbrachten Verweis, daß er es gewagt hatte, sich direkt an die Majestät zu wenden, zu, welchen er mit seinem Entlassungsgesuch beantwortete, dem die übrigen Minister, im Fall seiner Annahme das ihre folgen lassen zu wollen erklärten. Auch ihnen wurde, jedem einzeln, durch einen Generaladjutanten der allerhöchste Unwille über ihren Schritt ausgedrückt, allein ein gnädiges Kabinetschreiben bat doch wieder den Finanzminister im Amt zu bleiben. Die Krisis der Kabinetskasse aber wurde immer

bedrohlicher; schon standen gerichtliche Klagen gegen dieselbe in Aussicht. Die Art nun, wie der König Versuche machen ließ, sich Geld wo immer her zu verschaffen, ist wohl ein Hauptbeweis, wie weit schon im Frühjahre des Jahres 1886 seine geistigen und sittlichen Kräfte in Verfall geraten waren. Sein Vertrauter, der Marstallfourier Hesselschwert, mußte nach Regensburg gehen, um beim Fürsten Thurn und Taxis ein Anlehen von 20 Millionen aufzunehmen; dann kamen der Kaiser von Oesterreich und Brasilien, die Könige von Belgien und Schweden, selbst der Sultan und der Schah von Persien, diese wenigstens in Gedanken und Plan, an die Reihe. Und sollten diese Bittversuche fehlschlagen, so wurde Befehl gegeben, Leute zu werben, die in den Banken in Stuttgart, Frankfurt, Berlin und Paris einbrechen sollten. Man hat unter jenen fürstlichen Personen, an die Hilfsgesuche ergangen sein sollen, auch die Prinzen von Orleans, insonderheit den Grafen von Paris, genannt und daraus einen gewiß berechtigten Anklagepunkt gegen die nationale Gesinnung des Königs gemacht. Aber gerade dieser erscheint nach dem Ausweis der Akten, wenigstens in der Behauptung, daß jener im Fall einer namhaften Unterstützung die Neutralität Bayerns für einen künftigen deutsch-französischen Krieg zugesichert hätte, völlig entkräftet. Denn der im Mai 1886 ergangene schriftliche Befehl, sich an die Orleans zu wenden, enthielt auch nicht die fernste Andeutung an eine Bedingung, wie die erwähnte, und ist auch nicht vollzogen worden. Und ebensowenig steht mit ihm ein von einem ganz unbekannten französischen Agenten an den König adressierter, aber nie in dessen Hände gelangter, sondern im Kabinet zurückbehaltener, Brief vom 7. Januar, welcher allerdings ein bedeutendes Darlehen gegen jenes Neutralitätsversprechen anbietet, im Zusammenhang, so daß in der That die in der Presse vielfach verbreiteten Darstellungen und Besprechungen dieser Angelegenheit einer faktischen Grundlage entbehren.

Trotzdem, daß der König ersehen mußte, und es auch wirklich ersah, daß alle seine Bemühungen, sich neue Hilfsquellen zu erschließen, umsonst waren, erließ er fort und fort Befehle zu neuen Anschaffungen und Bauplänen, von welch letzteren einer für die neue Burg Falkenstein, auf einem fast unzugänglichen Berggipfel an der tiroler Grenze, und für ein chinesisches Schloß fertig vorlagen.

Ein am 26. Januar an den Minister des Innern v. Feilitzsch gerichteter, eigenhändiger Brief des Monarchen erklärte diesem, daß das Fortbauen seine Hauptlebensfreude sei, deren Verhinderung ihn zum Verlassen seines Landes, oder — zur Selbsttötung führen würde. Gleichzeitig aber sollte der Minister sich äußern, ob es nicht möglich sei, die Schlösser zum Scheine in das Inventar der Civilliste eintragen zu lassen, um sie so dem Zugriffe der Gläubiger und der Gerichtsvollzieher zu entziehen. Zur eventuellen Vertreibung der letzteren, „des Gerichtsgesindels,“ sollte der Adjutant Dürkheim ein Kontingent aufbieten, wovon aber der Hof- und der Kabinetssekretär nichts erfahren dürften, da diese Furcht vor den Gesetzen und den Kammern hätten. Soweit war es schon gekommen, daß Gesetz und Verfassung deren oberstem, von Gott bestellten Hüter nichts mehr galten, daß sie ihm als Hindernis für die Erfüllung seiner eigensüchtigen Wünsche erschienen. Aber doch sollte noch eine Einwirkung auf die Volksvertretung versucht und an diese das Ansinnen gestellt



Linderhof.

Schlafzimmer.

Alberttypie und Verlag von Jos. Albert in München.

werden, „zur Erfüllung der Unterthanenpflicht des Volkes und um diesem wieder die allerhöchste Gunst zuzuwenden," die Mittel nicht nur zur Deckung der ins Riesige angewachsenen Schulden, sondern auch noch zum Weiterbauen zur Verfügung zu stellen. Und in der That hielt es das Ministerium für notwendig und seinen Pflichten gegen König und Land gleich entsprechend, mit den Kammern in vertrauliche Fühlung und Besprechung zu treten, die aber, wie zu erwarten war, ein negatives Resultat hatte, indem ein Zweifaches konstatiert wurde, einmal, „daß eine unrefundierliche Leistung von Landesmitteln an die Kabinetskasse nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg habe, und daß zweitens auch eine Kreditvorlage, wonach der Kabinetskasse ein verzinsliches und refundierliches Darlehen vom Staate gewährt werden sollte, keine entsprechende Mehrheit in der Abgeordnetenkammer finden würde". Wortwörtlich berichtete das Vorstehende das Gesamtministerium am 5. Mai in einer vom vollsten Freimut zeugenden und den furchtbaren Ernst der Lage in seiner ganzen Wahrheit darlegenden Vorstellung an den König, ihm aber auch Mittel und Wege zu den nötigen Einschränkungen und Ersparnissen zeigend und mit der Bitte schließend, „behufs persönlichen Verkehrs mit der Welt und mit den jeweiligen Trägern seiner Regierung" in seine Residenzstadt zurückzukehren und „sich selbst Ruhe und Frieden, dem Vaterlande aber Glück und Heil zu bescheeren". Das Ministerium blieb auf dieses, sein letztes Wort ohne Erwiderung, aber der Lakai Maier bekam an den schon genannten Hesselschwert diktiert: „ich habe jene Meldung verworfen, denn jenem Pack kam es gar nicht zu, sich in Sachen zu mischen, die es nicht im geringsten angehen und für die es gar nicht da ist;" und am 11. Mai schrieb der König eigenhändig an denselben Vertrauten: „Sind die Kammern verstockt, dann auflösen, andere her, und das Volk sehr bearbeiten, schnell aber. — Rasch vorwärts mit dem Schlafzimmer in Linderhof, St. Hubertuspavillon und mit dem Ausbau der Burg von Herrenwörth und Falkenstein. Mein Lebensglück hängt davon ab. Ziegler soll es erschinden, durchreißen, alle Schwierigkeiten besiegen und alle Hindernisse niederreißen und baldigst ist die Hauptsache."

Es ist viel darüber geredet worden, ob man nicht durch rechtzeitiges Eingreifen die Krankheit des Königs hätte verhindern, oder doch die Entwicklung hätte aufhalten können. Aber — darüber waren die zur Expertise berufenen Irrenärzte einig — ein solches Eingreifen hätte schon früher, zur Zeit der Thronbesteigung oder gleich nach derselben erfolgen müssen und wäre bei dem bedeutenden Selbstgefühl des Leidenden, der sich in ärztliche Anordnungen nie gefügt hätte, ohne alle Wirkung geblieben. Und daß es in der eigentümlichen Form der Geistesstörung des Königs gegeben war, daß sie nicht gleich anfänglich mit einem akuten Ausbruch auftrat, sondern, immer noch gesunde Reste des Seelenlebens zeigen lassend, chronisch ihren Verheerungsgang fortschritt, haben wir oben schon gehört. Wenn es schon gebildeten Leuten schwer fällt, den Ausbruch einer Geisteskrankheit bei einem Familienangehörigen wahrzunehmen, wie viel schwieriger war das bei einem König, dessen nächste Umgebung seit Jahren nur aus der Bildung nach tief unter ihm stehenden Persönlichkeiten bestand, die in ihrem Eigennutz auch guten Grund hatten, von den immer mehr überhand

nehmenden und ihnen oft sehr fühlbaren krankhaften Eigentümlichkeiten ihres Herrn, wenigstens nach außen hin, so wenig als möglich verlauten zu lassen. So bedurfte es allerdings erst, wie wir auch oben schon allgemein betont, eines besonders irritierenden Anstoßes, das bisherige scheinbare Gleichgewicht von Vernünftigkeit und Wahnvorstellungen zu alterieren und letztere präponderierend in den Vordergrund treten zu lassen. Und diesen Anstoß gab die geschilderte Krisis der Kabinetskasse. Die Verhandlungen über sie mit dem König, wie wir sie gedrängt zusammengefaßt, und dessen Gebahren bei denselben mußten zur Evidenz beweisen, daß bei letzterem ein Zustand eingetreten war, welcher die Fortbelassung der Regierungsgeschäfte in seiner Hand als unvereinbar mit dem Staatswohl erscheinen lassen mußten.

Flüchte man sich nicht hinter die Behauptung, daß auch früher der König sich nicht unmittelbar mit jenen befaßt, nicht persönlich, wie es seine konstitutionelle Pflicht gewesen wäre, von den Ministern Vortrag entgegen genommen habe, sondern dieser in der Hand des, allerdings auch nicht verfassungsmäßigen Kabinetssekretariats gelegen sei. Die Vorstände des letzteren, Dr. v. Ziegler und Dr. v. Müller, verkehrten doch noch immer von Angesicht zu Angesicht mit dem Monarchen, bei Ministerialrath v. Schneider war dies schon nicht mehr der Fall. Der schriftliche Einlauf konnte nur durch Vermittlung der Dienerschaft zur Entscheidung gelangen, und wenn die wichtigsten Staatsakten Tage lang offen, den Lakaien und Chevaulegers, welche zuletzt allein noch die nächste Umgebung des Königs waren, überall zugänglich herumgelegen hatten, so gingen sie endlich auf demselben Wege, wie sie an ihn gekommen, durch Fourier und Friseur, an den Kabinetssekretär zurück. Das Jahr 1883 ungefähr, zu dessen Anfang Herr v. Ziegler zum zweitenmale aus dem Kabinetssekretariat ausschied, mag hier als Wendepunkt angenommen werden. Hatte früher der König gewiß alles ihm Vorgelegte eingehend gelesen und geprüft, so erschienen ihm zuletzt alle Staatsangelegenheiten als Belästigung und wurden sie mit dem Ausdruck „Staatsfadaisen“, die Minister und Kammern aber mit noch schmeichelhafteren, der Bedientenstube entnommenen, Namen bezeichnet. Der Moment zum Einschreiten, — es muß dieser Ausdruck, wenn er Vielen auch heute noch pietätlos klingen mag, gebraucht werden, — der, wir wiederholen es, bei einem in irgend einer anderen Lebensstellung, als der eines unverantwortlichen Monarchen, Stehenden, noch immer hintenan gehalten hätte werden können, war thatsächlich und unabweisbar gekommen. Ein gerade auf diesen traurigen Fall, daß aus Geisteskrankheit die Regierungsunfähigkeit des Landesherrn hervorgeht, zugeschnittener Weg ist in der Verfassung nicht gezeigt, allein für den Fall, daß letzterer „für längere Zeit an der Ausübung der Regierung behindert sei“, hat sie in Tit. II § 11 ihre klaren Bestimmungen. Auf Grund dieser hatte, da dem Bruder des Königs, Prinzen Otto, wegen seiner ebenfalls zweifellos konstatierten geistigen Erkrankung, die Krone nicht zufallen konnte, der nun weiter für sie zunächst Berechtigte, der einzig noch lebende Bruder des Königs Max II., Prinz **Luitpold** von Bayern, Beruf und Pflicht, die Regentschaft und die Reichsverwesung zu übernehmen. Am 10. Juni erschien die Proklamation, in welcher dies dem Land bekannt

gegeben und in welcher gleichzeitig die verfassungsgemäße Einberufung des am 26. Mai 1886 vertagten Landtags auf den 15. Juni verfügt wurde:

Im Namen Seiner Majestät des Königs.

Unser Königliches Haus und Bayerns treu bewährtes Volk ist nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse von dem erschütternden Ereignisse betroffen worden, daß Unser vielgeliebter Neffe, der allerdurchlauchtigste großmächtigste König und Herr, Seine Majestät König Ludwig II., an einem schweren Leiden erkrankt sind, welches Allerhöchstdieselben an der Ausübung der Regierung auf längere Zeit im Sinne des Titels II § 11 der Verfassungsurkunde hindert.

Da Seine Majestät der König für diesen Fall Allerhöchst Selbst weder Vorsehung getroffen haben, noch dermalen treffen können, und da ferner über Unseren vielgeliebten Neffen, Seine Königliche Hoheit den Prinzen Otto von Bayern, ein schon länger andauerndes Leiden verhängt ist, welches Ihm die Übernahme der Regentschaft unmöglich macht, so legen Uns die Bestimmungen der Verfassungsurkunde als nächstberufenem Agnaten die traurige Pflicht auf, die Reichsverwesung zu übernehmen.

Indem Wir dieses, von dem tiefsten Schmerze ergriffen, öffentlich kund und zu wissen thun, verfügen Wir hiemit in Gemäßheit des Titels II § 11 und 16 der Verfassungsurkunde die Einberufung des Landtages auf Dienstag, den 15. Juni laufenden Jahres.

Die königlichen Kreisregierungen werden beauftragt, sofort alle aus ihrem Kreise berufenen Abgeordneten für die zweite Kammer unter abschriftlicher Mitteilung dieser öffentlichen Ausschreibung aufzufordern, sich rechtzeitig in der Haupt- und Residenzstadt München einzufinden.

München, den 10. Juni 1886.

Luitpold,
Prinz von Bayern.

Dr. Frhr. v. Lutz. Dr. v. Fäustle. Dr. v. Riedel. Frhr. v. Crailsheim.
Frhr. v. Feilitzsch. v. Heinleth.

Auf höchsten Befehl:
Der Ministerialrath im k. Staatsministerium des Innern,
v. Neumayr.

Zwei Fragen sollte der neu einzuberufende Landtag entscheiden. Erstens, ob König Ludwig II. durch irgend eine, in ihrer Wirkung länger als ein Jahr dauernde Ursache an der Ausübung der Regierung gehindert sei, und ob am 10. Juni 1886 ein Hindernis für Se. K. Hoheit den Prinzen Otto von Bayern, als dem nächsten Agnaten, die Regentschaft zu übernehmen, bestanden habe, und zweitens, ob Se. Majestät König Otto I. durch irgend eine, in ihrer Wirkung länger als ein Jahr dauernde Ursache in der Ausübung der Regierung gehemmt sein würde.

Mit der Prüfung dieser Fragen und des ihnen beigegebenen Beweismaterials hätten sich die Kammern beschäftigen müssen, auch wenn nicht die furchtbare Kata-

strophe des Pfingstsonntags dazwischen getreten wäre. Mit dieser war nur insofern die Sachlage verändert, daß sich jene, deren Wahrspruch unter anderen Verhältnissen hätte genügen müssen und können, um der Erregung des ganzen Landes willen genötigt sahen, im Ausschuß wie in der Plenarverhandlung die Gründe offen darzulegen, auf welchen ihre Überzeugung und damit ihr Verdikt beruhte.

Letzteren lag namentlich das am 8. Juni abgegebene Gutachten der Irrenärzte Dr. v. Gudden, Dr. Hagen, Dr. Grashey und Dr. Hubrich zu Grunde, das sich in folgenden drei Punkten zusammenfaßte:

I. „Seine Majestät sind in sehr weit vorgeschrittenem Grade seelengestört und zwar leiden Allerhöchstdieselbe an jener Form von Geisteskrankheit, die, den Irrenärzten aus Erfahrung wohl bekannt, mit dem Namen Paranoia (Verrücktheit) bezeichnet wird.

II. Bei dieser Form der Krankheit, ihrer allmählichen und fortschreitenden Entwicklung und schon sehr lange über eine größere Reihe von Jahren sich erstreckenden Dauer ist Seine Majestät unheilbar zu erklären und ein noch weiterer Verfall der geistigen Kräfte mit Sicherheit in Aussicht.

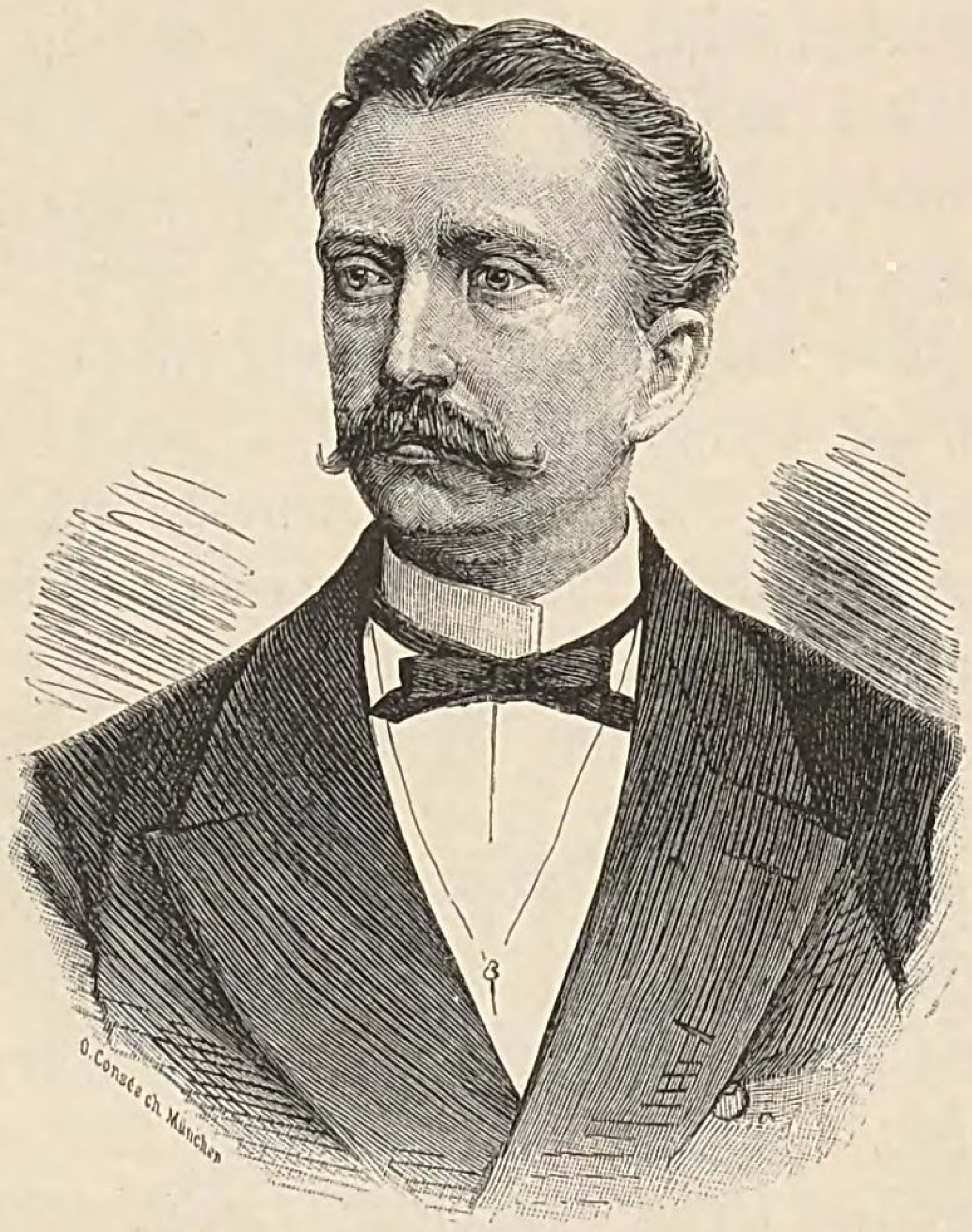
III. Durch die Krankheit ist die freie Willensbestimmung Seiner Majestät vollständig ausgeschlossen, sind Allerhöchstdieselbe als verhindert an der Ausübung der Regierung zu betrachten und wird diese Verhinderung nicht nur länger als ein Jahr, sondern für die ganze Lebenszeit andauern."

Schon am Nachmittage des Mittwochs, des 9. Juni, also einen Tag vor der amtlichen Bekanntmachung jener die Regentschaftsübernahme verkündenden Proklamation des Prinzen Luitpold, sollte sich eine Staatskommission unter Führung des Ministers des Äußern und des königlichen Hauses, Freiherrn v. Crailsheim, nach Neuschwanstein begeben, um dem König einen eigenhändigen Brief des Prinzregenten zu überbringen und ihn in möglichst schonender Weise über die Notwendigkeit, sich ärztlicher Behandlung unterstellen zu lassen, zu verständigen. Sie bestand außer dem Minister aus den beiden Reichsräten und Grafen v. Holnstein und Törring-Jettenbach, sowie dem Geheimen Legationsrat Dr. Rumpler als Protokollführer. Oberstlieutenant Freiherr v. Washington war als zum zukünftigen Dienst bei der Majestät bestimmter Kavalier gleichfalls beigezogen worden und ebenso befand sich als Hauptperson Obermedizinalrath Dr. v. Gudden mit seinem Assistenzarzt Dr. Müller und dem nötigen Pflegerpersonal, von welchem zwei schon im achtjährigen Dienste beim Prinzen Otto erprobt waren, in der Begleitung.

Ein Extrazug führte die Genannten nach Oberdorf, wo Hofwagen auf sie warteten, um sie nach Hohenschwangau weiter zu befördern. Gerade um die Mitternachtsstunde angekommen, nahmen die Herren im alten Schlosse Quartier und besprachen sich beim Souper über die Maßnahmen, wie sie sich ihres Auftrages entledigen sollten. Je heikler dieser war, um so mehr hätte man einige Vorsicht voraussetzen dürfen, die vor allem darin bestanden hätte, einen legalen Ausweis der Berechtigung der Kommission für den Bezirksamtmann von Füssen und die im Schlosse wachthabende Gendarmerie zur Hand zu haben.

Gudden stellte sich, wie uns Dr. Müller in seiner interessanten, auf augenzeuglichem Gutachten beruhenden Schilderung jener Tage erzählt, die Sache so vor: zuerst würden die Staats- und Hofbeamten vor den König hintreten und ihm die Erklärung von der durch seine Erkrankung bedingten Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen Luitpold vorlesen; dann solle Gudden mit Müller und den Pflegern dazu kommen und dem Könige mitteilen, daß die ärztliche Behandlung nun ihren Anfang nehme. Majestät würde gebeten, in den bereitstehenden Wagen einzusteigen und mit nach dem Linderhof zu fahren, welcher als vorläufiger Aufenthaltsort ausersehen sei.

Weitere Vorschläge Guddens gingen dahin: Zwei Pfleger sollten mit dem Könige im Wagen und ein dritter auf dem Bock desselben, von den Ärzten aber einer voraus, der andere hinterdrein fahren. Gerade über den letzten Vorschlag wurde viel gesprochen und das Bedenken laut, ob es thunlich sei, dem Könige das Wärterpersonal in den Wagen mit hineinzugeben, und schließlich einigte man sich dahin, daß der König allein bleiben solle, auf dem Bock könne ja ein Pfleger sitzen und zur besseren Beaufsichtigung schien es geraten, wenn während der Fahrt ein Reitknecht neben dem Wagenschlag herritt. Gudden erklärte sich mit diesen Vorschlägen einverstanden, äußerte aber, es könnten doch vielleicht Fälle eintreten, die unvorhergesehene Maßregeln erheischten und für diese müsse er sich freie Hand vorbehalten.



Freiherr v. Crailsheim.

Nach kurzer Ruhe, am Donnerstag 10. Juni, gegen drei Uhr morgens, machte sich die Deputation, mit diesem frühen Aufbruch den Gewohnheiten des Königs folgend, und zwar sämtliche Mitglieder in voller Uniform und in denselben Hofwagen, die sie von Oberdorf herüber gebracht hatten, auf den Weg nach Neuschwanstein.

Allein man war dort vollständig vorbereitet, und, wie sich nachmals herausstellte, durch einen Bediensteten von den in Aussicht stehenden Schritten der Deputation unterrichtet und auf das Äußerste gefaßt. Die Gensdarmerie, verstärkt durch die rascheste Heranziehung aller in der Umgebung streifenden Mannschaft, war mit den paar Chevauxlegers, sämtliche mit scharf geladenen Gewehren, bezw. blank gezogenen Säbeln, auf ihrer Hut und hielt die Zugänge besetzt. An den nächststehenden Gensdarmen wandte sich nun die Deputation, welche aus dem Wagen gestiegen war, um Einlaß, welcher aber auf Grund einer vorgezeigten Allerhöchsten schriftlichen Weisung höflich, aber energisch, verwehrt wurde. Was half das Reden: „euer König

ist geisteskrank!" Die Gensdarmen blieben, ohne sich durch die glänzende Uniform der Hof- und Staatsbeamten einschüchtern zu lassen, einfach und schlicht bei ihrem Ausspruche: „der König hat befohlen und wir gehorchen." So unangenehm ihre Weigerung war, so konnte doch von der Deputation deren Pflichtmäßigkeit nicht abgesprochen werden und so blieb nach einer etwa einstündigen Verhandlung am Schloßportal nichts übrig als der Rückzug nach Hohenschwangau.

Der frühe Besuch in Neuschwanstein und sein Zweck schien schon teilweis bekannt geworden zu sein, denn man konnte auf dem Rückwege Bauern und Feuerwehrleute sehen, die den Berg hinaufliefen, um den nach ihrer Meinung gefährdeten König zu schützen.

Wohl einsehend, daß eine weitere Vermittlung kaum möglich, entledigten sich die Herren ihrer Staatskleider und waren gerade dabei, zu ratschlagen, was unter solchen Umständen zu thun sei, als gegen 5 Uhr ein Gensdarm mit der Meldung eintrat, er habe Befehl, den k. Staatsminister v. Crailsheim und die Grafen v. Holnstein und Törring sofort zu verhaften und nach Neuschwanstein einzuliefern. Das Erstaunen der von der bestimmt ausgedrückten Meldung Betroffenen wurde noch erhöht, als von dem Gensdarm hinzugefügt wurde: man möge keine Umstände machen, da jede Weigerung nichts helfe und das Schloß Hohenschwangau von Gensdarmerie und Feuerwehr umzingelt sei, die nötigenfalls Gewalt anwenden würden. Die Deputation hielt nun einen Kriegsrat und mit Majorität wurde beschlossen, der Aufforderung ohne jeglichen Widerstand zu folgen, obwohl auch eine Stimme sehr energisch für's „Daraufankommen lassen" plaidierte.

In den frühen, feuchtkalten, nun schon etwas helleren Morgen hinein bewegte sich bald darauf ein seltsam zusammengesetzter Zug nach Neuschwanstein: erst ein Trupp Feuerwehrleute, dann die drei genannten Herren, rechts und links begleitet von acht Gensdarmen mit aufgepflanztem Bajonett, den Schluß machte wiederum eine Abteilung Feuerwehr. So kam man an das Schloß, wo im Thor- oder Kavalierbau — — entgegen einer höheren, auf Einzelhaft lautenden Ordre — den Gefangenen ein nichts weniger als geräumiges Lokal angewiesen wurde. Draußen im großen Thorgange konnten sie die Schritte der auf- und abgehenden Wachmannschaft hören. Hie und da drang auch der Lärm eines den Feuerwehrleuten durch königliche Freigebigkeit vergönnten Zechgelages zu ihnen. Nach ungefähr anderthalb Stunden that sich plötzlich die Thür auf und zu den drei Inhaftirten gesellten sich noch die weiteren drei Mitglieder der Deputation: Frhr. v. Washington, Obermedizinalrat Dr. v. Gudden und Assistenzarzt Dr. Müller. Auch sie waren auf die gleiche Weise verhaftet und nach Neuschwanstein eskortiert worden, doch diesmal unter Ansammlung von Menschen, die sich von rechts und links der Strasse eingefunden und von denen sich jene nicht gerade besonders Gutes zu versehen hatten. Noch mehr aber war die Anzahl des Volkes oben im Schloßhofe selbst gewachsen: Feuerwehrleute, Bauern, Floßknechte, sie alle waren herbei geeilt, um dem Könige zur Seite zu sein. Es war als ein Glück zu betrachten, daß der Bezirksamtmann von Füßen, Sonntag, gleichfalls anwesend war und durch seine Autorität das Volk von etwaigen geplanten Ausschreitungen

und Feindseligkeiten abhielt. Allein leider und unbegreiflicher Weise war er ohne jede Instruktion aus München und so kam es, daß auch dieser so gewissenhafte Beamte wenigstens für jetzt noch sich an die Befehle seines Königs gebunden glaubte.

Indessen verblieben die Gefangenen, von denen die letzt Angekommenen später in einzelne Zimmer ausquartiert wurden, in enger Haft. Die Fenster ihrer Arrestlokale gingen auf den Schloßhof hinaus. Man sah, daß das Volk sich allmählich verlief und daß ein lebhafter Verkehr, der durch einen Lakaien vermittelt wurde, zwichen dem Pallas, der Königswohnung und den Gensdarmen herrschte. Dieser Lakai war es auch, der die finsteren Befehle überbrachte, die der König in seinem Zorne niederschrieb: es solle den Verrätern die Haut abgezogen, sie sollen geblendet werden, verhungern u. s. w. Gegen 1 Uhr endlich hatte die von Seiten des Bezirksamtmannes mit München gepflogene telegraphische Korrespondenz so viel erreicht, daß die Proklamation der Reichsverwesung wenigstens bekannt gegeben wurde und die Gefangenen ihrer Haft entlassen werden konnten. Aber immerhin war es für diese geraten, das Schloß möglichst unauffällig und einzeln, in passenden Zwischenräumen zu verlassen. Unten in Hohenschwangau trafen sie wieder zusammen. Auf dem Wege dorthin war den Rückkehrenden der Flügeladjutant des Königs, Hauptmann Graf v. Dürkheim begegnet, der von Peiting gekommen, im Galopp nach Neuschwanstein hinauffuhr, ohne aber die entgegenkommenden Herren eines Grußes zu würdigen. Auf seine Veranlassung wurde später im Namen des Königs das Jägerbataillon in Kempten allarmiert, dessen Kommandeur jedoch vom Armeekorpskommando Weisung erbat, welcher zufolge der Abmarsch unterblieb.

Nach kurzer Zeit war für die zurückgekehrte Deputation ein vierspänniger Jagdwagen bereit, welcher sie in möglichster Schnelle nach Station Peißenberg brachte. Nach 10 Uhr Abends traf sie wieder in der Residenz ein, leider auch ohne nur das oben erwähnte Schreiben des greisen Ohms des Königs an diesen haben gelangen lassen zu können.

Es ist freilich schwer zu sagen, welchen Eindruck dieses auf den Empfänger gemacht, ob es ihm die Lage, in der er sich nun befand, klar gelegt haben würde. Daß er diese als eine verzweifelte ansah, ist wohl anzunehmen und so auch psychologisch erklärlich, daß im Laufe des Freitags, wenn der König auch im ganzen eine verhältnismäßige Ruhe zeigte, doch der schon früher nachweisbare, zeitweilig aufgetretene Hang zu Selbstmordgedanken sich lebhafter regte. Um so dringendere Sorgfalt war geboten, wobei man aber gar nicht genötigt ist, die abgeschmackten Märchen von einer Vergewaltigung des natürlich ängstlich Beobachteten, die damals umgingen, zu glauben.

Der König verlangte nach Gift, trat mehr als einmal in der finstern, regnerischen Nacht auf den schwindelnden, über der Pöllatschlucht hängenden Balkon hinaus und forderte den Schlüssel zum Thurm. Dem Kammerdiener gelang es unter dem Vorwande, man finde jenen nicht, die Erfüllung jenes Verlangens hinaus zu zögern. Wider seine sonstige Gewohnheit, bei nicht sofortigem Gehorsam in zornige Aufwallung zu geraten, beruhigte sich der König bei dieser, vielleicht von ihm durchschauten Ausrede. Hatte er nach seiner Meinung doch auch nicht zu besonderer Befürchtung mehr

Grund, indem er den von ihm gegebenen Befehl, jene Kommission in dem in der Felsentiefe von Neuschwanstein sich befindenden Verließ unschädlich zu machen, ausgeführt glaubte.

Inzwischen war der mit seinem Assistenten Dr. Müller gegen Mitternacht von München wieder zurückgekommene Dr. v. Gudden im Schlosse eingetroffen und als nun jener Schlüssel dem Könige überbracht worden war und dieser, sein Speisezimmer verlassend, die Treppe zum Thurm besteigen wollte, fand er dieselbe von den, von Gudden mitgebrachten Irrenpflegern besetzt. Mit einem schmerzlichen „Ach!" kehrte er um und versuchte abwärts zu eilen, als ihm an der Thüre, aus welcher er eben gekommen, der etwas unterhalb stehende Arzt entgegen trat, um sich ihm unterthänigst vorzustellen und ihn zunächst um Rückkehr in seine Gemächer zu bitten. „Majestät", fügte er hinzu, „es ist die traurigste Aufgabe meines Lebens, die ich übernommen habe. Majestät sind von vier Irrenärzten begutachtet worden und nach deren Ausspruch hat Prinz Luitpold die Regentschaft übernommen. Ich habe den Befehl, Majestät nach Schloß Berg zu begleiten und zwar noch in dieser Nacht. Wenn Majestät befehlen, wird der Wagen um 4 Uhr vorfahren."

Der König wiederholte nur jenes kurze schmerzliche „Ach!" und sagte dann immer wieder: „Ja, was wollen Sie denn, ja, was soll denn das?"

Die Pfleger, welche ihn schon an der Treppe unter die Arme gefaßt hatten, führten ihn nun in sein Schlafzimmer. Im Vorzimmer des letzteren roch es stark nach Arak, den der Kranke vorher in ziemlicher Quantität zu sich genommen haben mußte. Dies merkte man auch — ich folge der Erzählung Müllers — als der König, während die Pfleger rasch die Fenster sicherten, frei dastand. Er schwankte leicht und auch an der Sprache zeigten sich gewisse kleine Unsicherheiten.

Im Schlafzimmer begann nun eine Reihe von Verhandlungen. Gudden stellte seine Begleiter einzeln vor. Dabei bemerkte er, er hätte schon im Jahre 1874 die Gnade einer Audienz gehabt, worauf ihm die Antwort ward: „ja, ja, ich erinnere mich genau". Nachdem der König sich noch nach verschiedenen Einzelheiten in der Behandlung des Prinzen Otto erkundigt hatte, wobei man ihm anmerkte, wie er sich nur mühsam beherrschte, begann er plötzlich:

„Wie können Sie mich für geisteskrank erklären, Sie haben mich ja vorher gar nicht gesehen und untersucht".

„Majestät, das war nicht notwendig; das Aktenmaterial ist sehr reichhaltig und vollkommen beweisend, es ist geradezu erdrückend".

„Und wie lange wird die Kur wohl dauern?"

„Majestät, in der Verfassung steht: wenn der König länger als ein Jahr durch einen Grund an der Ausübung der Regierung gehindert ist, dann tritt die Regentschaft ein, also wird ein Jahr vorläufig der kürzeste Termin sein."

„Nun, es wird wohl rascher gehen, man kann es ja so machen wie mit dem Sultan; es ist ja leicht, einen Menschen aus der Welt zu schaffen".

„Majestät, darauf zu antworten verbietet mir meine Ehre".

Darauf wandte sich der König zu Dr. Müller, den er für einen Bruder des gleichnamigen damaligen Oberregierungsrats, jetzigen Cultusministers hielt, und fragte ihn in ähnlicher Weise nach dem Zustande des Prinzen Otto aus. Er erwähnte, daß jener Berichte an ihn eingeschickt habe, welche alle von ihm gelesen worden seien. Und in der That sah Müller später auf dem Schreibtische des Königs seinen letzten, am 15. Mai aus Fürstenried eingesandten, Bericht liegen.

Nun kamen die einzelnen Pfleger an die Reihe und mußten auf Befragen über ihre persönlichen Verhältnisse berichten. Nahezu schloß er aber mit Jedem die Unterredung mit der ungeduldigen Frage:

„Warum gehen Sie denn nicht aus dem Zimmer? Ich möchte allein sein; es ist doch zu unangenehm".

Und ebenso regelmäßig antworteten die Leute: „Der Herr Obermedizinalrat hat es so angeordnet".

Darauf sprach der König wieder von seinem Aufenthalte in den Bergen, wo es doch schöner sei, als in der dumpfen Stadt. Die Luft sei rein, das Wasser so frisch. Man könne es doch niemandem verargen, wenn er gerne in den Bergen lebe.

Nach einiger Zeit verließ Dr. v. Gudden mit seinem Assistenzarzte auf den deutlich ausgesprochenen Wunsch des Königs das Zimmer, jedoch die Pfleger blieben zurück. Die einzige von innen nicht besetzte Thüre war vom Vorzimmer aus bewacht. In diesem befanden sich mehrere, auch aus München eingetroffene höhere und Subalternoffiziere der Gensdarmerie, die Oberregierungsräte Dr. v. Müller und Kopplstädter u. a., wie eine Reihe von Gensdarmen.

Bald aber verfügte sich Dr. v. Gudden wieder zum Könige zurück, um diesem — es war gegen 4 Uhr morgens — die Meldung zu machen:

„Wenn Majestät befehlen, fortzufahren, der Wagen ist jetzt bereit".

„Ja, ja, dann fahren wir," antwortete der König.

Sein Aussehen war kein gutes, das Gesicht hatte eine aschfahle Farbe, der Blick war unstät, der Gang sehr schwankend und das Haupt stark gegen den Rücken geneigt.

Im Schloßhofe standen nach den Anordnungen des Stallmeisters Leefeld drei Wagen bereit. Der König sprach noch mit seinem vertrauten Kammerdiener Meier, von dem er, wie dieser später erzählte, Cyankali verlangte. Daß der König außerdem eine Ansprache an die bei seinem Abschiede Versammelten gehalten habe, beruht, wie so vieles, womit gleich anfangs jene Morgenstunde auf Neuschwanstein ausgeschmückt wurde, auf völliger Erfindung.

Im ersten Wagen fuhren der Assistenzarzt Dr. Müller, der Kammerdiener und zwei Pfleger, dann folgte der Vierspänner des Königs, in dem dieser allein saß, während der Oberpfleger den Bock eingenommen hatte und nebenher ein Stallbediensteter ritt, welcher den Auftrag hatte, scharf in den Wagen zu sehen und bei dem geringsten verdächtigen Symptom ein Zeichen zu geben. Im dritten Wagen befand sich Gudden mit dem Gensdarmerie-Hauptmann Horn und zwei weiteren Pflegern.

Es ist damals und später viel darüber geredet und geschrieben worden, wie König Ludwig noch volle Zeit und auch die Mittel gehabt hätte, seine Freiheit zu behalten und sich seinen Verfolgern, wie man die Kammern und Regentschaft zu nennen beliebte, zu entziehen. Er hätte ja nur über die nahe Grenze, nach Tirol, zu flüchten gebraucht. Es soll das im Ernst auch geplant worden sein. Als ein Glück muß es betrachtet werden, daß die Willensschwachheit des Königs, die ein hauptsächliches Kriterium seiner Erkrankung war und ihm seit Jahren das Fassen bestimmter Entschlüsse erschwerte, auch hier vorhielt, daß er sich nicht dazu aufraffen konnte, diesen thörichten Plänen und Einflüsterungen, von welcher Seite sie auch kommen mochten, Folge zu leisten. Hätte sich ein Volksaufstand der Grenzbewohner, der sich lawinenartig bis über Oberammergau hinaus fortgepflanzt hätte, organisieren sollen, ein neuerstandenes Widerspiel dessen von 1705? Die apokryphe Proklamation, welche in jenen Tagen unter dem Namen des Königs, wie man wohl mit Recht annimmt, von der Schweiz hereingeschmuggelt worden war, zeigt genügsam, welche traurige Verwirrung im Lande hätte angerichtet werden können. Es war also gut, wiederholen wir, daß, wir wollen es annehmen, in des kranken Monarchen Sinn noch ein Bewußtsein seiner königlichen Würde dafür lebte, daß er sich nicht zum Werkzeuge solch eines gefährlichen Spieles hergeben wollte, daß er sich scheinbar gefügig und willig der ärztlichen Leitung unterstellte. Allerdings scheinbar nur, denn sein ganzes Benehmen, wie es sich, von jener Abschiedsstunde in Neuschwanstein an bis zu seiner Ankunft in Berg und die nun folgenden, kurz zusammengedrängten Tag- und Nachtstunden hindurch, erwies, muß jetzt als eine vollständig klar durchdachte und beabsichtigte Verstellung erkannt werden, die nur die Eine Absicht haben konnte, die Wachsamkeit seiner Hüter zu täuschen und sich ihnen, so oder so, zu entziehen. Den Steinkranz des schwindelnd hohen Thurmes, dem zu Füßen im furchtbaren Abgrund die Pöllat schäumt, zu erreichen, um von ihm in jähem Sturz den freiheitspendenden Tod zu finden, hatte man ihm unmöglich gemacht. Aber er kannte noch eine andere Flut, von Jugend auf ihm vertraut, zu der ihn, ihm willkommen, seine Wächter führen wollten: ihre Tiefe sollten sie ihm nicht versperren.

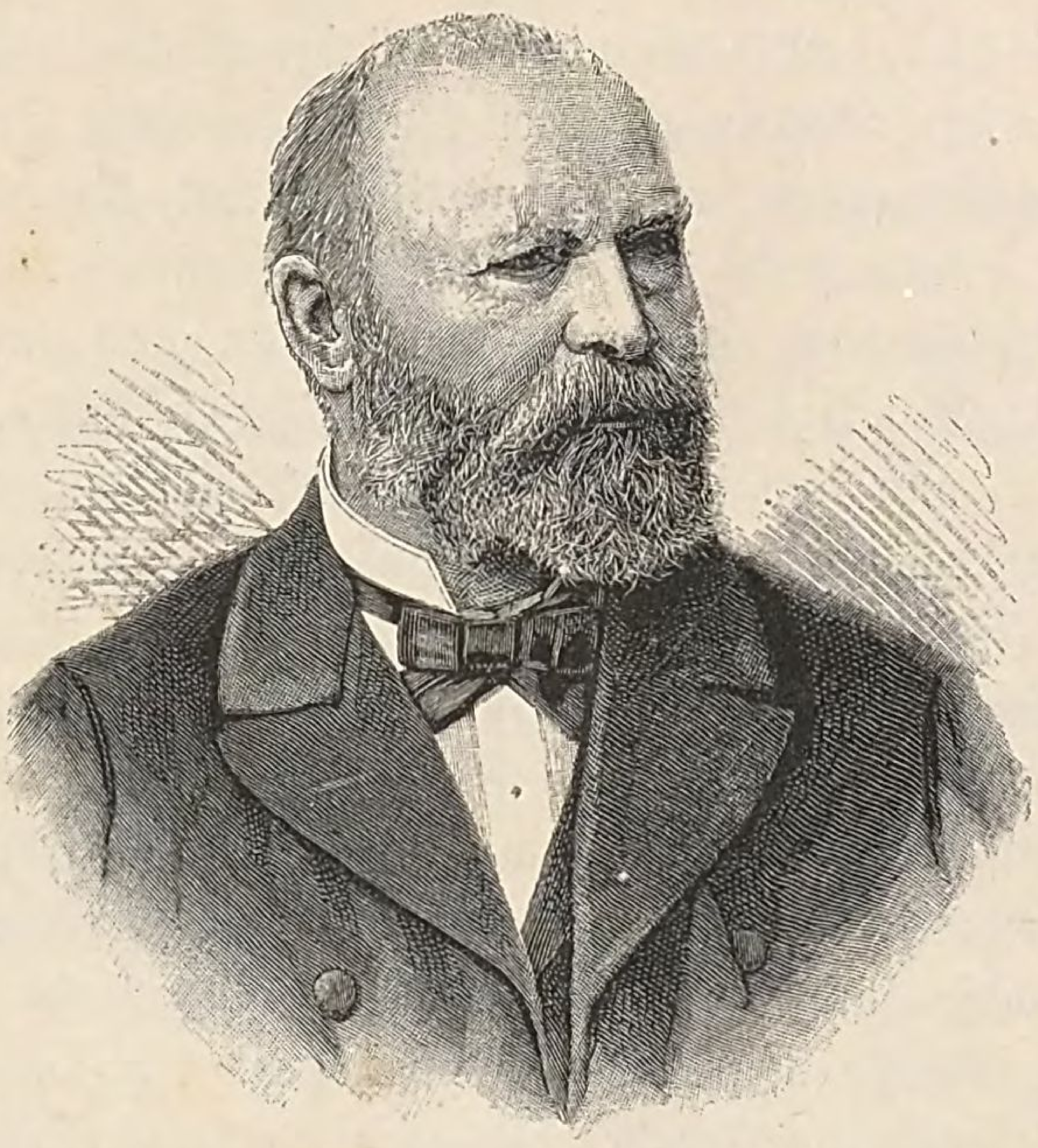
So verlief die Fahrt zu dieser ohne alle Störung. Unterwegs wurde dreimal umgespannt. Auf der letzten Relaisstation, in Seeshaupt, bat der König die an den Wagen getretene und ihn ehrfurchtsvoll begrüßende Wirtin um ein Glas Wasser. Dreimal „Danke" sagend, gab er, nachdem er getrunken, das Glas zurück.

Es war eine Viertelstunde nach Mittag, als der König mit seiner Begleitung in Berg ankam. Man hatte sich in München auf einmal entschlossen, von dem ursprünglichen Plane, Linderhof als Aufenthaltsort für den Kranken zu wählen, abzugehen, vielleicht weil man jenes isolierte Lage in den Bergen für gefährlich, dagegen die Nähe der Hauptstadt für erwünscht hielt. Ahnungslos war man in die Gefahr, die man vermeiden wollte, erst recht hineingeraten.

Während von Gudden in Neuschwanstein seines traurigen Amtes waltete, hatte Dr. Grashey, sein Schwiegersohn, damals noch Professor der Psychiatrie in Würzburg, Schloß Berg für die Aufnahme des hohen Patienten eingerichtet. Dieser sollte seine

alte Wohnung im zweiten Stockwerke beziehen. Das zwischen dem Wohn- und dem Schlafzimmer befindliche kleine Kabinet war zum Aufenthaltsort für die wachthaltenden Pfleger bestimmt worden. Die beiden Thüren desselben, von denen die eine demnach ins Schlaf-, die andere ins Wohnzimmer führte, waren mit neu eingeschnittenen Gucklöchern versehen, um einen großen Teil des Zimmers von außen beobachten zu können. Ferner wurden die Thürklinken abgeschraubt, und an deren Stelle Vorrichtungen angebracht, welche die Öffnung nur mittels eines dreikantigen Schlüssels ermöglichten.

Gleich bei seinem Eintritt in seine Zimmer führte der König Klage über diese Maßnahmen. „Man kann sich ja nicht einmal waschen," sagte er, auf die Beobachtungslucken weisend, worauf aber die Antwort des dienstthuenden Pflegers, daß die Wärter nicht immer hereinschauten, ihn zu beruhigen schien. Über die gleichfalls angeordnete Fensterversicherung meinte er nur, es sei zu unangenehm, daß die Läden im Schlafzimmer immer geschlossen seien. Daraufhin wurden diese geöffnet.



Dr. Gudden.

Von der Nähe des Sees fürchtete Dr. Grashey nach dessen Äußerungen gegen Dr. Müller keine Gefahr, denn jener sei an den Ufern sehr seicht und fielen diese nur allmählich zur Tiefe ab. Eine einzige Stelle, die Bedenken erregt, sei durch eine Bretterwand abgeschlossen.

Um halb zwei Uhr begann der König zu dinieren. Auch hier waren einige Vorsichtsmaßregeln getroffen, so statt der scharfen Tischmesser goldene Obstmesser aufgelegt, und auch sollte verhindert werden, daß der Kranke in Alkohol exzediere. Nach dem Essen sprach der König noch einige Zeit mit dem Pfleger, der serviert hatte und der ihm wie es schien, sehr gut gefiel, klagte dann über große Müdigkeit und ging etwa um 3 Uhr zu Bette.

Anfänglich ruhig schlafend, wurde er später unruhig und träumte viel, wie die Wache berichtete.

In der Frühe des Pfingstsonntags, 13. Juni, um 6 Uhr, erteilte er dem Pfleger Mauder den Befehl, beim Waschen behilflich zu sein. Er ließ sich dann von demselben frottieren und ankleiden, verlangte dann aber nach seinem Kammerdiener Meier und dem Friseur Hoppe. Mauder erklärte, wie es auch der Wahrheit gemäß war, da die bisherige Dienerschaft durch Pfleger ersetzt werden sollte, beide seien nicht in Berg. Beim Frühstück fragte der König jenen sehr genau nach den beiden Ärzten Gudden und Müller aus.

Um 11 Uhr wurde Ersterer zum Spaziergang befohlen. Pfleger Hack folgte in größerer Entfernung, erhielt aber gleich beim Anfang von Gudden einen Wink, den Abstand zu vergrößern, der dadurch so weit wurde, daß er unterwegs einige Male die Spur verlor. Der König und Gudden nahmen auf einer Holzbank an einem, etwa 10 bis 15 Schritte vom Ufer entfernten, eine freie Aussicht auf den See gewährenden Punkte Platz. Hier schon scheint der Irrsinnige durch sein ruhiges Benehmen und Gespräch, in welch' letzterem er nur sehr häufig die gleichen Fragen wiederholte, seinen Arzt in die völligste Sicherheit gewiegt zu haben, so daß dieser am Abend, noch eine Stunde vor der Katastrophe das bekannte Telegramm: „Hier geht alles wunderbar gut", nach München senden konnte. Ohne Zweifel aber hatte sich der König hier schon die Stelle ausersehen, wo er sich des noch arglos neben ihm sitzenden, unbequemen Wächters entledigen möchte.

Daß es so weit kam, daß Gudden in des Königs Willen, gerade diesen bedenklichen Weg abends noch einmal zu nehmen, eingehen konnte, war eine Verirrung des geistvollen Arztes, eine Selbsttäuschung des erfahrenen Psychiaters, die er theuer genug gebüßt hat. Es ist ja ein Hauptaxiom der modernen Psychiatrie, die möglichst humane Behandlung der Geisteskranken als eines der ersten und besten Mittel zu deren Heilung zu betrachten, sich thunlichst allen Zwanges zu enthalten. Wenn irgend einer, konnte Dr. v. Gudden aus langjähriger Erfahrung sich auf die Richtigkeit dieses Prinzips, welches auch das seine war, dazu auf eine geradezu magische Kraft seines Auges, sowie auf die Thatsache, daß ihm in keiner der von ihm geleiteten Anstalten, Illenau, Werneck, Zürich und München, je ein Selbstmord vorgekommen, berufen. Und so glaubte er, wenn auch, wie von der Umgebung des Kranken, so besonders von seinem eigenen Assistenten gewarnt, den König ganz in seiner Macht zu haben, jede Begleitung entbehren, auch das Schlimmste und Gefährlichste hintan halten zu können. Und doch sollte dem armen Arzte am Ende einer langen segensreichen Thätigkeit im Dienste der leidenden Menschheit sein königlicher Patient innerhalb weniger Tage sowohl zur Freude, als zum Verderben werden. Aber nie darf man ihm vergessen, daß er seinen König königlich behandelte, daß er für seine Überzeugung in den Tod ging.

Über den geistigen Zustand des kranken Königs an jenem Tag giebt ein Gespräch desselben mit Dr. Müller interessanten Aufschluß. Es war dieses ein eigentümliches Versteckenspielen des Kranken mit dem Arzte. Letzterer sah klar, daß dem König nur darum zu thun war, sich zu vergewissern, ob er dem, der vor ihm stand, zutrauen könnte, daß er ihm Gift geben oder ihn sonst wie beseitigen würde. Das war ihm die Hauptsache und doch äußerte er diese Verfolgungsideen sehr vorsichtig und umkleidete sie mit einer Menge von Fragen nach alltäglichen Dingen.

„Wo haben Sie studiert?" — „In Würzburg."

„Sie sind Irrenarzt?" — „Ja wohl, Majestät."

„Sind Sie es gerne? Sie sind bei meinem Bruder, wie geht es ihm?"

„In den letzten Jahren ist keine bemerkenswerte Veränderung eingetreten."

„Nicht wahr, eben so wie Sie Berichte an mich gemacht haben, so schreiben Sie jetzt über mich?"

„Es ist mir noch kein diesbezüglicher Befehl erteilt worden."

„Nun, und dann schreiben Sie: es ginge mir sehr schlecht; man freut sich doch, wenn man hört, es ginge schlechter mit mir."

„Majestät ich bin fest überzeugt, daß man nur dann Freude empfinden wird, wenn man hört, daß es dem König wieder besser geht."

„Ja, es ist doch sehr leicht, dem Menschen ein Mittel in die Suppe zu schütten, daß er nimmer erwacht."

Müller gab darauf keine Antwort.

„Was gibt es für Schlafmittel?"

„Es giebt deren eine Reihe: Opium, Morphium, Chloralhydrat, Bäder, Waschungen, gymnastische Übungen."

„Sie tragen eine Brille, sind Sie kurzsichtig?"

„Auf dem einen Auge bin ich kurzsichtig, auf dem andern astigmatisch."

„Was ist das?"

„Ein Zustand, in dem die Hornhaut des Auges nicht gleichmäßig gekrümmt ist und nicht alle ins Auge fallenden Strahlen percipiert werden."

„Sie haben wohl zu viel studiert?"

„Majestät, meine Augen waren auf dem Gymnasium schon sehr schlecht."

„Gudden sagte mir, Sie wollten meine Bibliothek ordnen."

„Es macht mir ein großes Vergnügen und ich werde mich rasch zurecht finden."

„Können Sie französisch sprechen?"

„Soviel man auf dem Gymnasium lernt, Majestät. Ich kann nicht sprechen, aber ich verstehe die Sprache, wenn ich langsam lese."

„Womit haben Sie sich auf dem Gymnasium meistenteils beschäftigt?"

„Ich war immer ein Freund der deutschen Poesie, namentlich der lyrischen und habe mich auch noch in den letzten Jahren darin fortgebildet."

„Sie bleiben immer hier?"

„Ich werde mit einem noch zu bestimmenden Kollegen monatlich wechseln."

„Wer ist das?"

„Es ist noch Niemand bestimmt."

„Nun, der wird schon ein Mittelchen wissen, mich unbemerkt aus der Welt zu schaffen."

„Majestät, ich kann für meinen Kollegen bürgen wie für mich, die Pflicht des Arztes ist es, zu bessern und zu heilen, nicht aber zu vernichten."

„Ja, Ihnen traue ich, aber den andern?"

Hält man diese Unterredung mit dem ein paar Stunden später eingetretenen tragischen Ereignis zusammen, so sieht man, wie die den König immer quälenden Verfolgungsgedanken sich immer mehr konzentrierten, so daß uns jenes verständlicher wird. Zwischen ½5 und ¾6 Uhr nahm der König sein Diner ein, nach dessen Beendigung er jenem Pfleger Mauder, der ihn schon am Morgen bedient hatte, den

Auftrag erteilte, Dr. v. Gudden zu suchen, um den „besprochenen" Spaziergang zu unternehmen. Das am Morgen Geplante sollte seiner Ausführung entgegengehen. Mauder traf Gudden in dem hart am See gelegenen Kavalierhaus im Zimmer Dr. Müllers und entfernte sich sodann, um den König anzukleiden. Dieser verließ hierauf mit seinem sofort erschienenen Begleiter um 6 ³/₄ Uhr das Schloß. Mauder folgte mit dem Regenschirme des Königs, welchen er auf dessen Ersuchen ihm selbst übergab. Gudden wandte sich gegen Mauder mit den Worten: „es darf kein Pfleger mitgehen", so daß er allein seinen Weg hinter dem ihm voranschreitenden König fortsetzte. Jener deutlich gegebene und kaum mißzuverstehende Befehl war so leise gesprochen, daß er kaum vom König hatte verstanden werden können, und er berechtigte wohl auch Mauder sowohl wie Dr. Müller, den von letzterem auch zur Beaufsichtigung beordneten Pfleger Schneller zum Zurückbleiben zu veranlassen. Aus letzterer Thatsache sind allerdings schwere Vorwürfe gegen Müller erhoben worden, aber man wird gerechter Weise seiner Verteidigung Glauben schenken müssen:

„Guddens Worte waren ein klarer, bestimmter Befehl. Hätte ich diesen mißachtet und trotzdem Jemanden nachgeschickt und hätte dann der kranke König eine Scene provoziert, so hätte die Schuld an mir gelegen und ich würde die schwere Verantwortung auf mich genommen haben, die aus der Nichtachtung eines Befehles erwuchs."

So konnte sich der traurige Vorgang ohne Zeugen und ohne Hilfe abspielen. Nach der Lage, in welcher die Leichen des Königs und Guddens im See gefunden wurden, sowie nach den verschiedenen Spuren am Ufer und im Seeboden, dürfte jener ungefähr folgender gewesen sein:

Der König ging rechts, Gudden links. Bis sie jener Bank näher kamen, auf der die Beiden am Morgen gesessen waren, mochte der König seine ohnehin großen Schritte beschleunigt haben und etwas vorausgegangen sein. Dann lief er mit weniger schweren Schritten, deren Spur man auf dem bemoosten Kiesboden des Ufers sah, nach dem Wasser, indem er sich seines Regenschirmes entledigte. Gudden sprang sofort nach und warf ebenfalls seinen Schirm weg; da er etwas zurück war, so mußte er dem König den Weg abzuschneiden suchen — daher die zweite Spur schwerer Sprungschritte, mehr quer vom Wege nach dem Wasser. Unmittelbar vor dem ersten Schritte in dieses muß Gudden den König am Rockkragen im Nacken erfaßt haben; sein Griff war so fest, daß er sich hiebei einen Fingernagel spaltete; anderseits war die Vorwärtsbewegung des Königs eine so gewaltsame, daß Gudden beide Röcke des Fliehenden in der Hand behielt. Diese Röcke wurden, Ärmel in Ärmel, am Ufer gefunden.

Nun sprang Gudden dem König weiter nach ins Wasser, das sich an dieser Stelle ganz allmälich vertieft. Auf dem schlüpfrigen Lettenboden mag der König nicht so schnell vorwärts gekommen sein, wie sein Verfolger, oder aber er wandte sich um, in der Absicht, diesen mit Gewalt zurückzutreiben und den Kampf mit ihm aufzunehmen. Etwa 10—15 Schritte vom Ufer entfernt, ließ sich nämlich im Lettenboden und zwar in einer Tiefe von nicht ganz 4 Fuß deutlich erkennen, daß die beiden

Männer, deren Spuren bis zu diesem Punkte hingingen, Halt gemacht und eine Zeit lang gerungen haben mußten.

Was nun auf diesem Kampfplatz geschehen sein mag? Es wird wohl ewig ein Geheimnis bleiben. Das Eine ist sicher: Gudden ist auf dem Platze geblieben. Seine Leiche wurde in halb sitzender, halb stehender Stellung gefunden, die Füße ziemlich ausgestreckt, in der durch die Tritte der Ringenden verursachten Vertiefung im Lettenboden stehend, der Rücken stark gebogen und etwas außer dem Wasser sichtbar, der Kopf dagegen vorn überhängend in diesem, die Arme gerade nach unten ausgestreckt. Während der König am Körper nirgends Verletzungen zeigte, fanden sich an Guddens Gesicht auf Stirn und Nase mehrere schräg verlaufende Kratzwunden; über dem rechten Auge war ein nicht unbedeutender Fleck, jedenfalls von einem Faustschlag herrührend. Mit diesem scheint der König, dessen natürliche Stärke der Wahnsinn verdoppelte, seinen Feind nach dem ersten Kampfe zu Boden geschlagen zu haben, ihn dann so lang unter Wasser haltend, bis er sich von seinem Tod überzeugt hatte. Ein Mann von der Größe Guddens konnte an jener Stelle, die, wie schon bemerkt, nicht mehr wie etwa 4 Fuß unter Wasser, stehend nicht ertrinken.

Von hier ab war nur noch eine einzige Schrittspur im Lettenboden zu erkennen. Sie führte 10—15 Schritte in den See hinaus, wo dann die Leiche des Königs in derselben Situation wie die Guddens aufgefunden wurde: der Rücken etwas außer Wasser, der Kopf vornüber in diesem, die Füße am Boden. Denn auch an dieser Stelle ist der See nicht so tief, daß der König nicht mehr hätte stehen und atmen können.

Es fragt sich nun: waren die Leichen bei ihrer Auffindung genau auf derselben Stelle, als der Tod eintrat? Der Abend war zwar etwas trüb und regnerisch und der See zeigte leicht gekräuselte Wellen. Indessen war doch die Bewegung des Wassers in der fraglichen Zeit (von ³/₄7 bis etwa 10 Uhr) keine derartige, daß man annehmen könnte, sie hätte zwei schwere menschliche Körper, deren Füße, Ankern gleich, auf dem Boden aufstanden, zu „treiben" vermocht. doch!

Wenn wir aber von der Ansicht ausgehen, daß beide Verunglückte an derselben Stelle, wo ihre Leichen gefunden wurden, auch ihren Geist ausgehaucht haben, dann ist eben bewiesen, daß der König als Sieger aus dem offenbar stattgehabten Kampfe hervorgegangen war und den Kampfplatz, um sich weiter in den See hinaus zu begeben, verlassen hatte, nachdem Gudden tot oder wenigstens besinnungslos geworden war.

Es ist übrigens gerade bezüglich der Leiche des Königs nicht unbedingt notwendig zu glauben, daß dieselbe immer denselben Platz beibehalten habe: nur das erscheint sicher, daß sie vor der Auffindung nicht näher nach dem Ufer zu getrieben hatte. Nimmt man nämlich die Beibehaltung der Lage vom Moment des Ertrinkens an, so müßte man, da an der betreffenden Stelle der König noch hätte aufrecht stehen können, voraussetzen, daß der Tod in Folge Untertauchens bei sitzender Stellung erfolgt sei. Es ist aber die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der König noch weiter hinaus gegangen war und sich dem Element erst dann überlassen hatte, nachdem

er keinen Boden mehr unter den Füßen gefühlt. In diesem Falle müßte man annehmen, die königliche Leiche sei dann vom Wasser so weit nach dem Ufer zu getrieben worden, bis die nach unten hängenden Füße am Lettenboden fest gehaftet waren.

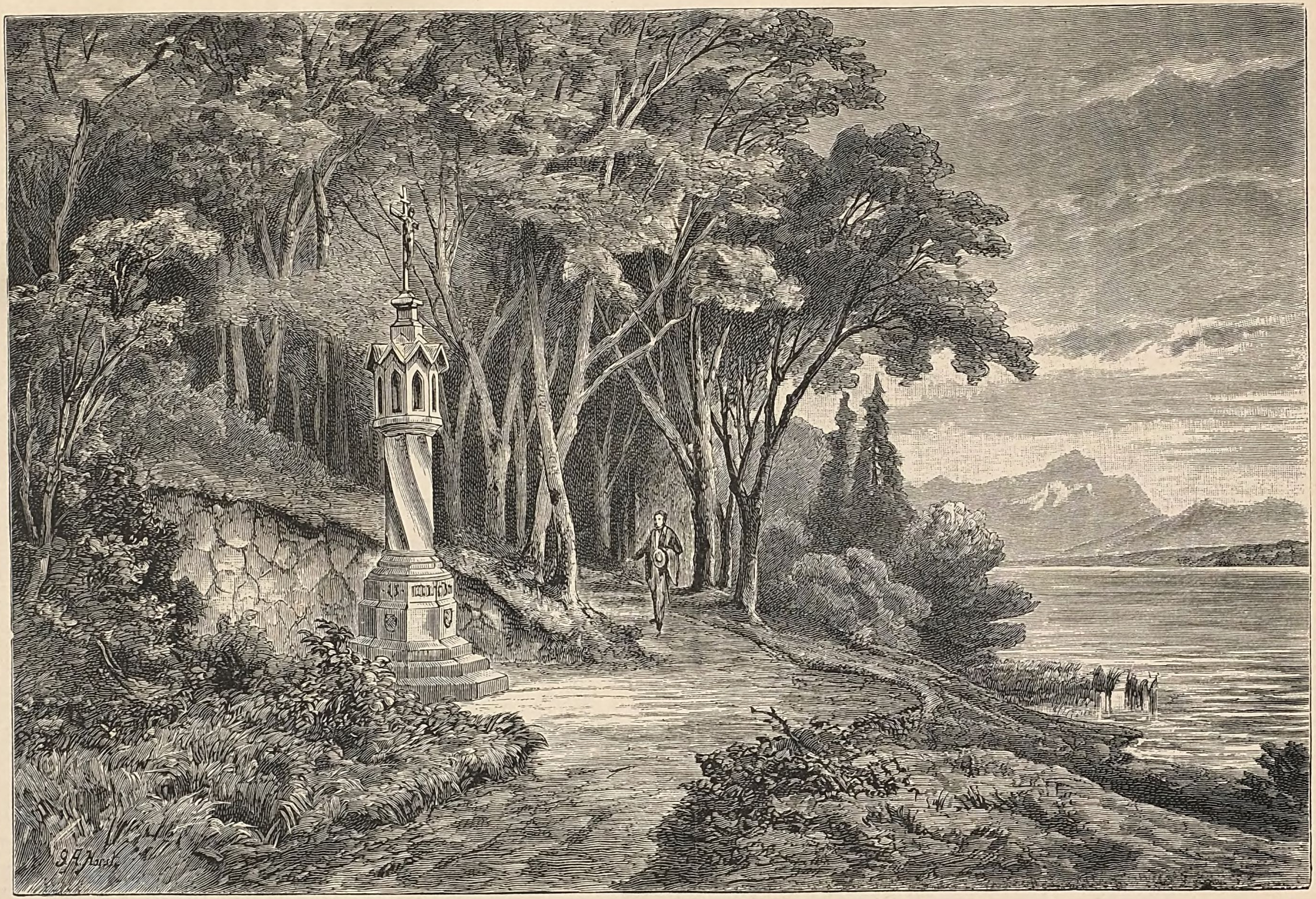
Vor dem Verlassen des Schlosses hatte Gudden geäußert, er würde bis 8 Uhr zurück sein. Als dies um diese Stunde noch nicht der Fall war, sandte Dr. Müller in Besorgnis kurz auf einander zwei Gensdarmen und einen Pfleger in den Park. Von 1/29—9 Uhr wurde dieser mit Hilfe des gesamten Haus- und Pflegepersonals und der noch übrigen Gensdarmen genau durchsucht, jedoch alle kehrten ohne Resultat zurück, wie auch die mit besonderer Rücksicht auf die Felsenpartie im Parke unternommene Nachforschung Dr. Müllers und des Schloßverwalters Huber erfolglos blieb. Von 10 Uhr ab wurden die ersten Telegramme nach München abgegeben, deren erstes lautete: „Der König und Gudden am Abend spazieren gegangen, noch nicht zurück; der Park wird durchsucht".

Um 1/211 Uhr entstand plötzlich ein wirrer Lärm, ein Schloßdiener brachte den Hut des Königs mit der Diamantagraffe, den er am Ufer des Sees gefunden hatte. Der Hut war vollständig durchnäßt. Nach wenigen Minuten wurde gemeldet, man hätte auch den Hut Guddens und die beiden Röcke des Königs gleichfalls durchnäßt am Ufer gefunden; einige Schritte auf dem Trocknen lag Guddens Regenschirm.

Nun lief Dr. Müller mit dem Schloßverwalter Huber hinunter an den See, sie weckten einen Fischer, bestiegen ein Boot und fuhren um 11 Uhr ab, gegen Leoni zu, am Ufer entlang. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie zwei auf dem Wasser mit dem Antlitz nach unten zu schwimmende Körper entdeckten, voran der des Königs und ein paar Schritte hinterdrein jener Dr. v. Guddens. Schloßverwalter Huber sprang in das Wasser und umklammerte die Leiche des Königs, während Dr. Müller die Guddens aus Boot zog und der Fischer gegen das Ufer zu ruderte. Dort sprangen einige Pfleger bei und mit diesen wurden die beiden Körper ins Boot gehoben. Beide waren ohne Puls und ohne Atmung, die Todesstarre war schon eingetreten. Jedoch wurden 3/4 Stunden lang, nachdem rasch die Kleider geöffnet worden, die üblichen Wiederbelebungsversuche durch Einleitung der künstlichen Atmung und Frottierung der Brust in den Zwischenpausen gemacht, natürlich blieben sie alle resultatlos.

Als in Starnberg die Mitternachtstunde ausschlug, erklärte Dr. Müller weitere Versuche für nutzlos und konstatierte offiziell den Tod des Königs und seines Arztes. Man fuhr nun zurück in den kleinen Hafen an der Fischerhütte, wo man Tragbahren holte, um die Leichen nach dem Schlosse zu bringen, wo sie beide in zwei Zimmern des ersten Stockwerkes aufgebahrt wurden, um verhüllt bis zur Ankunft der von Starnberg herbei gerufenen Gerichtskommission liegen zu bleiben.

Diese erschien gegen 2 Uhr in der Frühe des Pfingstmontags: Oberamtsrichter Jehle, Bezirksarztsstellvertreter Dr. Heiß und praktischer Arzt Dr. Magg mit einem Protokollführer. Zuerst wurde der Tod des Königs, dann der Guddens konstatiert.



Die Unglücksstätte in Berg mit dem Denkmal.

Wir glauben hier die Stelle zu finden, um die Frage aufzuwerfen: war des Königs Tod wirklich vorsätzlicher, mit Bewußtsein geplanter und ausgeführter, Selbstmord oder das traurige Ergebnis eines mißglückten Fluchtversuches? Selbst einer der vor dem Ausschuß der Kammer vernommenen Experten hat letztere Annahme für nicht unwiderleglich gehalten. Man könnte dafür die mehr am Seeufer hin, als in die Seemitte hinein führenden Fußspuren, wie man sie nachträglich untersucht, anführen und sagen: die gebeugte Stellung, in der die Leiche des Königs gefunden worden, wiese auf einen infolge der physischen und psychischen Aufregung, welche der Kampf mit Gudden hervorgerufen, ganz erklärlichen Schlagfluß hin. Als ein Hauptbeweis namentlich aber wird von denen, welche vom Andenken des edlen Dahingeschiedenen auch den Makel des Selbstmordes nehmen möchten, die thatsächliche Erfahrung ins Feld geführt, daß ein guter Schwimmer, wie es der König war, eher jede andere Art der Selbsttötung, als die durch freiwilliges Ertrinken, wählen würde. Was sonst durch Schuß, Gift und Anderes, rasch, in Einem Augenblicke, in, wenn auch geistesgestörter, doch immerhin freier Entschließung, geschähe und vollzogen würde, sei durch jenes peinlich erschwert und hinaus gezogen, indem den geübten Schwimmer unwillkürlich und unfreiwillig die gewohnten Bewegungen wieder an die Oberfläche des Wassers und dadurch zum Leben zurück trieben, dem er entgehen wollte. Jedenfalls gehöre eine außerordentliche Willensenergie dazu, trotzdem den gefaßten Entschluß auszuführen, aber diese sei ja gerade dem König so merklich abgegangen.

Auf der anderen Seite dagegen schließen die merkwürdigen Ineinanderflechtungen von gesunden und tiefkranken Regungen und Kundgebungen in der Paranoia und die psychiatrischen allgemeinen Theorien und Erfahrungen gar nicht aus, daß ein Geisteskranker, trotz aller sonstigen Schwankungen, mit äußerster Ausdauer und Zähigkeit an einem Gedanken, wie dem des Selbstmordes, festhalten kann, bis er sich alle Hindernisse aus dem Wege geräumt hat und ihm es gelingt, die That zu vollenden. Und so neigt sich das Gewicht der Vermutungen wie der Gründe doch mehr dahin, daß der König starb, weil er sterben wollte. Und daß er dies gewollt, kann uns als die letzte tragische Konsequenz seines ganzen Lebens erscheinen. Er war sich der Wandlung, die mit seiner Königsstellung, die ihm hoch und majestätisch, wie keinem anderen in Purpur Geborenen erschien, vollständig bewußt. Einen solchen Ikarus-Sturz aus der Höhe, auf die er sich immer schwindelnder hinauf gehoben hatte, eine Gefangenschaft, welche zugleich Fesselung und Beraubung seiner Lieblingspläne und -Gedanken war, die ihm vielleicht auch klare Aussicht, am Ende in dem traurigen Zustande seines Bruders hinsiechen zu müssen, konnte jeder Andere sich erträglicher vorstellen, als Ludwig II. Wir denken an Shakesspeares Wort: „Der Schritt vom Throne ist wie der Schritt zum Grabe". Als ein anderer fortzuleben, als der er bisher gelebt, schien ihm unfaßbar, unerträglich. Er mußte so enden, wie er geendet hat. Es mag einem Ethiker überlassen bleiben, dem Kapitel über Selbstmord den des Königs einzureihen und ihn darin unterzubringen. Wenn über irgend einen in der Geschichte, wird er über diesen milde urteilen müssen. Und wieder kommt uns der große Brite in den Sinn, wie er Kent an der Leiche Lears sprechen läßt:

»Vex not his ghost: O let him pass!
he hates him, that would upon the rack
of this tough world
Stretch him out longer«.

„Quält seinen Geist nicht! Laßt ihn ziehen!
Der haßt ihn, der auf die Folter dieser zähen Welt
Ihn länger spannen will“.

Die Leiche des Königs, wie die seines unglücklichen Begleiters wurde gefunden, und auch das mußte als ein Glück im Unglück bezeichnet werden. Hätte jene die wallende Seeflut nur ein paar Tage lang behalten, es wäre unabsehbar gewesen, welche wahnwitzige Gerüchte entstanden, welche Verläumdungen und Anklagen, Hetzereien und Denunciationen zu Tage getreten sein würden. Hatte sich doch in den Gebirgsgegenden noch nach Monaten nicht die vielfach künstlich geschürte Aufregung gelegt und war kein Märchen von Vergewaltigung, ja Mordversuch gegen den König, von einem Scheinbegräbnis, einer Gefangenhaltung des noch Lebenden, zu abgeschmackt und frivol, als daß es nicht seine gläubigen Hörer und — Verbreiter gefunden hätte.

Und darum war jene rückhaltlose Offenheit geboten, mit welcher die Kammern zu Werke gehen und, gegen ihr Gefühl, sich sogar gezwungen sehen mußten, noch ehe sich die Gruft über dem viel beweinten Toten geschlossen, wenigstens in den Ausschüssen, das schließlich vernichtende Beweismaterial zu prüfen. Am 21. Juni entsprach die Kammer der Reichsräte und am 26. die der Abgeordneten, auf Grund der trefflichen Referate des Reichsraths v. Neumayr einer- und des Abgeordneten Bonn andererseits, einstimmig, dem Antrag der Staatsregierung: „Der auf Grund des Tit. II, § 11 der Verfassungsurkunde gemäß Bekanntmachung am 10. Juni von Sr. K. Hoheit dem Prinzen Luitpold von Bayern übernommenen und nunmehr fortzuführenden Regentschaft zuzustimmen“.

Kehren wir nach Schloß Berg zurück. Die Flagge ist auf Halbmast gezogen und verkündet so die traurige Nachricht von dem Tode dessen, der so gerne an den Ufern des lieblichen Sees geweilt. Im sogenannten „König Max-Zimmer“ ist die Leiche des Königs auf einem prunklosen Holzgestelle aufgebahrt. Rechts und links stehen Palmen und Rosen und brennende Kerzen auf silbernen Leuchtern, über dem Bett befindet sich eine blaue Draperie. Den Körper des Königs verhüllt bis zum Hals eine blauseidene Decke. Zwei Gensdarmen halten die Totenwache, während das im nebenan befindlichen Zimmer an der Leiche Guddens Pfleger thun.

Guddens Züge hatten das freundliche Lächeln, das ihm im Leben so viele Kranke gewonnen hatte, nicht verloren. Das Gesicht des Königs zeigte einen finsteren, herrschsüchtigen, fast tyrannischen Zug.

Im Laufe des Morgens des Pfingstmontags wurden die Aussagen noch eines Teiles der Bediensteten und Pfleger protokolliert, wobei sich u. a. die merkwürdige

Thatsache herausstellte, daß die zwei ständig auf dem Wege, den der König und Gudden genommen hatten, patroullierenden Gensdarmen von dem ganzen, in kurzer Entfernung von ihnen sich abspielenden, grausen Drama nicht einen Laut noch irgend ein Geräusch vernommen hatten.

Von mittags 3 Uhr an war das sonst für Jedermann versperrte Schloß dem Zutritt geöffnet. In dichten Schaaren zogen die Bewohner der benachbarten Orte herbei, um von dem geliebten Fürsten Abschied zu nehmen; auch zahlreiche Münchner, welche die Pfingstfeiertage nach Starnberg gelockt hatten, fanden sich ein. Alle waren beim Anblick der Leiche des Königs tief erschüttert und die Meisten brachen in Thränen aus. Als ein Beamter den Vorschlag gemacht hatte, den allgemeinen Zutritt zu verwehren, hat Hofrat v. Klug entgegnet: „Das Volk hat seinen König so selten im Leben gesehen, vergönnen wir demselben wenigstens seinen Anblick im Tode."

Um 4 Uhr nachmittags traf eine aus den Staatsministern Frhr. v. Crailsheim, Dr. v. Fäustle und Dr. v. Riedel und Ministerialrat Frhr. v. Völderndorff bestehende Kommission ein, um aber, nach Entgegennahme der mündlichen Berichte Dr. Müllers und Hofsekretärs v. Klug und Protokollierung des traurigen Thatbestandes, schon nach einer Stunde wieder nach München zurück zu kehren. Ihr folgte nach 8 Uhr abends die geistliche Kommission zur Aussegnung der königlichen Leiche unter Führung des Stiftsdekan Ritters von Türk; vorher waren noch von Bildhauer Hautmann und Hofgypsformator Mark von dem Gesicht und der rechten Hand des Königs die Totenmasken abgenommen worden.

Nachdem die üblichen Gebete an dem einfachen, mit Blumen reich geschmückten Eichensarge gesprochen waren, wurde dieser aufgehoben und zu dem Leichenwagen, der im Schloßhofe bereit stand und auch bereits, vorzugsweise mit Jasminkränzen, geschmückt war, getragen. Es war wohl einer der ergreifendsten Momente, als der verewigte Monarch der letzten Fahrt von seinem geliebten See und der Nähe seiner Berge um die Stunde übergeben wurde, in welcher er in der letzten Zeit seines Lebens seine Ausfahrten unternahm.

Den Schloßhof füllten die Beamten Starnbergs, die Gensdarmerie, alle Bewohner Bergs und sehr viele der Umgegend, und als der mit sechs schwarz geschirrten, von weiß-blau kostümierten Stallbediensteten geführten Rappen bespannte Totenwagen sich in Bewegung setzte, zogen ihm die Veteranen mit Fahne und Trommelschlag voraus. In zwei Wagen folgten Graf Törring, Baron Washington und die geistliche Kommission. Der mit grauen Wolken bedeckte Himmel entsprach der Stimmung Aller, vor denen dieser ernste Vorgang verlief.

Auch der Pfarrer von Aufkirchen, welcher vorher die Leiche Guddens eingesegnet hatte, begleitete den Zug bis außerhalb Bergs zur Villa Poschinger, wo der Veteranenverein und das in die Gegend gehörige Trauergeleite sich verabschiedeten.

Nun bewegte sich jener im Schritte die kurze Strecke den See entlang, über den steilen Berg hinauf, über das Dorf Percha, nach dem Forstenrieder Parke. In Forstenried stand an der Straße die Feuerwehr der umliegenden Ortschaften, dem heimgegangenen Fürsten die letzte Ehre erweisend. In Mitte Sendlings, gegen 1 Uhr

morgens, erwartete eine größere Zahl Münchner den Zug und ging an der Seite desselben, ehrerbietig das Haupt entblößend, mit bis zur Residenz. Während des Weges vergrößerte sich fortwährend die Zahl der Begleiter, die so ernst daher schritten, als ob sie sich in einer Kirche befänden. Keinerlei Einschreitung polizeilicher Organe war vonnöten, die Leute, die größere Zahl aus jüngeren Männern bestehend, duldeten nichts, was der Würde des Momentes zuwider lief.

Immer mehr lichtete sich der Himmel und als der Zug dem Sendlingerthorplatze sich näherte, beleuchtete ihn das blasse Licht des Mondes. Die Briennerstraße wie der Platz vor der Residenz waren, obwohl die Uhr der Theatinerkirche auf 2 Uhr morgens zeigte, dicht mit ebenfalls fast sich lautlos verhaltenden Menschen gefüllt. Von der Residenz bis zum Eingang in die alte Kapelle bildete Militär Spalier, das im Angesicht des Totenwagens das Gewehr präsentierte. Der Sarg wurde, nachdem die Hofgeistlichkeit ausgestiegen war, abgehoben, eine Treppe hoch in ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer gebracht, auf eine Estrade gestellt und mit den Blumen und Kränzen umhüllt, die während der Fahrt von Berg her sein und des Totenwagens Schmuck gewesen waren. In dem kleinen Gemache, in das sich auch die oben erwähnte Begleitung des Zuges, der Burgpfleger Mappes in Uniform und ein Teil der Dienerschaft des Schlosses begeben hatten, wurde noch vom Hofstiftsdekan ein kurzes Gebet gesprochen und dann blieb dort der Sarg, dessen Ehrenwache die Leibgarde der Hartschiere bildeten und vor dem knieend Geistliche des Hofstiftes beteten, bis Dienstag früh, bis zur Vornahme der Sektion und Einbalsamierung.

Am Morgen des Montags, des 14. Juni, war folgendes Thronfolge- und Regentschaftspatent erschienen:

Im Namen Seiner Majestät des Königs.

Bayerns Königliches Haus und sein in Glück und Unglück treu zu demselben stehendes Volk ist vom schwersten Schicksalsschlage getroffen.

Nach Gottes unermeßlichem Ratschlusse ist Seine Majestät König Ludwig II. aus dieser Zeitlichkeit geschieden.

Durch diesen das ganze Vaterland in schmerzlichste Betrübnis versetzenden Todesfall ist das Königreich Bayern in der Gesammtvereinigung aller seiner älteren und neueren Gebietsteile nach den Bestimmungen der Verfassungsurkunde auf Grund der Haus- und Staatsverträge, Unserem vielgeliebten Neffen, dem Bruder Weiland Seiner Majestät, Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Otto, jetzt Majestät, als nächstem Stammfolger nach dem Recht der Erstgeburt und der agnatisch-linealen Erbfolge angefallen.

Da Allerhöchst derselbe durch ein schon länger andauerndes Leiden verhindert ist, die Regierung Allerhöchstselbst zu führen, so haben Wir als nächstberufener Agnat nach den Bestimmungen der Verfassungsurkunde in Allerhöchstdessen Namen die Reichsverwesung zu übernehmen. Die nach der Verfassung erforderliche Einberufung der Landtages ist bereits verfügt.

Indem Wir, im Namen Seiner Majestät des Königs, die Reichsverwesung hiemit übernehmen, versehen Wir Uns zu allen Angehörigen der Bayerischen Erb-

lande, daß sie Seine Majestät den König als ihren rechtmäßigen und einzigen Landesherrn so willig als pflichtmäßig erkennen, und Allerhöchstdemselben und Uns, als dem durch die Verfassung berufenen Regenten, unverbrüchliche Treue und unweigerlichen Gehorsam leisten.

Damit der Gang der Staatsgeschäfte nicht unterbrochen werde, befehlen Wir, daß sämmtliche Stellen und Behörden ihre Verrichtungen bis auf nähere Bestimmung wie bisher nach ihren Amtspflichten fortsetzen, die amtlichen Ausfertigungen von nun an im Namen Seiner Majestät des Königs Otto von Bayern, wo solches vorgeschrieben ist, erlassen, bei der Siegelung aber sich der bisherigen Siegel so lange, bis ihnen die neu zu fertigenden werden zugestellt werden, bedienen sollen.

Wir wollen alle Bediensteten an den von ihnen geleisteten Verfassungs- und Diensteid besonders erinnert haben und versehen Uns gnädigst, daß alle Unterthanen Seiner Majestät dieser Unserer in tiefem Schmerz im Namen des Königs an sie gerichteten Aufforderung in Treue folgen.

Gegeben zu München, den 14. Juni 1886.

Luitpold,
Prinz von Bayern.

Dr. Frhr. v. Lutz. Dr. v. Fäustle. Dr. v. Riedel. Frhr. v. Crailsheim.
Frhr. v. Feilitzsch. v. Heinleth.

Auf höchsten Befehl:
Der Ministerialrath im k. Staatsministerium des Innern,
v. Neumayr.

Die Geschichte unserer Zeit ist, könnte man sagen, an blitzschnell sich folgende, katastrophenähnliche Ereignisse gewohnt. Selbst das Überraschendste, Außerordentlichste, findet uns fast vorbereitet. Aber vor dem einen oder dem anderen hält man doch wie betäubt still. So ging es wohl jedem nur etwas Ernstdenkenden und Tieffühlenden, als sich die Trauerkunde von dem jähen, furchtbaren Tode König Ludwigs verbreitete. Nicht nur das eigene, zunächst betroffene Land, sondern auch das Reich, auch Land und Leute außerhalb dieses, mußte sie erschüttern.

Davon gaben auch schon im Laufe des Pfingstmontags in erster Linie die zahlreichen Beileidsbezeugungen Zeugnis, die von deutschen und fremden Fürstlichkeiten an Se. K. Hoheit den Prinzregenten eingingen. Wir teilen von diesen nur die Depeschen des Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta mit.

„Berlin Palais, 14./6. 4 Uhr nachm.

Sr. Königl. Hoheit dem Prinz Luitpold von Bayern,
Prinzregent in Bayern.

Noch ehe Ich Euer K. Hoheit Mitteilung beantwortet habe, mit der Sie Nachricht geben von der Katastrophe, die Sie zur Regentschaft Bayerns berufen hat, erhalte ich soeben durch Ihr Telegramm die Mitteilung einer noch größeren Katastrophe, die der vorigen ein entsetzliches Ende macht, freilich nur um Eurer

K. Hoheit Regentschaft über ein anderes Mitglied Ihres Königlichen Hauses hinweg, Ihrer Berufung, eine neue Verpflichtung aufzuerlegen. Für Euer K. Hoheit Mitteilung Meinen treuesten Dank darbringend, spreche Ich Ihnen Meine tiefinnigste Teilnahme bei diesen in so vielen Hinsichten erschütternden Ereignissen aus, von deren Aufrichtigkeit Sie bei Unserer so langen Freundschaft gewiß überzeugt sind. Wilhelm."

„Wahrhaft überwältigt durch die Nachricht, muß Ich Eurer Königlichen Hoheit und den Ihrigen den Ausdruck einer Theilnahme senden, die der tiefen Trauer entspricht, die Ich im Herzen schmerzlich empfinde. Gott helfe Ihnen in so namenlos schwerer Stunde. Augusta."

Und der deutsche Kronprinz telegraphierte:

„Aufs Tiefste durch den Heimgang des Königs erschüttert, teile ich den Schmerz, den Du und das gesamte königliche Haus empfinden, mit ganzem Herzen und bitte Gott, daß er Dich in dem schweren Berufe mit seinem Segen begleiten möge. Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

Aus tiefstem Herzen nahm selbstverständlich die Residenzstadt, obwohl der König sie so wenig geliebt, Anteil an dem schweren Geschick und sie that dies in einer Weise, welche auch ihrem ruhigen Urteil, ihrer klaren Einsicht alle Ehre machte. Ein Zug der Trauer auf aller Antlitz, ein Wort des Mitleids auf aller Lippen, das war an jenen Tagen das Zeichen der Bevölkerung Münchens. Es ist bei solch erschütternden Ereignissen stets der Fall, daß geschäftige Zungen, sei es unüberlegt oder mit schlimmer Absicht, das Erschreckliche immer noch übertreiben und vergrößern. So wußte man allerlei über eine lebensgefährliche Erkrankung der Königin Mutter, die Stellung des Prinzregenten, den Grafen Holnstein u. a. zu erzählen, was doch samt und sonders auf Erfindung beruhte und auch bei der Mehrzahl keinen Eingang fand.

Auch gegenüber jenen anderen, oben angedeuteten Gerüchten machte sich die verständige Einsicht geltend. Wie, fragte man sich, ein Ehrenmann von lauterstem Schrot und Korn, wie der Prinzregent, dann der alte ehrwürdige Kaiser und Fürst Bismarck sollen geduldet haben, daß mit ihrem Wissen und zum Teil mit ihrer ausdrücklichen Genehmigung Thaten ausgeführt wurden, die selbst die ausschweifendste Phantasie auszudenken sich scheut? Nein, tausendmal Nein, antwortete der gesunde Sinn der Münchener Bevölkerung und wies solche wahnwitzige Gerüchte energisch von sich. Es darf jener als ein Verdienst angerechnet werden, daß sie in so schwerer Zeit den Kopf oben behielt, und wenn auswärtige Blätter, denen jedes Unglück nur Stoff zu sensationellen Effekten bietet, diese würdige Haltung in München mit Gleichgiltigkeit verwechselten und hieran vage Bemerkungen knüpften, so verkannten sie ganz die Bedeutung dieser Thatsache. Daß München und das Land die Katastrophe furchtbar empfand, das bewies das atemlose Interesse, mit welchem jedes Extrablatt, jede Neuigkeit verfolgt wurde. Aber selbst bei solch' furchtbarem Stoße kam man nicht aus dem Geleise der Ruhe und Ordnung, weil die Verständigen sich sagten: jetzt erst recht müssen wir Sorge tragen, daß unser Staatswesen ungefährdet bleibt. Fest

gefügt in sich und eingelassen in den Quaderbau des Reichs, hat Bayerns Staatsleben in diesen Tagen des Verhängnisses sich bewährt und mancher mag wohl jener Zeiten gedacht haben, wo Bayern als isolierter Staat in schweren Krisen jedem dreisten Versuche landbegieriger Feinde ausgesetzt war. Gott sei Dank, das ist anders geworden und daß es so ist, war ein Trost in jenen Stunden.

Am Dienstag, 15. Juni, wurde die Sektion des toten Königs vorgenommen; sie dauerte von morgens 8 Uhr bis nach 1 Uhr mittags und wurde vom Professor Rüdinger unter Assistenz des Privatdozenten Rückert ausgeführt. Das Protokoll wurde von dem Geheimrat Ziemssen in Gemeinschaft mit Professor Rüdinger und den drei Psychiatern, Hofrat Hagen, Professor Grashey und Direktor Hubrich, festgestellt. Anwesend waren außerdem Obermedizinalrat v. Kerschensteiner, Professor Kupffer, Leib-Wund-Arzt Seiner Majestät Schleiß v. Löwenfeld und die Hofstabsärzte Brackler, Halm und Becker.

Die Sektion bestätigte in vollem Maße die von den Ärzten gestellte Diagnose, insofern dieselbe nachwies, daß sowohl abnorme Entwicklungsvorgänge als auch Produkte chronischer Entzündung älteren und neueren Datums am Schädel und Gehirn in mannigfaltiger Form vorhanden waren.

Die Einbalsamierung der Leiche, welche sich unmittelbar an die Sektion anschloß, wurde gleichfalls von Professor Rüdinger ausgeführt, gelang außergewöhnlich gut und nahm gegen 8 Uhr abends ihr Ende, worauf die Aufbahrung in der alten Hofkirche sofort statthatte.

Als die dumpfen Glockenschläge am Mittwoch, 16. Juni, zur ersten Messe luden, begannen die Münchener die Pilgerfahrt zur Leiche des Königs Ludwig. Schon um 1/25 Morgens hatte sich eine Menge Menschen vor den Thoren der Residenz eingefunden, die des Einlasses in die Kapelle wartete. Selbst eng gedrängt konnten nur 40 Personen gleichzeitig den kleinen Raum betreten. In schmuckloser Einfachheit, ohne fürstlichen Prunk, lag König Ludwig aufgebahrt. Über dem Katafalk, an der Decke der Kapelle befestigt, schwebte die Königskrone, von welcher vier schwarze, mit matten Goldfransen eingesäumte Tücher baldachinartig ausliefen. Die Wände der Kirche waren mehr als Manneshöhe mit schwarzem Tuch bekleidet. Rechts und links vom Katafalk waren die Wappenschilde des Königs angebracht, rund um jenen Betstühle aufgestellt, während zu Häupten des Toten ein einfaches metallnes Kreuz den Sarg hoch überragte und von einer schönen Fächerpalme beschattet wurde, zu Füßen auf einem Postamente ein silberner Weihbrunnkessel stand. An hundert silberne Leuchter umreihten den mit schwarzem Sammet umkleideten Sarg. Ein Gewinde weißer Rosen umschlang diesen, die Leuchter und die Kerzen. Betäubender Blumenduft durchströmte die Kapelle, deren düsteres Dunkel freundlich durch die massenhafte Fülle der Kränze und Blüten gemildert wurde, welche fast ihre ganze Breite einnahmen und den Katafalk bis zu seiner Höhe bedeckten.

Auf letzterem war der Sarg so schräg gelagert, daß man die ganze Gestalt des Toten sehen konnte. In die Tracht der Hubertusritter gekleidet, ein eng anliegendes schwarzes Sammtgewand mit Jabot und gebauschten Spitzenmanschetten, in

der Linken den von der Kaiserin Elisabeth von Österreich gespendeten Jasminstrauß haltend, die Rechte leicht auf ein mächtiges Schwert gelehnt, sah der König, im Sarge ausgestreckt, imposanter aus als je vielleicht in seinem Leben — jeder Zoll ein König. Die einst so schwärmerisch blickenden Augen waren geschlossen und nur der Ausdruck tiefer, schmerzlichster Ruhe lagerte auf dem bleichen Antlitz, auf den edeln feingeformten Zügen des Toten. Nie in meinem Leben hat die äußere Vornehmheit der Majestät so bestrickend auf mich gewirkt, nie gewahrte ich sie in so tadellos vollendeter Form, Ehrfurcht gebietend und tiefinniges Mitleid erweckend.

Da sich die Familiengruft in der St. Cajetans Hofkirche nicht ausreichend erwies, die irdischen Überreste des Königs aufzunehmen, so wurde die Fürstengruft der St. Michaels Hofkirche dazu bestimmt. In ihr ruhen viele bayrische Fürsten und ihre Gemahlinnen, so der Erbauer der Kirche Herzog Wilhelm V. und sein Sohn Kurfürst Maximilian I. Der neuern Zeit gehören die Sarkophage des Herzogs Eugen von Leuchtenberg und des Oheims des Königs, des Prinzen Adalbert von Bayern an.

Das Innere der Kirche war der ernsten Feier angemessen dekoriert, der Hochaltar schwarz verhängt, inmitten des Trauertuches ein kolossales weißes Kreuz eingewebt, auf rechteckigem Schilde die Inschrift tragend: Ludovicus II. Rex Bavariae nat. 25/8 1845 denat. 13/6 1886. Um den Katafalk, auf welchem neben Krone, Schwert und Szepter auch der Hut der Zeremonientracht des Ordens vom hl. Hubertus lag, wurde ein Teil der zahlreichen Kränze gruppiert, welche in jenen Tagen an des Königs Bahre niedergelegt worden waren. Das Presbyterium wie die zu demselben empor führenden Stufen waren in einen Garten von Cypressen und Palmen, Tujas und Lorbeerbäumen verwandelt worden. An der Evangelienseite stand unter einem schwarzen Sammet-Baldachin der schwarz ausgeschlagene Thronstuhl auf gleichfarbiger Estrade. Das Schiff der Kirche blieb vollständig leer, nur auf dem Musikchor und den Seitengalerien waren einige Vertreter der Presse und wenige Damen zugelassen. Im Emporium des Presbyteriums hatten sich in Volltrauer die Prinzessinnen Adalbert, Therese und Elvira eingefunden. Am frühen Morgen schon des Samstags, des 19. Juni, des Beisetzungstages des Königs, waren die Straßen der Stadt belebt von ungeheuern Menschenmengen, das großartige, ernste Schauspiel und all den Prunk, der mit einer fürstlichen Leichenfeier verbunden, anzusehen, darunter viele Bewohner der Berge, die ihrem „lieben guten König", der so gerne unter ihnen geweilt, den Sarg mit Alpenrosen geschmückt. Nicht die Neugier hatte sie herein geführt, nicht der Drang, in das Alltagsleben eine Abwechslung zu bringen. Die Haltung der Menge, die aus ihr sprechende trübe Feierlichkeit, gab Zeugnis von dem mächtigen Eindruck, den das Geschick des Königs in Jedem hervorgerufen hatte. Von 10 Uhr ab waren alle Läden geschlossen, von den Gesandtschaften und vielen Häusern wehten umflorte Fahnen. Dicht und dichter wälzte sich der Menschenstrom zu den Straßen und Plätzen, durch welche der Trauerzug gehen mußte. In erstaunlicher Ruhe und Ordnung nahmen die unzähligen Tausende Stellung, nirgends einen Raum beschränkend, der für jenen bestimmt war. In den Fenstern der Häuser stand

Kopf an Kopf, viele Bäume, selbst die scharfkantigen Latten der die Gärten abschließenden Zäune waren dicht besetzt.

Die Aufstellung der Truppen war folgende: das Kadettenkorps in der Neuhauserstraße, quer über dieselbe, die Kriegsschule, vorn gegen die Michaelskirche, die beiden Eskadrons des II. Ulanen-Regiments „König“, welche zur Leichenfeier von Ansbach beordert waren, in der Neuhauserstraße mit der Tête gegen die Eisenmannsstraße. Hieran schlossen sich zwei Eskadrons des IV. Chevaulegers- und des IV. Feldartillerie-Regiments und das Infanterie-Leib-, das I. Infanterie-, das III. Feldartillerie- und das I. schwere Reiter-Regiment und zwei Eskadrons der III. Chevaulegers. Von der Residenz bis zum Grafen Arco Palais in der Briennerstraße bildeten das I. Infanterie-Regiment, von da bis zur Arcisstraße und weiter die Krieger- und Veteranenvereine, sodann die Feuerwehr Spalier.

Nach der ersten Bestimmung sollte der Leichenzug von der Hofkapelle durchs Kapellenthor, die Residenz- und Dienersstraße, über den Marienplatz und durch die Kaufinger- und Neuhauserstraße zur Michaelskirche gehen, später jedoch wurde eine Änderung dieses Programmes beliebt und der Weg durch die Briennerstraße über den Karolinenplatz, rechts vom Obelisk, bis zum Königsplatz durch Arcis- und Sophienstraße, über die rechte Seite des Karlsplatzes und durch das Karlsthor zur Neuhauserstraße vorgeschrieben.

Einstündiges Trauergeläute ging der letzten Fahrt König Ludwigs II. voraus, ganz München verkündend, daß man binnen kurzer Zeit den König zur Ruhe bette. In der Residenz sammelten sich nach 12 Uhr die Personen, die am Leichenzuge Teil zu nehmen hätten und in der alten Hofkapelle, wo bis zum letzten Augenblick Tausende und aber Tausende unter Thränen ihr den letzten Gruß zugerufen hatten, nahm man die königliche Leiche vom Katafalk, um sie in den Totenwagen zu verbringen. In dem Augenblick, in welchem dieser aus der Residenz fuhr, brach, ihn hell beleuchtend, die Sonne durch die dunklen Wolken durch, welche bis dahin den Himmel bedeckt hatten, um fortan ungetrübt über den düster prächtigen Zug ihren Glanz zu breiten.

Um ³/₄ 1 Uhr verließ der König unter dem Donner der Kanonen seine fürstliche Behausung, um zu seinen Vätern in die düstere, kalte Gruft hinab zu steigen. Voraus die Hünengestalt des Platzmajors Spreither zu Pferde, gefolgt von zwölf berittenen Gensdarmen. Hinter diesen schritten die Diener des Adels mit brennenden Wachsfackeln, dann kamen 13 Bruderschaften mit umflorten Fahnen, die Lehrer und Schüler der Kreisrealschule, der drei Gymnasien und des Erziehungsinstitutes für Studierende, die Alumnen des Klerikalseminars und die Niederbronner- und barmherzigen Schwestern. Diesen schlossen sich an die k. Hof-Livreedienerschaft mit Fackeln in großer Gala, die sämtlichen k. Hausoffizianten, die Hofmusik, die Hof-Stabsärzte und die Beamten der k. Hofstäbe und Intendanzen. Nun folgten die Kapuziner und Franziskaner und der Regular-Klerus und die Stadtpfarrgeistlichkeit. Ihnen schlossen sich die k. Hoftrompeter an, ergreifende, von dem Hoftheaterchordirektor Stich komponierte Fanfaren blasend, die von dumpfen Paukenschlägen begleitet wurden. Nach dem k. Hoffourier kamen nun die Hofgeistlichkeit und das Domkapitel, den

Bischöfen: dem Erzbischof von Bamberg, den Bischöfen von Regensburg, Eichstätt, Passau, Würzburg und dem Erzbischofe von München-Freising, Dr. v. Steichele mit seinem Assistenten vorantretend.

Düster und ernst schritten nun die schwarz verhüllten Gestalten der 25 Gugelmänner daher, ein Sinnbild des finsteren, unerbittlichen Todes, der des Palastes so wenig schont wie der ärmsten Hütte, vor dem Jugend und Alter, Schönheit und Geist, gleich wenig wiegen. Auf schwarzem Grunde trugen sie die farbig ausgeführten Wappen des Königs und zwei gekreuzte, doppelt brennende weiße Kerzen, der letzte von ihnen das Bildnis des hl. Georg. Darauf eröffnete der Kammerdiener des Königs den langen Zug der Offizianten und Sekretäre der königlichen Hausorden, welchen der Kammerfourier, die Leibärzte und der Hofsekretär folgten.

Unter Vorantritt der beiden Hofzeremonienmeister und des Oberstzeremonienmeisters, Freiherrn von Pergler Perglas nahte nun der Leichenwagen, gezogen von acht ganz in Schwarz gehüllten Rossen, welche von einem Stallmeister und zwei Bereitern geführt wurden, und überragt von einer goldenen Krone, während köstliche Gewinde lebender Blumen die das Dach tragenden Säulen umschlangen. Auf dem Sarge, der die sterbliche Hülle des Verewigten barg, ruhten die schimmernden Zeichen seiner königlichen Würde und die Insignien der hohen Hausorden, fast begraben wie unter der Fülle prachtvollster Blumenspenden, welche in letzter Stunde noch teils von auswärtigen Fürstlichkeiten, teils aus allen Gauen des Bayerlandes gesandt worden waren und unter denen sich auch die Alpenrosen Partenkirchens und Hohenschwangaus und andere Hochlandsblumen in Menge befanden. Zur rechten Seite des Leichenwagens schritten die Flügeladjutanten des Königs, Grafen Dürkheim, Lerchenfeld und Le-Bret so wie die Generaladjutanten Graf Pappenheim und v. Muck außer dem Generalkapitän Freiherr v. Pranckh, auf der linken Seite zwölf Kämmerer, während das Bahrtuch von sechs Kommandeuren des St. Georgens-Orden gehalten wurde. Edelknaben mit brennenden Kerzen umgaben den ganzen Wagen, welchem rechts zur Seite der Capitaine des Gardes und links der Generaladjutant vom Dienste folgten, während die Hartschiergarde in ihrer bekannten Gala mit dem Löwenhelm zu beiden Seiten das Geleite gab. Ein Trauerpferd, ganz in wallenden Flor gehüllt, ein Kruzifix- und zwei Leuchterträger beschlossen die ernste, in ihrer Einfachheit imponierende Gruppe.

Gesenkten Hauptes folgte nun S. K. Hoheit der Prinzregent Luitpold in der Uniform des Generalfeldzeugmeisters, wohl den traurigsten Gang seines Lebens gehend. In langer, glänzender Reihe schlossen sich die Prinzen des königlichen Hauses und die zur Trauerfeierlichkeit eingetroffenen fremden Fürstlichkeiten an, in ihren farbenprächtigen, von Gold und Silber strotzenden Uniformen einen prachtvollen Anblick gewährend, allen voran, unmittelbar nach dem Prinzregenten, in Feldmarschalls-Uniform, der deutsche Kronprinz, den blauen Marschallsstab in der Hand, hoch aufgerichtet, noch immer die herrliche Erscheinung voll männlicher Schönheit und Kraft, neben ihm zur Linken Kronprinz Rudolf von Österreich in der Uniform seines bayerischen II. schweren Reiterregimentes.

Wer es geahnt hätte, daß über den Häupten der beiden Kaisersöhne, die den unglücklichen Bayernkönig zur Grabesruh geleiteten, auch schon die Fittiche des Todesengels rauschten und sie in zwei, drei Jahren, der Eine in der stillen Friedenskirche, der Andere bei den Kapuzinern in der Donaustadt, selbst zu jener gebettet werden würden!

Die bayrischen königlichen Prinzen gingen in bunter Reihe mit den anderen fremden Fürsten. Der russische Kaiser war vertreten durch den Herzog v. Leuchtenberg, der König von Italien durch den Herzog Thomas von Genua. Ferner waren erschienen Prinz Georg von Sachsen, Herzog Albrecht von Württemberg, die Großherzoge von Baden und Hessen, der Erbgroßherzog von Oldenburg, die Erbprinzen von Anhalt und Schaumburg, Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen und Prinz von Schwarzburg-Sondershausen. Die deutsche Kaiserin hatte als speziellen Vertreter den Grafen Nesselrode, die Königin von England den Botschafter Sir Malet, die Königin von Spanien den Grafen Benomar, der König der Niederlande den Gesandten van der Höven, der König von Portugal den Gesandten de Pennafiel, der König von Belgien den Grafen van der Straten, der Prinzregent von Braunschweig seinen Flügeladjutanten Freiherrn v. Giesewald und der Herzog von Nassau den Oberstallmeister Freiherrn v. Bose gesandt. Ferner folgten der Vertreter der französischen Republik, Geschäftsträger Mariani, der schweizerische Gesandte in Berlin, Dr. Roth, der russische Generaladjutant Fürst Mentschikoff und der österreichische Oberststallmeister Prinz Thurn und Taxis für den souverainen Malteserorden.

Der glänzenden Suite der Fürsten und ihrer militärischen Begleitung reihten sich je zwei und zwei, teils in Uniform teils in Civil, die drei obersten Kronbeamten: die Fürsten Hohenlohe, Oettingen-Oettingen und Fugger Babenhausen, dann die Mitglieder der ersten und zweiten Kammer mit ihren Präsidenten an der Spitze an. Es folgten die Häupter und Mitglieder der standesherrlichen, fürstlichen und gräflichen Familien, die obersten Hofchargen und die Staatsminister; die Generale der Infanterie und Kavallerie, die Staatsräte und Präsidenten der obersten Stellen, die Präsidenten der Regierungen und Oberlandesgerichte, die St. Georgi-Ritter, die gesamte dienstthuende Münchener und zahlreiche auswärtige Generalität, die Stabs- und Oberoffiziere der Garnison und endlich im langen Zuge das in München kontrollierte Offizierkorps des Beurlaubtenstandes, wobei die Uniformen aller Kontingente vertreten waren.

Wenn auch mit den letzten, so doch nicht den kleinsten Teil des Zuges bildeten die übrigen Beamten aller Ressorts, zuerst die des Ministeriums des Äußern, dann der Justiz, des Innern, des Kultus, der Finanzen und zum Schluß die des Kriegsministeriums. In dieser Gruppe befand sich auch eine Deputation der Künstlergenossenschaft mit ihrem Präsidenten Eugen Stieler an der Spitze. Den städtischen Kollegien der Haupt- und Residenzstadt hatten sich magistratische Abordnungen aus vielen Städten des Königreiches angeschlossen. Ebenso reihten sich Deputationen der bayerischen Kriegervereine, mit zum Teil prachtvollen Kränzen von Lorbeer und Alpenblumen, der Hochschulen, des Journalisten- und Schriftstellervereins und der Feuer-

wehren dem Ende des großartigen Trauergefolges ein, dessen Schluß noch einige Reiterschwadronen und das zweite Infanterie-Regiment bildeten, das unter dem dumpfen Tone der Trommeln oder dem wehmütigen Klang der Choräle langsam dahin zog.

Mit dem Näherkommen des Zuges waren in der St. Michaelskirche auf sämtlichen 11 Altären, auch am Katafalk die Lichter angezündet worden und hatten unter dem Portal acht Männer in der Gugel Aufstellung genommen. Etwas nach 2 Uhr begann der Einzug des gesamten Klerus mit schwarzen Kreuzfahnen, Lichtern, Sängern und Posaunisten und verteilte sich an den beiden Seiten im Vorderteil der Kirche, wogegen das Domkapitel, die auswärtigen Bischöfe, der Hofklerus und der Erzbischof mit weißer Mitra und schwarzem Pluviale mit seinem Assistenten am Portale stehen blieben. Punkt 2 Uhr 20 Minuten war der Trauerwagen an diesem vorgefahren.

„Thu auf dein Thor, Sankt Michael!
Des Königs Marschall naht.
Du alte Gottesburg, werd' hell,
Beleuchte Seinen Pfad!
Ihr Tauben oben, flattert aus,
Dem müden Herren zu:
Er kehrt vom Kampf in's Väterhaus,
Er sehnt sich nach der Ruh!

Oedeinsam in der Bergesstill'
Umsonst die Seele rang;
In diesen heil'gen Mauern will
Sie Friede nun vom Drang.
Und wie die Mutter trägt zu Bett,
Ihr Kind um Schlafenszeit,
Gibt ihm zur letzten Schlummerstätt'
Sein treues Volk Geleit.

Sanft ruh'n ist bei Sankt Michael!
Du hoher Herr, schlaf' fest!
Des Tages Licht weckt nimmer grell,
Nicht klopft der laue West;
Denn was man einzig hören mag
Im weiten Mauerkreis,
Ist rings umher am Sarkophag
Dein Volk: — das weinet leis!" (Herbert.)

Es war ein erwartungs-, ein stimmungsvoller Moment, als die im Innern des hohen Tempels schweigsam Harrenden das Rollen des dem Wagen entnommenen Sarges vernahmen; dieser war schwarz und trug auf dem Deckel ein goldenes Kreuz. Rasch erfolgte die Überdeckung mit einem kostbaren Bahrtuch, die Krone ward aufgelegt und die oben erwähnten Gugelmänner trugen unter Vorantritt des Domkapitels, der Bischöfe und Erzbischöfe den Sarg nicht auf den Schultern, sondern auf den Händen zum Hochaltar. Die Hofchoralisten stimmten einen Trauerpsalm an. Das

Ehrengeleit des Sarges war genau dasselbe wie jenes am Trauerwagen. Seine K. Hoheit der Prinzregent nahm links vom Hauptaltar unter dem Thronhimmel Platz. Die Vertreter der fremden Länder sammelten sich zu beiden Seiten des Katafalks. Die große Kirche konnte kaum das ganze Trauergefolge fassen. Es war vom Chor aus gesehen, ein überwältigendes, großartiges Bild, diese auch im Trauerflor glanzvolle Versammlung der verschiedensten Rangstufen, Trachten und Uniformen zu überblicken.

Der gesamte Klerus sang abwechselnd mit den Choralisten die einfach ernsten Weisen der Toten-Vigil und nun erfolgte — es war 35 Minuten nach 2 Uhr — der eigentliche Moment der Beisetzung. Der vom Erzbischof eingesegnete Sarg, geleitet wie beim Einzuge, wurde über die beim Altar des hl. Franziskus Xaverius befindliche Treppe in die Gruft getragen. Dort stand vor dem Marmoraltare ein Sarkophag, in welchen der Königssarg eingelegt und sodann durch den königlichen Obersthofmeister und den Minister des königlichen Hauses und des Äußern verschlossen und mit doppelten Siegeln belegt wurde. In der Gruft wurden die rituellen Gebete der Vigil gesprochen und der Feierakt der Beisetzung der Leiche König Ludwigs II. war zu Ende.


Urne mit dem Herzen König Ludwigs in Altötting.

Aber als ob die Natur mittrauern wollte über der Gruft des Königs, war, wie wir die Kirche verließen, plötzlich das bisher so hell scheinende Sonnenlicht verschwunden: dunkle schwere Wolken ballten sich zusammen, grelle Blitze durchzuckten die Luft, grollender Donner krachte und aus den geöffneten Schleusen des Himmels rauschten in kurzem, aber mächtigem Gusse die Wasserfluten herab, ein Widerspiel im Aufruhr der Elemente von dem Leben des unglücklichen Monarchen mit seinem jähen Sturze von den strahlenden Höhen des Glückes hinab in die tiefste Nacht. — Und mit niederschmetternder Gewalt trat die ganze, erschütternde Tragik dieses Lebens, das hier zur ewigen Ruhe geleitet worden war, noch einmal vor das Auge.

In den der Beerdigungsfeier folgenden Tagen wurden in der St. Michaelskirche, abwechselnd, von sämtlichen anwesenden Bischöfen und infulierten Äbten celebriert, die rituellen Trauergottesdienste für den verstorbenen König abgehalten, wobei im ersten derselben Stiftsdekan Ritter Dr. v. Türk die Trauerrede hielt. Der Gedächtnis-Gottesdienst in sämtlichen protestantischen Kirchen des Landes fand nach Anordnung des Oberkonsistoriums am 25. Juni statt.

Hatten die eigentlichen Exequien damit geendet, so fanden die Trauerfeierlichkeiten doch erst am Montag 16. August mit der Überführung des königlichen

Herzens nach Altötting ihren vollen Abschluß. Von dem im Wittelsbacher Fürstenhause althergebrachten Gebrauche, die Herzen der verlebten Mitglieder desselben in der Gnadenkapelle des hochberühmten Wallfahrtsortes beizusetzen, sollte auch bei König Ludwig nicht abgegangen werden.

Der Entwurf zu der Urne, in welcher die eigentlich aus Zinn bestehende Herzkapsel eingefügt ist, wurde von Architekt Brochier angefertigt, diese selbst in vergoldetem Silber, so der Lieblingsrichtung des Königs Rechnung tragend, im Style Ludwigs XIV., eben so geschmack- wie kunstvoll, von Wollenweber ausgeführt. Auf edel gehaltenem Untersatz ruhend, zeigt sie die deutlich ausgesprochene Herzform und auf ihrer Vorderseite, von einer Krone überragt, das königliche Doppel-L, während die Rückwand, an welcher das Gefäß geöffnet und geschlossen werden kann, mit dem in Gold ausgeführten bayerischen Wappen geschmückt ist. An beiden Seiten der Urne erblicken wir Sträußchen von Alpenrosen und Edelweiß, die Lieblingsblumen des Königs nach der Natur getrieben, wahre Kabinetsstücke ihrer Gattung. Ein Aufsatz, der in einer goldenen Flamme endet, verleiht dem Ganzen einen würdigen Abschluß. Mit dem Sockel aus schwarzem Marmor, der in goldenen Buchstaben die Inschrift: König Ludwig II. von Bayern trägt, hat die Urne eine Höhe von 65 Centimeter; sie wirkt edel und harmonisch.

Ihre Überführung nach Altötting ging mit dem auch aus früher Zeit schon herrührenden feierlichen Zeremoniell vor sich. Für dasselbige war eine eigene Hofkommission, bestehend aus dem Stiftsdekan Dr. v. Türk, dem Premierlieutenant der Hartschiergarde, Generallieutenant v. Lerchenfeld-Aham und den k. Kämmerern Frhr. v. Barth und Cramer, bestellt worden. In deren Geleite hatten noch der k. Hoffourier, zwei Leibjäger und sechs Hoflakaien sich zu befinden. Nach einer 5 ½ Uhr morgens gelesenen Messe wurde die Urne mit dem Herzen, die bis daher in der alten Hofkapelle aufbewahrt worden war, aus dieser, von einem schwarzen Velum bedeckt, durch den Stiftsdekan zwischen einem Spalier von 24 Hartschieren und in einem sechsspännigen Hofwagen getragen. Zwei andere Wagen folgten diesem unter der Eskorte einer Abteilung schwerer Reiter und dem Geläute aller Glocken der Stadt bis zum Ostbahnhofe, wo kurz nach 7 Uhr der Extrahofzug nach Neuötting bestiegen wurde. Auch dort erwartete militärische Ehrenbegleitung die Kommission, der sich auf den Weg nach Altötting eine große Anzahl Wallfahrer angeschlossen hatte. Am Portal der Stiftskirche wurde sie vom Bischof von Passau mit seinem Assistenten empfangen und die Urne mit dem königlichen Herzen sofort auf einem mit Kronen und Szepter und den k. Wappen geschmückten Katafalk beigesetzt.

Das deutsche Lourdes, Altötting, hat, was sein Alter betrifft, viel vor der französischen Marienresidenz voraus, indem es in dieser Beziehung getrost mit Loretto und der berühmten Wallfahrt von S. Jago di Compostella wetteifern kann. Fällt ja doch das ursprünglich in Farben gefaßte, nun durch Rauch und Alter geschwärzte Bild der hl. Jungfrau, das Gnadenwahrzeichen Altöttings, schon in die Zeit vom 6.—8. Jahrhundert und hat man auch die hl. Kapelle, in der es steht, wegen ihrer Bauart — sie ist im Achteck mit acht Seitennischen und einem kleinen Rundbogenportal

ausgeführt — sogar auf einen alten heidnischen, den sieben Planeten gewidmeten Tempel zurückführen wollen, den der hl. Rupert seiner jetzigen Bestimmung übergeben haben soll. Wie dem sei, schon im Mittelalter finden wir die Wallfahrt nach Altötting als eine ganz bedeutende. Schon 1449 mußte man, da die Räumlichkeiten für die herzuziehenden Andächtigen nicht mehr ausreichten, an die Errichtung einer neuen, größeren Kirche denken. Die Mittel der hl. Kapelle und die ihr gebrachten Opfer reichten dazu so gut aus, daß jene durch den Bischof Berchthold von Chiemsee mit der Kapelle der hl. Peter und Paul oder der nunmehrigen Tillykapelle am 28. September 1511 eingeweiht werden konnte. Und doch waren in dieser Zeit dem Kapellenschatz, als er im landshutischen Erbfolgkrieg nach Burghausen geflüchtet worden und dort dem Pfalzgraf Ruprecht in die Hand gefallen war, mehr als 80,000 Gulden zu Verlust gegangen. Lang ist die Liste der fürstlichen Personen aller vorigen Jahrhunderte, die in Altötting zur Andacht gegangen und reiche Geschenke hinterlassen haben. 1630 war unter ihnen Tzerklas Graf v. Tilly; er opferte ein mit Diamanten reich besetztes Kreuz; zwei Jahre später kam er wieder nach Altötting — als Toter, um nach seinem Wunsch zu Füßen der Madonna zu ruhen. Auch Herzog Albert und seine Gemahlin sind dort begraben, dann aber von der Kurfürstin Elisabeth, der ersten Gemahlin Maximilians I., an, die Herzen einer großen Anzahl bayrischer Fürsten in ehernen Monumenten oder silbernen Gefäßen beigesetzt.

Bescheiden und einfach in ihrer altertümlichen Form, steht die hl. Kapelle auf einem freien, geräumigen Platze, einem länglichen Vierecke, beinahe in der Mitte des Ortes, in einiger Entfernung von dem vom Bischof Paris Grafen von Laudron von Salzburg errichteten schönen Brunnen aus weißem Marmor, den eine Statue der hl. Jungfrau ziert. In den kleinen, von der Zeit dunkelgebräunten Raum des Heiligtums dringt das Tageslicht nur spärlich durch die sechs kleinen Fenster. Mehrere Lampen werfen einen blassen Schein auf das Gnadenbild, das auf einem silbernen Altar in einem gleichen Tabernakel steht. Es ist mit einem roten, goldumsäumten Rock und einem weißen, an der Brust durch eine Spange zusammengehaltenen Mantel angethan; das Haupt bedeckt ein roter, mit einem Rautenkranz umflochtener Fürstenhut. Im rechten Arm trägt Maria das eine blaue Kugel haltende Jesuskind, in der linken Hand einen in eine Lilie endenden und mit vielen Edelsteinen gezierten Szepter, während unter der Brust des Kindes und der Jungfrau in Gestalt eines Skapuliers ein Schmuck aus Diamanten, Saphiren und Perlen niederhängt.

In diese Kapelle nun bewegte sich nach Abhaltung des Requiems die feierliche Prozession zur Überbringung des königlichen Herzens an seine bleibende Stätte. Der Bischof sprach die letzten Gebete, die Silberurne wurde des Flores entledigt und diese in einer mit Glas bedeckten silberumrahmten Nische, dicht über dem schmalen Portale, dem Muttergottesbilde zugewendet, niedergesetzt.

* * *

Wir sind am Schlusse unserer Darstellung. Das Leben König Ludwigs II. von Bayern gehört der Geschichte an. Historische Persönlichkeiten müssen gewärtig

sein, daß die Nachwelt streng mit ihnen ins Gericht geht. Um so mehr aber soll man sich auch bemühen, dieses Gericht nicht über die Gerechtigkeit hinaus zu führen; kann man über so manches, das dem Bild eines Verstorbenen schadet, nicht hinweg, so darf man doch nicht der Seiten vergessen, welche die Härten mildern, das Urteil freundlicher machen können.

Gerade bei König Ludwig II. erscheint dies erforderlich. Auch wir haben sein Wesen so zeichnen müssen, wie es die historische Gerechtigkeit verlangt, welche keine Rücksicht nimmt und nehmen darf auf die Forderungen des Herzens und des Gefühls. Aber auch diese haben ihr Recht. Kann man auch das Bild des unglückseligen Königs nicht so gestalten, wie es jene wünschen, so kann man doch auf die vielen schönen und guten Züge hinweisen, welche das Leben Ludwigs II. zierten, und man darf und soll über den tiefen Schatten, welche ein schreckliches Geschick über die Geschichte der letzten Zeit des Königs breitete, auch die glänzenden Lichtseiten früherer Jahre nicht übersehen.

„Was ich besitze, seh ich nur von Weitem;
Was mir entschwand, wird mir zu Wirklichkeiten“.

Kann die *Geschichte* diese Worte Altmeisters Goethe nicht zu ihrem Wahrspruche machen, dem *Volksbewußtsein* bleibe es unverwehrt.

Mit einem tröstlichen Gedanken können wir von dem Lebensbild, das uns beschäftigt hat, Abschied nehmen.

Und dieser ist einer von allgemeinerer Bedeutung. Man greift so gerne von gewisser Seite den modernen Staat an und möchte die Zeit, in der wir leben, als eine in falsche Bahnen geratene rückwärts schrauben. Aber für beide war der Verlauf der Regierung Ludwigs II. das glänzendste Zeugnis. In einer anderen Staatsordnung, zu einer anderen Zeit, in denen seine Wahnideen sich hätten praktisch verwerten lassen, würde dieser König furchtbar geschadet haben: so war er im großen und ganzen machtlos. Unser engeres Vaterland aber — wir halten den Ausdruck nicht für zu stark, sondern das Richtige treffend — atmet leichter und freier auf, denn es sieht das Ruder des Staates wieder in eine *ziel- und pflichtbewußte* Hand gelegt.

Seit dem 13. Juni 1886, an welchem eine der traurigsten Katastrophen sich ereignete, welche die Geschichte aller Völker kennt, und ein ideal angelegtes Leben den selbst gewählten tragischen Abschluß fand, ist keine größere Schrift erschienen, welche dem Leben König Ludwigs II. in seinem ganzen Verlaufe, von seinem hoffnungsvollen Anfang bis zu seinem trostlosen Ende, gebührend Rechnung getragen hätte.

Friedrich Lampert, wohl einer der berufensten Biographen König Ludwigs II., versucht nun in vorliegendem Werke Leben und Ende Allerhöchstdesselben mit strengster Objektivität, den thatsächlichen Vorgängen entsprechend, darzustellen.

Eines Königs Geschichte ist zugleich die seines Landes. Darum wird auch den bedeutsamen Ereignissen in ihrer historischen Aufeinanderfolge und Entwicklung nachgegangen, welche Bayern und Deutschland seit dem Regierungsantritte Ludwig II. bewegt und ersterem zu seiner berechtigten, hervorragenden Stellung im neuen geeinten deutschen Reiche, zumeist noch durch König Ludwigs persönliches Eingreifen, verholfen haben.

Ohne im geringsten der geschichtlichen Wahrheit, aber auch ohne der Pietät entgegen zu treten, will der geistreiche Verfasser Licht und Schatten gerecht verteilen; mit Freuden wird er bei den ersten Regierungsjahren des Königs verweilen, wo dessen Geist noch klar und ungetrübt die Geschicke seines Landes leitete, mit Trauer die Zeit schildern, wo finstere Mächte diesen Geist allmählich umnachteten und wie es zu diesem Ende kommen mußte.

Der ideale Sinn, welcher dem verstorbenen König innewohnte, und wie er sich in seiner Hingebung an die Schönheit der Natur, und bei aller Verirrung auch in seinen Kunstschöpfungen gezeigt hat, kommt in seinen feenhaften Schlössern zum besonderen Ausdruck und bringen wir zum besseren Verständnis König Ludwigs II. die hervorragendsten Teile dieser Schlösser, zumeist in Original-Photographien der berühmten J. Albert'schen Kunstanstalt, zur Darstellung.

Vorliegendes Werk wird sich gewissermaßen an das im unterzeichneten gleichen Verlage erschienene Prachtwerk: „König Ludwig I. von Bayern und seine Kunstschöpfungen“ anschließen, und glaubt die Verlagshandlung ein Recht zu haben, ihr Unternehmen dem bayerischen Volke als eine patriotische Gabe von bleibendem Werthe für jeden warmfühlenden Angehörigen desselben darbieten zu dürfen.

Das vornehm ausgestattete Werk erscheint in genau 15 Heften à Mk. 1.50 und ist jede Überschreitung dieser Heftezahl ausgeschlossen.

München.

G. Franz'scher Verlag
Jos. Roth, Hofbuchhändler.

Druck des Literarischen Instituts von Dr M Huttler, Konrad Fischer
Buch- und Kunstdruckerei, München.